IX



Berlin, Verlags-Comptoir (A. Dominé) Druck b. Gebr. Delius

Ein marokkanischer Häuptling.

Das

Buch der Reisen.

Die interessantesten und neuesten Reiseabenteuer.

Herausgegeben

von

Hans Wachenhusen.

Zweiter Theil:

Afrika.

[1860]

Berlin.
Verlags-Comtoir.
(A. Dominé.)

Reisen in Marokko.

I.

Die wunderlichen Heiligen.

Das Kaiserthum Marokko ist gewissermaßen das China Nord-Afrikas. Die große politische Maßregel der Regierung ist: Fernhaltung der Fremden. Man sieht auf alle Ausländer mit Mißtrauen und Verdacht; wenn sie auf irgend eine Weise die Zustände des Landes zu erforschen suchen, so stoßen sie dabei auf namenlose Beschwerden, wir halten uns daher an die Aufzeichnungen Richardson's, dem es vergönnt ward, dieses geheimnißvolle Land zu durchreisen, da er in diplomatischer Mission kam. Dennoch thäte man Unrecht, diesen Umstand lediglich auf die natürliche Abneigung der Mauren gegen freundschaftlichen Verkehr mit den Europäern zu schieben; vielmehr trägt die kriechende und unterwürfige, dabei aber stets vorsichtig lauernde Höflichkeit, mit welcher die Behörden von Gibraltar den Marrokkanern begegnen, keinen geringen Theil der Schuld.

Die Verbindung zwischen Gibraltar und Tanger ist, wenn auch eine ununterbrochene, doch keineswegs eine leichte und regelmäßige, obwohl die beiden genannten Orte, wie bekannt, nur wenige Stunden weit von einander entfernt liegen. Ich mußte mehrere Tage in Gibraltar warten, bevor sich ein günstiger Wind zur Ueberfahrt einstellte, und bald nach unserer Entfernung vom Lande wandte er sich plötzlich wieder gegen uns, so daß unsere Fahrt, statt der gewöhnlichen vier oder fünf Stunden, eine ganze Nacht in Anspruch nahm. Als ich mich am Morgen auf das Verdeck begab, lag Tanger, „die gesegnete Stadt des Herrn", wie sie von den Mauren genannt wird, im ganzen Zauber ihrer nordafrikanischen Umrisse vor mir, weiß und glänzend, mit der Masse ihres Mauerwerks, mit den schimmernden Kuppeln ihrer Heiligthümer, mit ihren himmelanstrebenden Minarets. Hier und da zeigte sich der schlanke

Wuchs einer Palme, das silberne Grau der Oelbäume oder das tiefe Schwarz der Cypressen. Es war dies Alles jedoch für mich kein neuer Anblick; ich war schon früher in Nord-Afrika gewesen, und zwar in Tunis, mit dem ehrenvollen Auftrage, der mir in meinem Vaterland geworden war, mit dem Bey über die Abschaffung der Sklaverei in diesem Lande zu unterhandeln. Der unerwartet günstige Erfolg, den ich daselbst erzielt, führte mich jetzt voll Hoffnung zu demselben Zweck nach Marokko. Der englische Consul jedoch, der bereits von meinen Absichten unterrichtet war, und schon vor meiner Ankunft die Sache eingeleitet hatte, versicherte mir, daß wir hier auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würden. — Ich benutzte inzwischen den längern Aufenthalt, den ich in Tanger nehmen mußte, um Land und Leute so viel als möglich kennen zu lernen. Tanger ist eine Stadt von etwa 10,000 Einwohnern, von denen ein Fünftel aus Juden besteht. Diese wohnen hier nicht, wie an vielen andern Orten, in einem besondern Stadttheil; sie leben vermischt mit der maurischen Bevölkerung, von der sie jedoch auf den ersten Blick durch ihre Physiognomie und Kleidung zu unterscheiden sind. Die lebhaften Farben sind ihnen verboten; sie sind, ein Zeichen der Verachtung, in welcher sie stehen, auf Schwarz angewiesen, wie ehedem in Spanien auf das Gelb. Gleich am ersten Tage meiner Ankunft hatte ich ein Beispiel der unmenschlichen Behandlung, der diese Leute hier ausgesetzt sind. Ein kleiner maurischer Knabe von neun oder zehn Jahren zerrte einen alten Juden vom bescheidensten und demüthigsten Ansehen auf offner Straße an seinem langen, weißen Bart, und als der Greis, auf der Flucht vor dieser Mißhandlung, im Vorbeigehen vor einer Moschee seine Schuhe auszuziehen vergaß, versetzte ihm ein Soldat einen derben Fußtritt, während eine alte Frau ihren Schleier erhob, um ihn anzuspeien. Der arme Hebräer ertrug alle diese Zeichen der Verachtung ohne Murren; der geringste Widerstand hätte ihn auch das Leben kosten können, er hätte vielleicht unter Stockschlägen seinen Geist aufgeben müssen. In einem Irrgang von schmalen, schmutzigen Gäßchen entkam er endlich seinen Verfolgern. Er konnte übrigens froh sein, noch so leichten Kaufs davon zu kommen. Wenige Minuten später wäre er in die Hände der „Hamdouchen" gefallen und von ihnen sicher massakrirt worden. Die Hamdouchen sind die mächtigste und gefürchtetste Sekte des ganzen Reiches. Der Zufall war mir günstig, mich ihr Gebahren sehen zu lassen, wiewohl die Begegnung niemals ganz ohne Gefahr ist. Der Anführer war ein in seinen „Haïk", das lange, weite, wollene Gewand der Mauren, eingehüllter Greis, auf einem weißen Pferde reitend und mit einer weißen Standarte in der Hand. Er trug eine majestätische Unbeweglichkeit zur Schau; während seine

Anhänger, zu Fuß und halb nackt, nach dem Klange einer Pfeife und Trommel ihre Tänze oder vielmehr Zuckungen Toller und Besessener ausführten. Um ihr Oberhaupt geschaart und mit vorn über gebeugtem Kopfe überließen sie sich mit einer Wuth, die bis zum Schwindel und zur Raserei ging, den wunderlichsten Bewegungen. Ihr ganzer Körper verzerrte sich zu den widerlichsten Krümmungen. Anstatt sie zu besänftigen, stachelte die Musik sie nur noch mehr auf, indem sie ihren Takt beschleunigte, und das Volk sie durch sein Geschrei noch anreizte.

Dieser Zustand nervöser Erregung steigert sich bei den Hamdouchen bis zur völligen Tollheit; sie werfen sich auf Thiere, zerfleischen sie mit Zähnen und Nägeln, und verschlingen sie roh und blutend. Ich sah, wie sie einen Hammel in dieser Weise zerrissen, aber sie machen sich auch an Esel, oder was für sonstige Thiere sie auf ihrem Wege finden mögen. — Es ist dies die eigenthümliche Ausdrucksweise ihres besondern religiösen Aberglaubens. Auch rühmen sie sich, alle Gifte ohne Nachtheil genießen zu können, und auf öffentlichen Plätzen sieht man sie oft mit Schlangen spielen.

Wenn sie übrigens keiner Thiere habhaft werden, so werfen sie sich in ihrer wahnsinnigen Wuth eben so gern auf Juden, für die sie ein Gegenstand des Entsetzens sind. Beim ersten Laut der schrecklichen Pfeife verbirgt sich das ganze Volk Israel; ja selbst für Christen ist es immer gerathen, ihnen aus dem Wege zu gehen.

Wahrscheinlich ist es jedoch, daß diese ganze blutdürstige Raserei nur Verstellung ist; die Freigeister reden von den Hamdouchen als einer Sekte, welche durch diese grauenvolle Schauspielkunst den Aberglauben des Volkes benutze. Wie dem auch sei, sie stehen in großer Verehrung; die Menge eilte von allen Seiten herbei, dem unbeweglich und stumm auf seinem Schimmel sitzenden Anführer das Knie zu küssen.

Dergleichen Sekten sind in Marokko sehr zahlreich; worin ihr Unterschied besteht, weiß ich nicht zu sagen; eine derselben zieht als Harlekins verkleidet durch das Land und sammelt die Almosen der Leute ein, die bei den Reichen in Geld, bei den Armen in Nahrungsmitteln bestehen.

Außer diesen Sekten giebt es aber auch noch fromme Einsiedler, die „Santons“ genannt werden, und sich ungestraft Alles erlauben dürfen; keine Frau, kein Mädchen ist auf freier Straße vor ihren lüsternen Nachstellungen und Anmaßungen sicher; ja die öffentliche Meinung, selbst die Stimme der Anverwandten, der Eltern, der Ehemänner preist diejenige glücklich, welche das Wohlgefallen eines jener wunderlichen Heiligen auf sich gezogen. Ich

begegnete fast täglich in Tanger einem — dem Anschein nach verrückten — Santon, der unaufhörlich das gräulichste Geheul ausstieß und mit seinem langen Stock um sich hieb. Wehe dem Kopfe, den ein solcher Schlag traf! Dennoch drängten sich die Vorübergehenden, besonders die Frauen, heran, um seine schmutzige, fleischlose Hand, oder wenigstens seinen Rock zu küssen. Dieser Santon war derselbe, der vor einer Reihe von Jahren, noch unter der Regierung Muley-Suleiman's, auch einem französischen Consul, Mr. Sourdeau, einen Schlag auf den Kopf versetzte. Dieser wandte sich an den Sultan und forderte Genugthuung; Muley-Suleiman aber wagte nicht, der abergläubischen Menge zum Trotz, den tollen Narren zu bestrafen oder einzusperren; er schrieb an den Consul einen Brief, in welchem er ihn mit wohlgewählten Worten, und gleichsam im Namen der christlichen Liebe um Verzeihung für den unzurechnungsfähigen Thäter bat.

Auch die Beerdigungsplätze der Santons gelten für heilig. Als ich eines Tages in der Nähe eines solchen spazieren ging, sah ich einen Mauren in höchster Eile den Hügel hinanklimmen und auf das Heiligthum zu stürzen; er trat in das offene Gebäude, das nie durch eine Thür verschlossen wird, ein, und kauerte sich dann ruhig auf die Erde nieder, so daß er Alles beobachten konnte, was außerhalb vorging, eben so wie er von außen sichtbar war. Es war ein Mörder, der seinen Gegner auf offnem Markt getödtet hatte, und nun hier in diesem Heiligthum vor dem Arm der Gerechtigkeit Schutz suchte. Keine menschliche Gewalt, kein noch so erhabenes Gesetz hätte ihn diesem Ort entreißen dürfen. Die Soldaten kamen an; zu spät; der Flüchtige war sicher vor ihnen; obwohl sie ihn mit ausgestrecktem Arm hätten erreichen können, so hatte doch keiner die Verwegenheit, Hand an ihn zu legen. Sie gaben indessen ihre Beute nicht auf, sondern postirten sich einige Schritt weit von dem Grabmal, um ihn durch den Hunger zu zwingen, seinen Ort zu verlassen und sich ihnen zu ergeben. — Späterhin erfuhr ich indessen, daß einige Unzen hinreichend gewesen seien, die Argusaugen der Wächter einzuschläfern, und den Verfolgten entkommen zu lassen. Er galt ohnedies nicht für einen gemeinen Mörder, sondern hatte einen Akt der Blutrache verübt, die hier noch immer nicht erloschen ist.

Noch merkwürdiger erschien mir folgende Begebenheit, die man mir erzählte: Yazid, der Großvater des jüngst verstorbenen Sultan, hatte sich gegen den grausamen Sidi-Mahomet empört und dann in einer geheiligten Kapelle zu Tetuan Schutz gesucht. Der Sultan wandte jedes Mittel an, um ihn heraus zu locken; er erheuchelte die versöhnlichste Gesinnung, versprach vollkommene Vergessenheit des Geschehenen; Alles umsonst; Yazid kannte seinen Gegner nur zu gut.

Nach drei Monaten vergeblicher Bemühungen ließ der alte Sultan eine Armee von sechstausend Negern gegen ihn aufmarschiren, und drohte, die ganze Provinz Tetuan zu verwüsten, wenn man Yazid entwischen ließe. Die Santons erhielten Befehl, den Verbrecher aus seinem Asyl auszustoßen; aber auch sie widersetzten sich standhaft; selbst die Soldaten wurden von Furcht ergriffen; eine abergläubische Angst bemächtigte sich dieser mit so vielen Kosten herbeigeschafften Armee. Jetzt stellte der Kaiser den grausamsten seiner Feldherrn an die Spitze seiner zügellosesten Truppen, und ließ verkündigen, daß er selbst zur Belagerung der Kapelle herbeieilen werde. Plötzlich aber ward er krank und starb. Das Volk sah in seinem jähen Tode eine Rache des Himmels, und der rebellische Yazid ward mit allgemeiner Zustimmung auf den Thron erhoben.

Auch die Bekanntschaft der berühmten Schlangenbezauberer machte ich während meines Aufenthaltes in Tanger. Es waren Amazergen aus der Provinz Sus, die ich auf einem freien Platz in der Stadt antraf. Auf meinen Wunsch, ihre Kunststücke zu sehen, gingen sie bereitwillig ein. Mit flach emporgehobenen Händen murmelten sie zuerst ein Gebet; dann griffen drei zu einer Art von Flöten, und während sie eine melancholische, aber leidlich wohlklingende Melodie bliesen, begann der Oberzauberer, um einen mit Ziegenfellen bespannten Korb, in dem sich die Schlangen befanden, sich in schwindelnder Eile zu drehen und zu tanzen. Plötzlich bleibt er stehen und zieht aus dem Korb eine der Schlangen hervor, deren grün- und schwarzgefleckten Körper er um Hals und Kopf windet. Dann wirft er das Unthier zu Boden, wo sich dasselbe auf seinem Schwanze in ganzer Länge emporrichtet, indem es sich bald nach rechts, bald nach links hin- und herschaukelt. Während dessen holt der Zauberer mit raschem Griff zwei andere Schlangen, die giftigsten und gefährlichsten, die das Land hervorbringt, aus dem Korbe. Weniger sanft und folgsam als die erste, richten sie ihre mörderischen Zähne immer gegen die nackten Beine des Zauberers, der ihnen jedoch geschickt ausweicht. Jetzt faßt er die eine der Schlangen beim Genick, öffnet ihr mit einem Stab die festgeschlossenen Kinnladen und zeigt mir die Giftzähne, aus denen eine fettige Materie hervorquillt. Er bot ihr seinen Arm, sie biß augenblicklich zu; wir sahen das herausdringende Blut. Der Zauberer aber begann seinen wilden Tanz von Neuem, indem er mit lauter Stimme seinen heiligen Patron anrief.

Ich war überzeugt, daß Alles, was ich hier sah, nur ein geschicktes Taschenspielerkunststück sei; ich glaubte, daß man den Schlangen bereits vorher ihr Gift genommen habe, und bat den Mann, die Schlangen jetzt auch mir einmal anzuvertrauen.

„Seid Ihr auch ein Zauberer?" fragte er mich erstaunt.

„Keineswegs!“ erwiderte ich.

„Dann rührt das Thier nicht an, oder Eure letzte Stunde hat geschlagen. Reicht mir ein Huhn her,“ rief er den Umstehenden zu, „ich will Euch den Beweis geben!“

Er nahm das dargereichte Huhn, riß ihm ein paar Federn aus, und gab die entblößte Stelle dem Biß der Schlange preis. Das Huhn zuckte, taumelte und lag todt am Boden; sein Fleisch sah grünlich-blau aus; ich aber leistete natürlich Verzicht auf das gefährliche Spiel.

Die Sache blieb mir ein Räthsel. Wahrscheinlich mag der Zauberer, wenn er sich von der Schlange beißen läßt, sie mit einem geschickten Handgriff verhindern, ihre Giftzähne zu gebrauchen, so daß die Wunden, die er uns zeigte, nur von den andern ungefährlichen Zähnen herrührten.

Noch weit leichter und bequemer, als ein Zauberer oder Heiliger, ist es in Marokko, ein Marabu oder Gelehrter zu werden. Diese Würde ist gewissermaßen hier erblich; der Sohn eines Gelehrten ist ein Gelehrter, wie der Sohn eines Marquis oder Barons wiederum Marquis oder Baron ist. Zum Marabu ist weiter nichts erforderlich, als ein ganz ausgemachter Narr zu sein, und die größten Ungereimtheiten zu thun und zu reden. Wenn er z. B. öffentliche Vorträge voll des baarsten Unsinns und ohne allen inneren Zusammenhang hält, so sieht das Publikum hierin nichts, als tiefsinnige Allegorien, über deren Bedeutung es sich den Kopf zerbricht, bis es endlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß nach dem Willen des Propheten dergleichen für gewöhnliche Menschenkinder eben ein Mysterium bleiben solle. Niemals dagegen darf ein Marabu seine Hände zu einer nützlichen Arbeit gebrauchen, denn dies würde in den Augen der Leute ein untrügliches Zeichen sein, daß der Geist des Propheten von ihm gewichen ist. Nicht selten ereignet es sich sogar, daß die Marabus von Juden zu Rathe gezogen werden. Benoliel, der Besitzer des Gasthauses, in dem ich wohnte, citirte einst einen solchen, um allerlei Zauber für seine Frau zu verschreiben, die ihrer Entbindung entgegensah. Benoliel selbst behauptete zwar, er glaube nicht an dergleichen Wunder, es sei nur wegen der Weiber. Einige Jüdinnen führten den Gelehrten herbei, mit der Erklärung, daß er Alles wisse, und daß schon seine Kleider nach Heiligkeit dufteten. Die papiernen Amulets verfehlten denn auch ihre Wirkung nicht bei der jungen Frau, die ein schönes Kind zur Welt brachte.

Auch mir ward die seltene Ehre zu Theil, von einem gelehrten Taleb besucht zu werden. Ich las ihm einige Stellen aus meinem Reise-Tagebuch und einen Abschnitt des arabischen Testamentes vor.

„Die Christen," sagte er, „lesen Arabisch, „weil sie Freunde der Muselmänner sind. Nur deswegen giebt ihnen Gott Verstand genug, die Sprache des Koran zu verstehen."

„Wir wünschen alle Sprachen zu studiren," entgegnete ich, „und alle Völker kennen zu lernen."

„Da Ihr schon so weise geworden seid in unserm Lande, und das Arabische lesen könnt, wohin werdet Ihr nun gehen? Warum wollt Ihr nicht lieber nach Hause zurückkehren, und daselbst ruhig als ein Marabu leben?"

Endlich fragte er mich noch, ob ich ihm, da ich so „taleb" (gelehrt) sei, nicht sagen könne, wo Geld vergraben liege, dessen er sehr dringend bedürfe. Die Bewohner der ganzen Berberei pflegen nämlich ihre Schätze zu vergraben, und da das Geheimniß immer nur einer einzigen Person anvertraut wird, die oft stirbt, ehe sie den Versteck den Hinterbliebenen anvertraut, so gehen viele Millionen von Thalern in dieser Weise verloren, und das Volk spürt beständig nach verborgenen Reichthümern.

II.

Der Sklavenhandel in Marokko.

Noch immer war ich dem eigentlichen Zweck meiner Reise, die Abschaffung der Sklaverei in den Staaten des jetzigen Sultans Abd-Er-Rahman zu bewirken, um nichts näher gekommen. Es hatten sich bereits die seltsamsten Gerüchte über meine Sendung verbreitet. Die meisten Leute unter dem Volk glaubten, ich sei gekommen, um alle Sklaven in ganz Marokko loszukaufen, deren Werth ungefähr auf 27,000,000 Dollars angeschlagen wird. Die allgemeine Stimme sprach indessen nicht zu Gunsten meines Vorhabens. Ein Maure bemerkte: „Möchte lieber jedes andere Unheil unser Land befallen, als die Befreiung der Sklaven. Gott billigt die Sklaverei, sonst würde er veranlassen, daß die Sklaven sich gegen ihre Herren erheben, oder daß die freien Neger, deren Zahl ja groß genug ist, Marokko überfallen. Die Königin von England mag ein gutes Herz haben, die Befreiung der Sklaven zu wünschen; aber wir Muselmänner behandeln die unsrigen gut und brauchen Gottes Zorn nicht zu fürchten." Ein Andrer sagte: „Die Engländer sind nicht menschlicher, als alle andern Nationen. Aber Gott hat ihnen

befohlen, die Sklaverei unter den Christen abzuschaffen; ihr eigenes Verdienst ist es wahrlich nicht; sie können aber Gottes Willen keinen Widerstand leisten. Was die Muselmänner thun, ist nur zum Besten der Sklaven, besonders der weiblichen. Wenn wir sie von den Sklavenhändlern gekauft haben, so ist ihr Leben in Sicherheit, und wir machen sie zu wahren Gläubigen."

In hohem Grade erwarb sich indessen mein Zweck den Beifall der Frauen in diesem Lande. Das Gerücht, es sei ein Christ gekommen, der alle Sklaven befreien würde, drang bald in die Harems ein. Die Frau eines angesehenen Mauren äußerte, sie sei des Lebens unter den Sklavinnen satt; und in der That leiden die rechtmäßigen Gemahlinnen der Mauren nicht wenig unter dem herrschenden System. Sie sehen sich mehr und mehr von ihren Männern vernachlässigt zu Gunsten der rohesten und unwissendsten Geschöpfe, deren jene eine nach der andern kaufen, je nachdem Laune oder Leidenschaft sie reizt, bis das ganze Haus damit angefüllt ist. Ueberdies werden Sklavinnen, die ihrem Herrn Söhne geboren haben, mit vieler Achtung behandelt, während die Frauen selbst oft kaum besser daran sind, als Sklavinnen.

Europäer, die sich seit Jahren in Tanger angesiedelt hatten, versicherten mir indessen, daß die Neger im Allgemeinen gut gehalten werden, und daß Fälle der Grausamkeit sich nur selten ereignen. Dennoch suchen sie sich ihre Freiheit zu verschaffen, so oft sich ihnen irgend eine Gelegenheit dazu darbietet. Vor einigen Jahren übte ein angesehener Maure aus freiem Antrieb den Akt der Menschlichkeit, alle seine Neger loszugeben. Einige derselben, denen es zu schwer ward, sich selbst fortzuhelfen, kehrten allerdings bald zu ihm zurück; den andern dagegen gelang es, sich redlich zu ernähren und die Früchte ihres unabhängigen Daseins zu genießen. Bei jeder Festlichkeit in Tanger sah ich ferner die Sklaven in ihren Sonntagskleidern mit Musik und Tanz die Stadt durchziehen, um von allen Klassen der Bevölkerung, vornehmlich den Europäern, Almosen zu erbitten, die sie so lange aufsparen, bis sie eine hinlängliche Summe beisammen haben, um ihre Unabhängigkeit zu erkaufen.

Ein eigentlicher Sklavenmarkt wird in Tanger nicht gehalten; die armen Geschöpfe werden vielmehr wie das Vieh durch die Stadt getrieben und durch Ausrufer feilgeboten. Juden oder Christen dürfen sich keine Sklaven halten; die Regierung dagegen besitzt eine große Anzahl, und die Leute miethen sie tageweise von den Behörden. Der gewöhnliche Preis eines guten Sklaven ist achtzig Duros. Knaben von acht bis zehn Jahren verkaufen sich am besten; weibliche gelten, wenn sie nicht von besondrer Schönheit sind, weniger als männliche Sklaven.

Bei Vergehungen ernster Art werden sie vor die gerichtlichen Behörden gebracht und erleiden dieselben Strafen, wie freie Leute. In unbedeutenderen Fällen werden sie von ihrem Herrn gepeitscht oder anderweitig bestraft. Ich habe bisher absichtlich vermieden, Beispiele von Grausamkeit und Härte in der Behandlung dieser unglücklichen Wesen anzuführen; dennoch muß ich hier den Schleier lüften und dem Leser auch einen Theil der dunkeln Seite des Gemäldes zeigen: Eine Sklavin ward, wie mir aus glaubwürdiger Quelle mitgetheilt worden, noch kürzlich von ihrem Herrn bei den Füßen, den Kopf abwärts, aufgehängt, grausam gezüchtigt und in dieser Lage verlassen. Nur auf die besondere Verwendung ihrer Herrin, deren Menschlichkeit immer noch größer war, als ihr Haß und ihre Eifersucht, ward sie endlich abgeschnitten und in's Leben zurückgerufen. — Einer Negerin wurden ferner zwei Kinder fortgenommen und verkauft, um von dem Erlös die Schulden des Herrn, ihres eigenen Vaters zu bezahlen. Die Mutter war trostlos, dem Wahnsinn nahe, und wird sich nie mehr von dem Schlage erholen.

Empörend ist auch die Art des Sklavenhandels, wie er im Süden dieses Landes selbst mit Europäern und Christen getrieben wird. Man lauert gestrandeten Schiffern, großentheils Fischern von den Canarischen Inseln, auf, nimmt sie gefangen und verkauft sie. In seltenen Fällen nur hören wir von diesen Unglücklichen; meistens nur, wenn es einem von ihnen gelingt, zu entkommen, oder wenn er, nachdem er von einem Besitzer an den andern verkauft worden, nachdem er vielleicht durch hundert verschiedene Hände gegangen, endlich noch ausgelöst wird. Von seinen elenden Gefährten aber, die mit ihm gestrandet und geraubt sind, hören wir niemals mehr.

Zuweilen werden diese unglücklichen Gefangenen von ihren Räubern geflissentlich ausgefragt, ob sie irgend welche mechanische Kunstfertigkeit besitzen, die in diesen öden Regionen sehr hoch geschätzt wird. Wehe ihnen, wenn sie darin geübt sind; sie werden deshalb nur in eine um so hoffnungslosere Gefangenschaft, weithin durch die Wildniß und die Wüste geschleppt; sie werden nicht einmal verkauft, und sind daher ohne alle Aussicht, je erlöst zu werden.

Leider bieten zu diesem schändlichen Gewerbe nicht selten listige Juden die Hand; denn obwohl sie selbst keine Sklaven halten dürfen, so duldet man sie doch als Zwischenhändler. Ueberhaupt fand ich, daß viele Leute dieser Nation in Bezug auf die Sklavenfrage noch unmenschlicher dachten, als die amerikanischen Sklavenhändler, indem sie es für recht hielten, weiße Menschen und Europäer eben so wohl zu Sklaven zu benutzen, wie Schwarze, Neger und Afri-

kaner. Ja, einige fügten selbst hinzu: „Wenn wir die Herren von Marokko wären, so würden wir beide, Christen und Muhamedaner, zu unsern Sklaven machen.“

Ich empfing öfters Besuch von Mauren, unter denen sich auch mehrere Offiziere der kaiserlichen Truppen befanden. Mit einem derselben, Sidi Ali, den ich von dem Zweck meiner Reise unterrichtet hatte, führte ich bei dieser Gelegenheit folgende Unterhaltung:

„Sage mir Deine Meinung, Sidi Ali,“ begann ich, „was kann ich thun, um den Kaiser Muley Abd-Errahman zu meinen Gunsten zu stimmen?“

„Geld!“ antwortete er.

„Aber wird der Emir der Scherifen Geld annehmen von uns Christen?“

„Geld!“

„Was muß ich dem Minister Ben-Dris geben, um mir seine Gunst zu erwerben?“

„Geld!“

„Und kann man denn sicher in Marokko reisen?“

„Geld!“

Geld scheint also in Marokko in der That eben so sehr das Losungswort zu sein, wie überall. Der Kaiser selbst giebt das Beispiel dazu; er häuft Schätze auf Schätze. Ein andrer meiner maurischen Bekannten äußerte sich etwas mittheilsamer über diesen Punkt:

„Was kann ich für Dich thun, Fremder?“ sagte er zu mir. „Du bist freundlich gegen mich; so oft ich Dich besuche, giebst Du mir Thee und Zucker vollauf. Was kann ich für Dich in meinem Vaterlande thun?“

„Sage mir, wie ich meine Mission hier erfüllen, wie ich Muley Abd-Er-Rahman zu sehen bekommen kann.“

„Ich will Dir meinen besten Rath geben. Nimm vor allen Dingen viel Geld mit Dir. Alle lieben das Geld; folglich kannst Du ohne Geld nichts thun. Muley Abd-Er-Rahman liebt das Geld, und Geld muß er haben. Auch der Minister liebt es und darf damit nicht vergessen werden. Der Minister ist die Thür, die zum Kaiser führt. Du kannst nicht in das Haus gelangen, als durch die Thür. Außerhalb der Städte und Dörfer hat der Kaiser keine Macht. Wenn Du daher außerhalb derselben reisest, vergiß nicht, dem Volke Geld zu geben!“

III.

Uebersiedelung nach Mogador.

Da alle Schritte, die ich zur Förderung meiner Angelegenheit gethan, bisher fruchtlos geblieben waren, so schien es mir gerathen, eine Audienz beim Kaiser selbst nachzusuchen. Ich mußte zu diesem Zweck Tanger verlassen, denn Muley Abd-Er-Rahman hatte seine Residenz in der Stadt Marokko genommen. Die Reise zu Lande zu machen, war nicht thunlich; dergleichen ist hier mit namenlosen Schwierigkeiten, Umständen und Gefahren verbunden. Richtet sich die Reise nach einer der geringeren Städte des Reichs, so genügt noch eine einfache Genehmigung des Kaïd und eine Bedeckung von fünf oder sechs Mann, die indessen dem Reisenden, ohne das, was er für die Maulthiere, Treiber u. s. w. zu zahlen hat, täglich noch immer auf 150 Francs zu stehen kommen. Will er sich dagegen nach einer der Hauptstädte des Landes begeben, so bedarf er einer besondern Erlaubniß des Kaisers, und die Umständlichkeiten verhundertfachen sich. Folgendes Verfahren ist dabei zu beobachten:

Der Reisende wendet sich zunächst an seinen Consul, um durch dessen Vermittelung die kaiserliche Erlaubniß nachzusuchen. Sein Gesuch wird schriftlich abgefaßt, durch einen Taleb in's Arabische übersetzt, und der Consul sendet einen Boten damit nach der Residenz ab. Es sind vielleicht zehn Tage erforderlich, ehe dieser an den Ort seiner Bestimmung gelangt. Hier muß er nun die Gefälligkeit der Herren Minister abwarten, die in Marokko ihre Geschäfte nicht schneller abhaspeln, als sie es an allen andern Orten thun; besonders wenn hier der Ueberbringer der Schrift etwa mit leeren Händen und ohne bestimmte Versprechungen erscheint. Ist endlich die kaiserliche Antwort ausgefertigt, so tritt der Bote seinen Rückweg an. Abermals zehn Tage, — und Alles, wohlverstanden, auf Kosten unseres Reisenden.

Lautet die Antwort, wie zu erwarten ist, verneinend, so ist er sein Geld los und kann sich getrost nach Hause einschiffen. Ist die Antwort dagegen günstig, so nimmt die Sache folgendermaßen ihren Gang:

Der Kaiser ertheilt den Befehl, daß alle maurischen Stämme, die zwischen Tanger und der Hauptstadt wohnen, sich bewaffnen, um dem Reisenden das Geleit zu geben. Hier handelt es sich nicht mehr um eine Bedeckung von fünf oder sechs Mann, sondern seine Begleitung wächst allmälig zu einer vollständigen Armee an. Diese bildet von beiden Seiten eine Gasse, in deren Mitte der

Reisende sich befindet, ohne daß es ihm gestattet wird, auch nur eine Linie breit vom graden Wege abzuweichen, oder einen Schritt rechts oder links in's Land zu thun. So reist er wie ein Verurtheilter, den man an die Grenze transportirt. Das Uebelste bei der Sache aber ist, daß die ganze Armee unterwegs frei gehalten werden muß, wofür dem Reisenden allerdings die Ehre zu Theil wird, daß man viel Pulver unter seiner Nase abbrennt und durch ununterbrochene Flintenschüsse sein Trommelfell zerreißt. Wehe ihm aber, wenn sich auf seinem Wege ein widerspenstiger oder rebellischer Volksstamm findet, der dem kaiserlichen Gebot nicht gehorchen will, denn dann verwandeln sich nicht selten jene Ehrensalven in mörderische Scharmützel.

Hat man endlich auf diese Weise sein Ziel erreicht, so wird der Gewahrsam, in welchem man lebt, ein nur noch engerer; man darf nur bestimmte Straßen, und auch diese nur zwischen zwei Reihen von Soldaten, passiren. So nimmt man die Merkwürdigkeiten der Stadt, vor allen Dingen den kaiserlichen Palast, in Augenschein. Daß man hier, wie überall, tüchtig bezahlen muß, versteht sich von selbst; der Kaiser ist, als der Mächtigste, natürlich auch der Habgierigste.

Ist die meist sehr kurze Aufenthaltszeit abgelaufen, so wird der Reisende auf dieselbe Art, wie er gekommen, nur um zehn- oder zwölftausend Francs ärmer, nach Tanger zurückgebracht.

Da diese Art zu reisen wenig Reiz für mich hatte, so befolgte ich den Rath unseres Consuls, nach Gibraltar zurückzukehren, zur See nach Magador, und von da nach Marokko zu gehen. Ich machte die kurze Ueberfahrt auf einem Schiff, welches Stiere nach Gibraltar schaffte. Für einen geringen Zoll, der darauf steht, darf nur eine gewisse Anzahl Vieh ausgeführt werden, eine Beschränkung, die von den Käufern sowohl, als Verkäufern gern umgangen wird. Ich war Zeuge folgenden Gesprächs, das sich zwischen dem Hafen-Kapitän und dem Händler entspann, als ersterer das zur Ausfuhr bestimmte Vieh der gesetzlichen Zählung unterwarf. Der erstere zählte:

„Eins, zwei, drei u. s. w., dreißig, vierzig. Ho! Halt! Es sind zu viel, zu viel!"

„Nein, Du Narr; es sind nicht zu viel, es sind nur dreißig!" antwortete der Händler.

„Du lügst! es sind vierzig!"

„Du irrst!" erwiderte der Händler, indem er jenem drei oder vier Duros in die Hand drückte. „Nur dreißig, Freund, sage ich Dir!"

„Ja wohl, ja wohl; es sind nur dreißig!"

Ohne Aufenthalt ging ich nach meiner Ankunft in Gibraltar

wieder zu Schiff, und nach einer Fahrt von vier Tagen befanden wir uns unfern der Küste von Mogador. Der Wind war ziemlich gut gewesen, nur eine kurze Zeit waren wir durch Südwind etwas aufgehalten worden. Wir schmachteten nach einem sanften Westwind, der uns auch bald in reichem Maße wurde. Die ersten zwölf Stunden blies er allerdings gelinde genug, dann aber entwickelte er sich allmälig zu immer gewaltigeren Stößen. Der Kapitän wurde plötzlich mitten in der Nacht hinaufgerufen, als ob das Schiff versänke oder versinken könnte, während es so schnell, als wir nur wünschen konnten, vor dem Winde dahinlief. Die wirkliche Gefahr lag darin, daß wir die Küste von Magador verfehlen, oder nicht im Stande sein könnten, in den Hafen einzulaufen, wegen der Heftigkeit der Brandung an der Küste. Gegen Morgen dämmerte das Land vor uns, eingehüllt in dichten Nebel, und zwei Stunden später sahen wir über dem feuchten Dunst, der noch immer auf den tieferen Theilen des Ufers lag, das hohe Minaret der großen Moschee von Mogador grade aufsteigen. Der Wind war noch immer so heftig, daß wir fürchteten, an dem Hafen vorbeigetrieben zu werden, wo es dann Wochen lang hätte dauern können, ehe wir bei diesem Winde uns wieder zurückgearbeitet hätten. Das Schiffsvolk zagte; der Kapitän jammerte wie ein Schulknabe, den ein stärkerer und geschickterer Gegner überwunden. Ich begab mich auf's Verdeck mit meinem Reisehandbuch, das den Hafen von Mogador als einen „guten" bezeichnete.

„Beim allmächtigen Gott!" rief der Kapitän; „ja, für die Engländer ist es ein „guter Hafen"; ihr seid die Teufel zur See! Das offne Meer mit dem wüthendsten Sturm ist immer noch ein „guter Hafen" für euch verd— Engländer!"

Erzürnt durch diese außerordentliche Höflichkeit zog ich mich zurück und verschwendete hinfort keine Worte der Ermuthigung mehr an diesen Helden. Nachdem er und seine Mannschaft noch einen ganzen Tag hindurch mit dem Sturmwind um die Wette geheult, und es in der That fast aufgegeben hatte, Mogador je zu erreichen, befanden wir uns denn am nächsten Morgen wirklich am Lande. Der Hafen bot einen wüsten und öden Anblick dar, der durch das wilde Unwetter nur noch finstrer ward. Keine Spur von dem sonst so regen Leben und Treiben einer Seestadt war heute hier bemerkbar; Alles hatte den Hafen verlassen, außer einem verdrießlichen Wächter, der wie ein grimmiger Kettenhund vor seiner Hütte ausgestreckt lag.

Ich nahm mein Quartier im Hause des Hafen-Kapitäns, Mr. Phillips, dessen merkwürdige Lebensschicksale und ungewöhnlicher Charakter wohl einer kurzen Schilderung werth sind. Er behauptete, von jenen Yorker Juden abzustammen, die sich einst so hart-

näckig weigerten, eine Contribution zu zahlen, welche ihnen von einem unsrer Könige auferlegt worden war, und denen daher jeden Morgen auf allerhöchsten Befehl, — und zwar ohne Anwendung von Chloroform — ein Zahn ausgerissen ward, bis sie die grausame Habgier des Tyrannen befriedigt hatten. Mr. Phillips war ein ganz schmucker alter Herr, dessen Gesicht die gewöhnlichen Züge seiner Race trug. Den größten Theil seines Lebens hatte er in Süd-Amerika zugebracht, wo er als General-Adjutant Bolivar's die Freiheit der jungen Republik erkämpfen half, aber auch die größten Verfolgungen von Seiten der Jesuiten zu erleiden hatte. Als er nach zwanzigjähriger Abwesenheit nach England zurückkehrte, ward er von seiner eigenen Mutter nicht wieder erkannt, bis er einst beim Anblick einer alten Porzellanfigur auf dem Kaminsims, die in den Kindheitstagen sein Lieblingsspielzeug gewesen war, in Freudenthränen ausbrach. Nach dem Tode der Mutter kam er nach Mogador, wo er, weil es sonst eben für seinen kampfgewohnten Arm nichts zu thun gab, sich erbot, den Oberbefehl der Cavallerie gegen alle Feinde des Kaisers zu übernehmen.

So viel Kühnheit bei einem Juden erfüllte die Mauren mit Schrecken. Wie konnte ein Jude, wenn er nicht der Teufel selber war, dem Herrscher der Gläubigen den Schimpf anthun, in seine Dienste treten zu wollen! Der muntere alte Bursche ertrug indeß den Sturm, den er heraufbeschworen, und setzte es durch, daß man ihn wenigstens zum Hafen-Kapitän von Mogador ernannte, als welcher er sich erlaubte, die Uniform eines englichen Admirals zu tragen, in deren Besitz er auf sonderbare Weise gelangt war. Er war nämlich einst nach seiner Rückkehr aus Amerika in den Straßen Londons einem alten Bekannten begegnet, der sich immer das Ansehen eines Protektors gegen ihn gab. „Phillips," hatte dieser scherzhafter Weise gesagt, „da Du Dir so viel kriegerische Ehren erworben, so hätte ich nicht übel Lust, Dir eine Uniform zu schenken!" Phillips ließ sich das nicht zwei Mal sagen, und nach kurzer Zeit erhielt sein Freund eine Rechnung für eine Admiralsuniform, angefertigt auf Bestellung des Mr. Phillips. Es war dieselbe, die er noch jetzt zum Staunen der Mauren und zum Entzücken seiner Religionsgenossen trug. Der ehemalige General-Adjutant Bolivar's war übrigens ein höchst liberaler englischer Jude, der sich rühmte, am heiligen Christabend sein Roastbeef und seinen Plumpudding zu essen. Ich habe manches saftige Spanferkel mit ihm zu Abend verspeist, denn die Christen ziehen zum Abscheu aller frommen Muselmänner hier Schweine.

Bald nach meiner Ankunft wohnte ich eines Nachmittags mit gespanntem Interesse den Schießübungen der maurischen Cavallerie bei. Ein Trupp dieser kühnen Reiter versammelt sich fast täglich

mit ihren Anführern auf dem Paradeplatz. Sie theilen sich in Gruppen von zwanzig oder dreißig Mann. Zuerst rücken sie in gemessenem Schritt langsam in einer Reihe vorwärts, dann folgt ein leichter Trapp, darauf Galopp, bei dem sie die Thiere allmälig bis zur äußersten Anstrengung spornen, während sie selbst sich in ihren Steigbügeln grade aufstellen und sich von einer Seite zur andern wenden. Indem sie mit stolz herausfordernder Miene um sich blicken, drücken sie ihre Feuergewehre ab, wobei sie oft die schwierigsten Stellungen annehmen, ja zuweilen selbst die Zügel ganz fahren lassen. Sind die Schüsse gefallen, so stehen die Pferde augenblicklich still, denn das schwierigste Kunststück, das ein Berberpferd lernt, ist, mitten im vollsten Galopp plötzlich anzuhalten. Die größte Geschicklichkeit des Reiters dagegen zeigt sich, wenn er im Steigbügel stehend im schärfsten Lauf des Pferdes Feuer giebt.

Haufen Volkes versammeln sich stets, diesen militärischen Uebungen zuzusehen; rings um den ungeheuern Platz stehen drei oder vier Reihen stumm andächtiger, in ihre Burnus gehüllter Zuschauer. Wolken von Staub und ein Hagel von Sand fliegt oft vor den stolzen, schaumbedeckten Berberrossen daher, und dazu kommt noch der betäubende Lärm so vieler zu gleicher Zeit losdonnernder Flintenschüsse. Zuweilen fällt wohl ein Versehen dabei vor; heute z. B. hielten sich ein paar der Reiter nicht genau in der Linie; der Anführer gerieth sofort in Wuth. „Narren! Dummköpfe!" rief er, „seid ihr Kinder, oder seid ihr Männer?" Einige Christen und Juden, die zu nahe kamen, wurden zurückgetrieben und bedeutet, „Muselmännern nicht im Wege zu stehen."

Diese maurische Reiterei ist unter dem Namen der „Spahis" bekannt. Sie besteht aus Arabern, Berbern, den eigentlichen Mauren, Amazirgen und allen andern in Marokko eingebornen Racen. Diese von einander zu unterscheiden, fällt übrigens dem Fremden sehr schwer; sie sind fast alle sehr dunkelfarbig von Haut und Haaren, nur unter den Amazirgen sollen öfters blondhaarige Leute vorkommen. Obgleich auch mich die Sonne des Südens mit ihren sengenden Strahlen gezeichnet hatte, so war ich doch namentlich den Frauen oft ein Gegenstand der Bewunderung wegen meiner „blendend weißen Haut."

Der merkwürdigste von allen in Marokko lebenden Volksstämmen sind die Bewohner der Provinz Riff. Wie das Riff der wildeste, unzugänglichste Theil des Reiches ist, so sind auch seine Bewohner ein feuriges, unruhiges, unbezähmbares Volk. Der Sultan regiert hier fast nur dem Namen nach, und seine Macht ist eine sehr zweifelhafte. Angewiesen auf seine Gebirge, wie der Adler auf seinen Horst, steigt der Riffianer nur herab, um Thaten der Ge-

walt und Grausamkeit zu verüben. Er ist weder Hirt, noch Ackerbauer, noch Kaufmann; er ist Bandit. Seine einzige Kunstfertigkeit ist die Fabrikation scharfer Dolche, und seine liebste Beschäftigung ihr Gebrauch. Die vollkommenste Straflosigkeit scheint ein erbliches Vorrecht dieses freien Volkes zu sein.

Seine Wildheit ist ein Gegenstand des Schreckens für alle Nachbarn. Die Mauren schleichen sich nur zitternd durch jene gefahrvollen Gegenden, und was die Christen betrifft, so sah man nie einen lebend wieder daraus hervorkommen. Wehe dem Schiff, das der Sturm an diese ungastliche Küste wirft; seine ganze Mannschaft ist verloren im Bereich der gefürchteten Riffpiraten.

Ein Gefühl der Menschlichkeit hat die spanische Regierung angetrieben, die Riffianer zu benachrichtigen, daß sie einen Piaster für jeden Gefangenen zahlen würde, den man ihr lebend wieder zuführe. Dies Mittel hat wenig Erfolg gehabt; denn Gewinnsucht ist nicht der Fehler der Riffpiraten. Sie lieben die Gefahr mehr als das Geld; die Aufregung des Kampfes ist ihnen werther, als der friedliche Genuß des Reichthums.

Der Riffianer trägt seine Seele in seinen Gesichtszügen. Als ich einst zum Hafen von Mogador hinabging, begegnete mir einer dieser wilden Menschen, und sein Anblick wird nie aus meinem Gedächtniß schwinden. Er war nur von mittlerer Größe, aber wohl gewachsen und kräftig; seine einzige Kleidung bestand in einer kurzen Tunika; der übrige Körper war nackt, der Kopf kahl geschoren bis auf einen einzigen Haarzopf, der vom Scheitel bis auf die Hüften hinabfiel und vom Winde hin und her gepeitscht ward. Die Farbe seiner Haut schwankte zwischen kupferroth und braun. Zwei Reihen schimmernd weißer Zähne gaben seinem Munde einen thierisch wilden Ausdruck. Auf der Schulter trug er eine Flinte, die länger war, als er selbst, und ein Dolch hing auf seiner Brust. — Ich war in Begleitung einiger englischer in Mogador ansässiger Kaufleute; er warf einen Blick voll Zorn und Verachtung auf uns, als wollte er sagen: „Ah, wenn ich euch in meinen Bergen hätte!" Seinen Zorn aber ließ er an einem armen Juden aus, den er mit einem Fußtritt auf die andere Seite der Straße warf.

Der Charakter der Mauren ist, wenn auch nicht so wild und roh, doch keineswegs viel liebenswürdiger. Hinter ihrem dumpf brütenden, melancholischen Schweigen lauert Tücke, Treulosigkeit, Verrath und Habgier. Eine Begebenheit, die sich während meiner Anwesenheit in Mogador zutrug, wird dies dem Leser zur Genüge beweisen:

Ein Mann befand sich wegen Meuchelmordes im Gefängniß; ein sicherer Tod stand ihm bevor; man erwartete von Tag zu Tag den kaiserlichen Ausspruch. Einer seiner Freunde beschloß, ihn zu

retten und seine Flucht zu veranstalten. Er wandte sich an einen der Gefangenwärter, der für eine gewisse, nicht unbeträchtliche Geldsumme seine Ketten zu lösen und die Thür seines Kerkers zu öffnen versprach. Es ward abgemacht, daß er ihn um drei Uhr Morgens seinem Freunde übergeben solle.

Um Mitternacht begab sich der Gefangenwärter zum nächsten Verwandten des Ermordeten, und machte ihm den Vorschlag, für eine neue Summe Geldes den Mörder ihm und seiner blutigen Rache zu überliefern. Die Summe wird gezahlt; zur bestimmten Stunde findet der Verwandte den Gefangenen am bezeichneten Ort; er stößt ihn kaltblütig nieder und geht seiner Wege.

Es schlägt drei Uhr; der Freund erscheint und findet nichts als den Leichnam dessen, den er retten will. Er stößt eine Fluth von Verwünschungen gegen den treulosen Gefängnißwärter aus, der ihm, ohne die Fassung zu verlieren, entgegnet: „Ich habe mein Versprechen erfüllt, und meine Belohnung verdient. Habe ich Deinem Freund nicht aus dem Kerker geholfen? Was ihm weiter passirt ist, geht mich nicht an. Einmal in Freiheit, war es seine Sache, selbst über sein Leben zu wachen!"

IV.

Gerechtigkeitspflege in Marokko.

Oftmals, wenn ich in den Straßen von Mogador umherschlenderte, kam ich an einer Art kleiner offenstehender Boutiken vorüber, in denen immer ein in der Nähe des Fensters niedergekauerter Mann saß, und die ich für Kaufläden hielt, bis man mich belehrte, daß eine derartige Bude ein Tribunal oder eine öffentliche Gerichtsstube, und besagter Mann jedesmal einen Kadi zu bedeuten habe. Hieher führt man Schuldige aller Art; der Fall wird ohne Weitläufigkeiten erörtert, das Urtheil auf der Stelle gesprochen und ausgeführt. Die Reichen ziehen sich in der Regel durch Zahlung einer Geldsumme aus der Schlinge; die Armen, deren Beutel dies nicht gestattet, müssen mit ihrer Person einstehen, und meist ist die Peitsche ihr Loos. In keinem Fall dürfen dem Schuldigen jedoch mehr als neun hundert neun und neunzig Hiebe auferlegt werden, die man an einem Rosenkranz abzählt. Einem Diebe pflegt man auch wohl die Hand abzuschneiden.

In der Art der Leibesstrafen herrscht in Marokko eine große Mannigfaltigkeit: bald wirft man den Verurtheilten in die Luft, so daß er beim Herabfallen sich einen Arm, ein Bein oder den Kopf zerschmettert; bald begräbt man ihn bis an den Hals in die Erde und giebt den Kopf allen Beleidigungen der Vorübergehenden preis. Zuweilen steckt man ihn lebend in einen todten Ochsen, oder bindet ihn an den Schweif eines galoppirenden Pferdes; auch füllt man Nase, Mund und Ohren des Verbrechers wohl mit Pulver und zündet dasselbe an. Am liebsten, und so oft als es irgend anwendbar, übt man das Gesetz der Wiedervergeltung. Noch kürzlich fand hiervon ein Beispiel statt, dessen bloße Vorstellung uns schaudern macht. Ein Speisewirth war überführt worden, in Oel gebratenes Menschenfleisch verkauft zu haben; er wurde in kleine Stücke zerhauen, eines nach dem andern in einen siedenden Kessel gethan und den Hunden vorgeworfen.

Da kein Mann Hand an eine Person des andern Geschlechts legen darf, so hat man für die straffälligen Frauen eine Urtheilsvollstreckerin. Sie hat das Amt, zu peitschen, zu enthaupten, Brust oder Ohren abzuschneiden. Je älter und häßlicher sie ist, je lieber pflegt sie die Jugend zu quälen und die Schönheit zu entstellen. Uebrigens werden die Hinrichtungen der Frauen im Geheimen ausgeführt.

Der Zufall machte mich wenige Tage nach meiner Ankunft in Mogador zum Zeugen einer Hinrichtung. Man enthauptete vor dem Thor des Marktes zwei Schleichhändler aus dem Riff. Mit einem schlechten Taschenmesser wurden ihnen langsam die Köpfe abgeschnitten, ohne daß diese unerschrockenen Söhne des Gebirges auch nur einen Schmerzenslaut von sich gegeben hätten. Nachdem die Häupter vom Rumpf getrennt waren, ließ man sie zum Zeichen der Verachtung von einem Juden beschmutzen, und dann wurden sie als warnendes Beispiel für das Volk auf der Mauer des Marktes aufgestellt.

Wie grausam auch die marokkanischen Gesetze sein mögen, so muß man doch anerkennen, daß das Leben der Verbrecher wenigstens niemals von dem Gutachten untergeordneter Beamten abhängt; alle Todesurtheile werden dem Sultan selbst vorgelegt, und dürfen nicht ohne seinen ausdrücklichen Befehl vollzogen werden. Besonders genoß der kürzlich verstorbene Muley Abd-Er-Rahman in dieser Beziehung den Ruf eines milden Herrschers.

Die Prügelstrafe gilt nicht im Mindesten für etwas Schimpfliches, und die vornehmsten Leute sind ihr zuweilen unterworfen. Vor wenig Jahren hatte sich ein Theil der Truppen gegen den Kaiser empört. Auf die Fürbitte des ersten Ministers, Ben Dris, wurde ihnen jedoch Verzeihung und Gnade gewährt. Anstatt dies

dankvoll anzuerkennen, brachen sie in einen neuen Aufstand aus, der nur mit großer Mühe vom Sultan unterdrückt ward. Nachdem es ihm endlich gelungen, ließ er Ben Dris zu sich rufen, und redete den erstaunten Vezier folgendermaßen an:

„Nun, Herr, empfangen Sie für Ihre Mühe vierhundert Stockschläge, und bezahlen Sie mir 30,000 Dukaten; Sie werden dann vielleicht künftig vorsichtiger in Ihren Rathschlägen sein.“ Nichts desto weniger blieb Ben Dris Vezier, und schätzte sich wahrscheinlich noch glücklich, daß ihm der Kaiser den Kopf nicht abgeschnitten hatte.

Beispiele einer hochsinnigen Gerechtigkeit von Seiten der marokkanischen Herrscher werden aber auch nie vergessen, sondern leben in Aller Munde und vererben sich von einer Generation zur andern.

Allerdings kommt es auch mitunter vor, daß der Sultan in seiner salomonischen Weisheit nicht immer eine gleiche Uneigennützigkeit offenbart. Einst fanden sich z. B. zwei junge Hebräer vor ihm ein, um ihn zum Richter in einer sonderbaren Streitigkeit zu machen: sie waren beide in dasselbe Mädchen verliebt, und da sie zwischen Beiden schwankte, so wünschte sie, daß der Sultan ihre Wahl auf einen von ihnen hinlenke. Das junge Mädchen war schön; dies entging Suleiman nicht. Unter dem Vorwande, sich näher mit ihr zu besprechen, entfernte er sich mit ihr in ein anstoßendes Zimmer, und ließ den beiden Rivalen, die ungeduldig seines Ausspruchs harrten, sagen: „Um nicht gegen einen von ihnen ungerecht sein zu müssen, zöge er es vor, den Zankapfel für sich selbst zu behalten.“

Beim Kleinhandel in den Städten herrscht, ohne daß die Behörden viel Notiz davon nähmen, ein wahrhaftes System des falschen Gewichtes. Fast jeder Handelsmann hält sich zweierlei Gewichte, eines zum Einkauf, das andere zum Verkauf. Ja, ich hörte mit meinen eigenen Ohren, wie ein Kaufmann, als er einst die Waare abwog, die Unverschämtheit besaß, seinem Gehülfen zuzurufen: „Du hast Dich versehen; das sind meine Verkaufsgewichte; bringe mir die Einkaufsgewichte. Bin ich jetzt nicht beim Einkauf?“ — Als einst ein Kadi Zeuge war, wie ein armer Araber von einem listigen Juden auf diese Weise schändlich betrogen ward, beschloß er, dem Uebel abzuhelfen und sämmtliches Gewicht der Handelsleute einer Controlle zu unterwerfen. Für seine redliche Bemühung erhielt er aber mitten in dem verdienstvollen Werk den kaiserlichen Befehl, seine Untersuchungen einzustellen und für seinen übermäßigen Pflichteifer die Strafe: ein ganzes Jahr lang alle Tage zwölf kleine Knaben lesen zu lehren.

V.

Eine Audienz beim Gouverneur.

In Bezug auf den Zweck meiner Sendung mußte ich mich glücklich schätzen, statt aller andern Erfolge, endlich wenigstens zu einer Audienz beim Gouverneur von Mogador zugelassen zu werden. Ihm wollte ich das Sendschreiben, das mir in meinem Vaterlande anvertraut worden war, überreichen. Der Freitag, der Sabbath der Muselmänner, an dem alle kleinen Geschäfts-Angelegenheiten ruhen, war dazu bestimmt. Die Mauren weihen den Vormittag dieses Tages dem Gebet; den Nachmittag dagegen benutzen sie zu ihrem Vergnügen oder wichtigen Geschäften. Ich war nur in Begleitung des englischen Vice-Consuls und eines Dolmetschers.

Um vier Uhr Nachmittags trafen wir den Gouverneur ganz allein, mit seinem Rosenkranz in der Hand, auf dem Boden eines kleinen schmutzigen Gemaches von höchstens acht Fuß Länge sitzend, von dessen Decke hundertjährige Spinngewebe herabhingen. Eine schlechte Matte bedeckte den Fußboden, und zur weitern Unterlage bediente sich Se. Excellenz eines Schaffelles. — Jedem seiner Untergebenen war der Zutritt zu dieser Audienz untersagt, aus Besorgniß, daß gegen Niemand in den rechtgläubigen Staaten seines kaiserlichen Herrn etwas von Abschaffung der Sklaverei verlauten solle. Sidi Hay Elarby war ein ältlicher Mann von wohlwollendem und klugem Aussehen. Sein Benehmen während der ganzen Audienz war das eines vollkommenen maurischen Gentlemans. Durch seine Kleidung unterschied er sich in Nichts vom Volk; er trug einen einfachen weißen Turban, einen einfachen Burnus und ein Paar ganz gewöhnlicher Pantoffeln. In solcher Verfassung trafen wir den höchsten Beamten der Stadt.

Se. Excellenz fragte mich zuerst, wer ich sei, und hieß mich in seinem Vaterlande willkommen. Hierauf überreichte ich dem Dolmetscher eine geschriebene Ansprache; da derselbe ein Jude war, so mußte er seine Schuhe ablegen, ehe er sich vor dem Gouverneur niederließ, um ihm Paragraph für Paragraph vorzulesen. Jeder Satz ward besprochen und von dem Gouverneur mit Interesse und Nachdruck beantwortet. Die Unterredung dauert fast zwei Stunden. Als der Consul endlich aber das Sendschreiben überreichen wollte, entgegnete jener:

„Ich bedaure, jene Schrift nicht annehmen zu können; denn wenn ich es thäte, so müßte der Sultan es auch thun, da ich

hier an seiner Statt handle. Eben so wenig darf ich meinem Herrn etwas darüber mittheilen, ja es ist mir nicht einmal erlaubt, sie anzusehen; denn wenn der Sultan mich befragen sollte, so muß ich schwören, diese Schrift nicht berührt zu haben. Im Fall eines falschen Schwurs aber würde mir die Zunge aus dem Halse gerissen werden."

„Und ferner," fuhren Se. Excellenz fort; „wenn mein Herr den Willen Eurer Regierung erfüllen, und den Sklavenhandel vernichten wollte, so würde das ganze Volk gegen ihn aufstehen, und er wäre seines Kopfes nicht mehr sicher. Euer Wunsch ist unsrer Religion zuwider, so wie Ihr versichert, daß die Sklaverei es der Eurigen ist. Wir erfüllen nur das Gesetz des Koran, indem wir Sklaven kaufen und verkaufen; Mahomed selbst, der Prophet, hat uns dazu ermächtigt."

Der Gouverneur hörte offenbar den Klang seiner eigenen Stimme und seine geschickten Wendungen sehr gern; denn er sprach in ähnlicher Weise noch längere Zeit weiter, ehe er uns entließ.

Dies war indessen erst die öffentliche, gleichsam die Tagesseite unsrer Verhandlung; sie hatte auch noch ihre Nachtseite; denn ist einmal die Neugierde des Mauren erregt worden, so muß er sie befriedigen, gleichviel durch welche Mittel. Es überraschte mich daher gar nicht, daß der schlaue Gouverneur zu wissen wünschte, was es denn mit meinem Sendschreiben eigentlich auf sich habe, und daß er sich wo möglich eine Abschrift davon zu verschaffen suchte. Am nächsten Tage sagte mir Jemand, ein Freund des Kaisers wünsche dringend eine Unterredung mit mir, und bitte mich, die Schrift mitzubringen.

Es war zehn Uhr in der Nacht, als ich mich mit einem maurischen Führer allein in den Straßen von Mogador befand. Der Wind heulte und die Kettenhunde kläfften; es war so dunkel, daß man kaum den Weg fand; kein menschliches Wesen war mehr sichtbar. Wir gingen verstohlen Straße auf, Straße ab, als handle es sich um einen diebischen Einbruch; ich fing an, mich unbehaglich zu fühlen, und fürchtete, daß man mir eine Falle gelegt. Dennoch vertraute ich der maurischen Ehre und fragte meinen Führer, ob wir nicht bald am Ziel seien.

„Gott weiß! Sei ruhig!" war die Antwort.

Wir setzten unsern Weg fort. Es war bitter kalt, ein paar Regentropfen begannen zu fallen.

„Wo ist das Haus?" fragte ich wieder.

„Folge mir; rede nicht!" lautete die Antwort.

„Ist dies die Straße?" fragte ich, nachdem wir wieder eine Weile gegangen waren.

„Eskut!“ (Halt Deinen Mund).

Jetzt traten wir in einen dunkeln Hofraum, mit einer zerbrochenen Thür, die in ihren Angeln knarrte.

„Wer wohnt hier?“ sagte ich zu meinem Führer.

„Verrückter Engländer, halte Deinen Mund. Denkst Du, daß wir Muselmänner Dich fressen werden?“

Beim Schein einer Laterne, die wir in einem Winkel fanden, gingen wir durch mehrere Höfe, und traten dann in einen Hausflur, wo mich der Maure beim Arm ergriff, in einer Weise, daß ich glaubte, es gehe mir an's Leben. Indem ich mich loszumachen suchte, fiel ich sammt dem Führer mit Gepolter gegen eine Thür.

„Was ist los?“ fragte eine Stimme von innen.

„Oeffne!“ entgegnete der Führer.

Ein kräftiger Neger erschien und stieg mit uns eine Anzahl von Treppen hinauf und hinab. Ich ließ den Kasten fallen, der mein Sendschreiben enthielt; der Führer hob ihn auf, und wir traten in ein Gemach, wo wir beim trüben unsichern Schein eines flackernden Lichtes einen ehrwürdigen alten Mauren erblickten, der wie ein mitternächtlicher Astrologe oder geheimnißvoller Magier inmitten eines Haufens von Papieren und Büchern saß. Bei unserm Eintritt blickte er auf und sagte mit sanfter Stimme:

„Wer ist da?“

Mein Führer polterte herein und begann mit geläufiger Zunge zu erzählen.

„Sidi,“ schloß er, in der Meinung, ich verstehe seine rasche Rede nicht, „dieser Christ ist ein furchtsamer Narr und Esel; ich hatte die größte Mühe, ihn herzubringen!“

Ich beobachtete den auffallenden Contrast zwischen meinem lärmenden und beweglichen Führer und der ernsten, unerschütterlichen Ruhe des Greises. Letzterer nahm das Kästchen in Empfang, öffnete es vorsichtig und gab dem Neger einen Wink. Sogleich entfernte sich dieser und kam mit einer Theekanne und zwei Tassen zurück, von denen mir eine gereicht ward. Der Greis entfaltete nun das Schreiben und starrte die lateinischen Buchstaben an. Nach einer Weile sagte er:

„Ich werde sehen; auf morgen!“

Sogleich ergriff der Führer mich bei der Hand und zog mich fort, so daß mir kaum Zeit blieb, dem Alten „gute Nacht“ zu wünschen. Spät nach Mitternacht kam ich in meiner Wohnung wieder an. Am nächsten Morgen glaubte ich, Alles sei nur ein häßlicher Traum gewesen; bald aber erschien ein Jude, der mir im Geheimen sagte, er solle eine Uebersetzung der Schrift anferti-

gen, um sie dem Kaiser von Marokko zuzusenden. Ungefähr eine Woche später ward sie mir wieder zugestellt; ob aber der Sultan je eine Uebersetzung davon gesehen hat, weiß ich so wenig als der Leser.

VI.

Orthodoxie der Muselmänner.

Mogador besitzt nur eine, einigermaßen sehenswerthe Moschee, die von einem hohen Minaret überragt wird, von welchem, wie im ganzen Orient, die eintönige und zitternde Stimme des Muezzin oder Küsters das Volk alle zwei Stunden zum Gebete ruft. Man kann nichts Melancholischeres hören, besonders in der Nacht, als diese aus hoher Luft herabdringenden Worte: „Beten ist besser als schlafen! Allah ist groß!“

Die Moschee ist nie geschlossen; zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht können die Gläubigen, nachdem sie am Eingang ihre Schuhe abgelegt haben, hineintreten. Daß der Priester sich durch eine besondere Kleidung auszeichnete, habe ich nicht bemerkt; wohl aber entging es mir nicht, daß er mich mit giftigen Blicken verfolgte, so oft ich an seiner Moschee vorüberkam. Was ihn am meisten gegen mich aufbrachte, war, daß ich dabei ruhig meine Stiefel an den Füßen behielt. In das Heiligthum einzudringen, wäre ein Verbrechen, das man nicht einmal denken darf; man würde sofort zum Kadi geschleppt werden und keine andere Wahl haben, als Abschwörung der christlichen Religion, oder den Tod.

Das mohamedanische Gesetz ist hierin bekanntlich so streng, daß selbst die Gesandten der europäischen Mächte in Constantinopel nicht ohne eine besondere Erlaubniß des Sultans die Aya-Sofia in Augenschein nehmen dürfen. Eine türkische Frau schlug dem russischen Gesandten einst wüthend in's Gesicht, als dieser, ohne darauf Acht zu haben, in der Moschee auf die Erde spie. — In den marokkanischen Staaten aber, wo der Islam in höchster Blüthe steht, ist dies Gesetz noch weit strenger. Man mußte nur die drohende Stellung der Vorübergehenden sehen, so oft ich wagte, mich der heiligen Schwelle zu nähern, um so viel als möglich vom Innern wahrnehmen zu können.

Ein sonderbarer Fall trug sich in dieser Beziehung vor einigen

Jahren zu. Die Uhr der großen Moschee war so in Unordnung gerathen, daß es der Hand eines geschickten Uhrmachers bedurfte, um sie wieder in Stand zu setzen. Unter allen wahren Gläubigen aber fand sich Niemand, der das große Werk hätte vollbringen oder auch nur mit Sicherheit den Fehler hätte angeben können. Der Klügste unter ihnen behauptete daher, ein böser Geist habe sich in der Uhr eingenistet, und nur die frommen Gebete der Gläubigen würden ihn daraus vertreiben. Aber Alles war vergebens; die Uhr blieb stumm. Nun lebte in Mogador ein christlicher, sehr geschickter Uhrmacher, dem man das Kunststück gern anvertraut hätte, aber die Uhr befand sich in der Mauer des Thurms, und unmöglich schien es doch, den geweihten Boden des Gotteshauses durch den Fuß eines Christenhundes entehren zu lassen.

Die obersten Behörden der Stadt versammelten sich also zur Entscheidung dieses schwierigen Falles. Sie kamen überein, daß der Theil des Pflasters, den der Fuß des Christen beträte, aufgerissen, und die Wände, auf welche sein Schatten falle, neu geweißt werden müßten. Dabei wurde dem Uhrmacher auf's Strengste anbefohlen, Schuhe und Strümpfe auszuziehen.

„Nein," entgegnete dieser, „dazu verstehe ich mich nicht; ich habe nie Schuhe und Strümpfe abgelegt, wenn ich in meiner Heimath die Kapelle der reinen Jungfrau betrat; noch weniger werde ich es zu Ehren Eures Propheten thun."

Jetzt war man so klug wie zuvor. Die Behörden versammelten sich auf's Neue; es ward berathen hin und hin, aber nichts beschlossen. Zuletzt ergriff ein alter ehrwürdiger Muezzin mit schneeweißem Bart das Wort:

„Was würden wir thun," sagte er, „wenn die Mauern im Innern der Moschee einer Ausbesserung bedürften, und die Arbeiter Kalk und Ziegelsteine dazu forderten? Wir würden ohne Bedenken einen Esel nehmen, der ihnen dies hineintrüge, und wir würden nicht verlangen, daß er zuvor seinen Huf ablege. Nun, und glaubt vielleicht der Esel mit uns, daß Gott Gott ist und Mohamed sein Prophet?"

Allen leuchtete dies ein, und man entschloß sich, so gut wie den Esel auch den Uhrmacher eintreten zu lassen, ohne daß er seine Fußbekleidung ablege. So ward die Uhr der großen Moschee von einem Christen in Stand gesetzt und hat seitdem keiner neuen Ausbesserung wieder bedurft.

Nicht weniger mußte ich mich beim Besuch des maurischen Kirchhofes hüten, die Gräber zu betreten, aus Furcht, die Seelen der Gläubigen zu beunruhigen, die darin verscharrt liegen. Auch hierin scheint man den Fuß der Thiere für weniger gefährlich zu halten. Es war bereit nach Sonnenuntergang, als ich dort unter

den Trümmern der Verwesung spazierte, und beim fahlen Dämmerlicht der hereinbrechenden Nacht sah ich die leichenräuberische Hyäne über die Gräber dahinschleichen.

In jeder größern maurischen Stadt leben immer einige jüdische und christliche Renegaten, und dies ist hinlänglich, die Mohamedaner von der Ueberlegenheit ihrer Religion über die aller andern Nationen zu überzeugen. Die Art und Weise jedoch, wie der Uebertritt stattfindet, ist nicht gerade geeignet, auch uns diese Ueberlegenheit zu beweisen. Meistens handelt es sich dabei um eine Heirath; auch hört man nicht selten kleine jüdische Knaben, wenn sie von ihren Vätern gezüchtigt werden, ausrufen: „Ich laufe fort, und werde ein Muselmann!" Ein achtbarer Jude aber bemerkte gegen mich: „Wenn ich einen meiner Söhne so reden hörte, so würde ich ihm sogleich eine Dosis Gift beibringen; ich wollte lieber ohne Kinder sterben, als eines davon in einen muselmännischen Teufel verwandelt zu sehen."

Noch immer herrscht unter Juden sowohl als Muselmännern die Ansicht, daß die Weiber keine Seele haben. Ich befragte einige Frauen selbst darüber, und sie entgegneten: „Wir fragen gar nichts danach, ob wir Seelen haben oder nicht!" Nur Eine hatte den Muth zu behaupten: „Wenn die Männer Seelen haben, so haben wir gleichfalls welche; denn sind nicht alle Männer von uns Frauen geboren worden?"

In Religions-Angelegenheiten versteht der Muselmann keinen Spaß, und seine Herrscher gehen ihm hierin mit gutem Beispiel voran. Ein europäischer Kaufmann, der sich in Mogador niedergelassen, glaubte ein recht gutes Geschäft zu machen, wenn er Taschentücher, worauf Stellen aus dem Koran gedruckt waren, an die Muselmänner verkaufte. Eines derselben kam in die Hände des Kaisers, und da dieser glaubte, die Christen wollten das heilige Buch lächerlich machen, so gab er Befehl, sämmtliche Tücher zu vernichten und den Kaufmann zu bestrafen. Zum Glück hatte dieser sich bereits seinen Verfolgern zu entziehen gewußt. — Nicht viel besser erging es einem englischen Arzt, der dem Sultan zwei Flaschen eines heilsamen Elixirs hatte zustellen lassen, denen an der Seite Verse des Korans aufgeklebt waren. Der Sultan war im höchsten Grade entrüstet und ließ dem Arzte befehlen, er solle das heilige Buch nicht in dieser abscheulichen Weise mißbrauchen.

Nur in Sachen der Liebe pflegen sie weniger gewissenhaft zu sein; man hat Beispiele, wie die marokkanischen Kaiser sich in aller Form um die Hand europäischer Damen beworben haben. So hatte zur Zeit der Regierung Ludwigs XIV. von Frankreich Muley Ismael von der außerordentlichen Schönheit der Prinzessin von Conti, einer Tochter des Fräuleins von La Vallière, gehört, und

ließ ihr durch einen Gesandten seine Hand antragen. „Unser Sultan,“ sagte dieser, „will in Uebereinstimmung mit dem Gesetz Gottes und des Propheten die Prinzessin heirathen, ohne daß sie selbst gezwungen sein soll, ihre Religion oder ihre gewohnte Lebensweise aufzugeben. Sie soll Alles, was ihr Herz nur wünschen kann, im Hause meines Herrn finden.“ Obwohl man natürlich von Seiten des französischen Hofes auf die Wünsche des Sultans nicht eingehen konnte, so lehnte doch „der allerchristlichste König“ diesen „ehrenvollen Antrag“ nur unter dem Vorwande der verschiedenen Religionsbekenntnisse ab.

Glücklicher als Muley Ismael war einer seiner Nachfolger, Sidi Mohamed. Dieser hatte sich zur Anlage von Festungswerken einen englischen Ingenieur verschrieben, welcher in Begleitung seiner jungen Frau erschien und mehrere Jahre in der Stadt Fez lebte. Nach seinem Tode beweinte seine noch immer junge und schöne Wittwe ihn pflichtmäßig nach der Sitte des Landes, welches ihre zweite Heimath werden sollte, und rüstete sich dann, ihre äußeren Angelegenheiten zu ordnen. Auf den Rath einiger maurischer Damen, mit denen sie Freundschaft geschlossen, bat sie den Sultan um eine Audienz, und sprach ihn um die Mittel zur Rückkehr in ihr Vaterland an. Sidi Mohamed fand Gefallen an ihr; sie besaß die ganze Schönheit der Frauen Albion's; er fragte, ob sie in ihrer Heimath Freunde und Anverwandte fände, und als sie dies verneinte und ihm ihre Verlassenheit schilderte, machte er ihr den Vorschlag, als schönste Zierde seines Harems bei ihm zu bleiben, und sich zum Propheten zu bekennen. Entrüstet wies sie diesen Antrag zurück; Sidi Mohamed hatte ihr aber schon zu tief in die blauen Augen geblickt. „So behalte denn Deinen Glauben,“ sagte er, „und werde meine rechtmäßige Gemahlin.“ Jetzt widersetzte die schöne Frau sich nicht mehr, und der Sultan heirathete sie nach den gewöhnlichen Gebräuchen des Islam. Sie ward die Mutter des durch seine Grausamkeit berühmten Sultan Yezid, dessen finstrer Wahlspruch war, „daß ein Land nicht wohl regiert sei, wenn nicht ein Strom von Blut von den Thoren des Palastes nach allen Thoren der Stadt hin sich ergieße.“

VII.

Die Belagerung von Mogador.

Ehe ich den Leser bitte, Mogador mit mir zu verlassen und mich auf meiner weitern Reise durch Marokko zu begleiten, will ich noch eine kurze Schilderung des Bombardements dieser Stadt durch die Franzosen, unter dem Prinzen von Joinville, geben, wie mir dieses merkwürdige Ereigniß von Augenzeugen mitgetheilt worden. Es war am 13. August 1844, als die Feindseligkeiten zwischen dem französischen Geschwader und den Vertheidigern Mogador's begannen; die mörderischen Kugeln flogen hin und wider, aber schon am nächsten Tage zeigte es sich, daß die Marokkaner im Nachtheil waren. Die Behörden der Stadt, und mit ihnen viele der Einwohner, suchten ihr Heil in der Flucht; nur den in Mogador wohnhaften Europäern verwehrte man den Auszug. „Der englische Consul," so sagte man, „habe Verbindlichkeiten gegen den Kaiser, die ihn nöthigten, in der Stadt zu bleiben;" ja selbst seine Frau hielt man zurück, unter dem sophistischen Vorwande, „daß ja die Religion der Christen selbst befohlen habe, Mann und Weib sollen Eins sein; und" fügte der Gouverneur von Mogador hinzu, „so muß ich denn, da ich den Consul nicht entlassen darf, auch seine Frau hier zurückhalten."

Der eigentliche Grund war wohl, daß die Mauren dachten, die zurückbleibenden Europäer könnten zur Vertheidigung der Stadt mit beitragen, vielleicht dieselbe retten oder die Verheerung durch das Bombardement mildern. „Auf jeden Fall," sagten sie, „mögen die Christen und Juden unser Geschick und unsere Gefahren theilen."

Nur wenige Tage hindurch hielt sich die Stadt; schon am 15. August, als ihr bester Feuerwerker, ein spanischer Renegat, gefallen war, ergriff Alle die Verzweiflung, und die Truppen verließen die Batterien. Es war etwa um Sonnenuntergang, als der Gouverneur, die Soldaten und fast die ganze maurische Bevölkerung schimpflich und eilig entflohen, und die Stadt mit den zurückbleibenden Juden und Christen nicht dem Sieger, nein vor Allen den wilden, räuberischen Gebirgshorden preisgaben, die sich seit einigen Stunden in der Umgebung Mogadors eingefunden hatten, und wie Heerden hungriger Wölfe über ihre Beute herfielen. Sie brachen unter der Anführung ihrer blutdürstigen Häuptlinge in die Häuser ein, beschimpften die Bewohner, beraubten sie ihrer Kleidung und Vorräthe, mißhandelten die Frauen und Mädchen —

besonders im Stadttheile der Juden — und ermordeten und erwürgten Alles, was ihnen den geringsten Widerstand bot.

Nur durch den wunderbarsten Glückszufall entkamen der englische Consul mit seiner Frau und einige andere Europäer diesen Räuberbanden. Die Vorsehung selbst schien ihre eilige Flucht durch die von wildem Lärm und mörderischem Geschrei wiederhallenden Straßen zu leiten. Zu spät erst ward ihre Abwesenheit von den verwüstenden Horden bemerkt, als diese die Consulatsgebäude überfielen, die Güterballen aufrissen, die Schränke zerbrachen und jeden Winkel nach Geld und andern Schätzen durchwühlten. Nicht zufrieden mit ihrer Beute, zerrissen und verbrannten sie die Rechnungsbücher und Dokumente. Nur im Schutz der Dunkelheit entkam unterdessen der Consul mit seiner Frau. Zwar begegneten sie unterwegs einem jener wilden Trupps, der sie angriff und ihm den Rock vom Leibe riß, während ein paar wüste Gesellen ihre Dolche zogen, das Leben der Frau bedrohten und mit brüllender Stimme Geld forderten. In kluger Vorsicht jedoch hatte der Consul gar kein Geld mit sich genommen, und da seine Frau (als Tochter eines frühern Consuls hier geboren) die Räuber in arabischer Sprache anflehte, nicht ihre Landsmännin zu ermorden, so wurden jene wirklich getäuscht, und die Flüchtigen unerkannt vom Anführer der Bande selbst in den Hafen geleitet.

Aehnliche Gefahren hatte ein englicher Kaufmann, Mr. R., auf seiner Flucht mit seiner Frau und vier Kindern, von denen eins ein zarter Säugling war, zu überstehen. Im Gedränge, an jeder Hand eins der Kinder, verlor Mr. R. seine Frau, welche die zwei kleinsten trug, aus dem Auge. Er bahnte sich, in der Hoffnung sie dort zu finden, seinen Weg zum Hafen, aber nicht ohne zuvor von einem jener wilden Söhne des Gebirges angefallen worden zu sein, der mit seinem Säbel auf ihn losschlug, ihn aber, als er geschickt auswich, nicht weiter verfolgte. Ein andrer Räuber ergriff das älteste Kind, ein hübsches Mädchen von neun Jahren, und ritzte ihr mit seinem Dolch beide Arme blutig, immer nach Geld oder Gold schreiend.

Im Hafen fand Mr. R. sein ohnmächtiges Weib, um das schon einige Freunde und Bekannte liebreich beschäftigt waren.

Noch immer war ihre Lage indessen gefahrvoll. Bemerkten die wilden Barbaren ihre Abwesenheit, so war es mehr als wahrscheinlich, daß sie hier von ihnen aufgesucht wurden; schon war die Morgendämmerung nahe, und es zeigte sich keine Aussicht zur Rettung. Da kam Mr. L., ein junger Engländer, der mitten in den drohendsten Gefahren nicht die Geistesgegenwart verlor, auf den Gedanken, sich mit der französischen Flotte durch ein kühnes Experiment in Verbindung zu setzen. Auf seinem Wege zum Hafen

hinab hatte er zur Seite der Straße einen Haufen Bretter liegen gesehen; er holte sie herbei und es gelang ihm, mit Hülfe einiger starker Seile eine Art von Kahn zurecht zu zimmern und zu binden; ein paar andere Bretter dienten ihm als Ruder, und so wagte er sich hinaus auf's Meer. Nach einer Stunde unermüdlicher Anstrengung war er der Flotte nahe genug, um bemerkt zu werden; man kam ihm mit einem Boot zu Hülfe und nahm ihn an Bord. Auf Befehl des Prinzen von Joinville wurden nun auch die andern Flüchtigen aus dem Hafen abgeholt; der edle junge Mann, Mr. L., aber erhielt in Anerkennung seiner über jedes Lob erhabenen Verdienste von seiner Regierung ein besonderes Ehrenzeichen.

Nur wenige der in Mogador Zurückgebliebenen kamen mit dem Leben davon; einige starben allein vor Angst und Furcht. Die Stadt war nichts mehr als ein Trümmerhaufen, die Mauern von Kugeln durchbohrt und die Moschee geschwärzt vom Feuer.

VIII.

Die Juden.

Wie groß auch die Unterdrückung und das Unrecht sein mögen, welche das verachtete Volk der Juden in Marokko zu erleiden hat, so viel ist gewiß, sie wissen dennoch auf ihre Art ihr Leben zu genießen, ihre Reichthümer zu mehren und durch ihre List und Gewandtheit den Mauren doppelt wieder abzunehmen, was diese mit Gewalt von ihnen erpressen. Natürlich beobachten sie die größte Vorsicht, um ihre Wohlhabenheit so viel als möglich geheim zu halten; nur bei Festlichkeiten tragen sie ihren Reichthum offen zur Schau; Festlichkeiten aber gehören bei ihnen recht eingentlich zur Tagesordnung. Während meines spätern Aufenthaltes in Tetuan, wo auf eine Bevölkerung von 12,000 Seelen ein Drittel Juden kommen, rissen in der That die Schmausereien, Hochzeiten und andere Festlichkeiten nicht ab; Hochzeiten besonders kamen täglich vor. Bei solcher Gelegenheit wird im Hause des Bräutigams ein Ochse geschlachtet, und Thee, Kuchen und Spirituosen werden geradezu öffentlich verschenkt. Von hier aus begiebt sich die Gesellschaft in das Haus der Braut, wo eine Bewirthung gleicher Art stattfindet. Der Bräutigam besteigt ganz nach orientalischer Sitte einen Sitz von Damast und Gold, während die Braut, mit

Putz und Juwelen überladen, und mit einem Schleier verhüllt, von den Frauen herbeigeführt und an seine Seite gesetzt wird. Hier bleibt sie als Königin des Festes sitzen; die Gesellschaft aber labt sich an jedem nur erdenklichen Luxus von Speisen und Getränken. Der Bräutigam überreicht ihr als Brautgeschenk ein Paar köstlicher mit Edelsteinen besetzter Ohrgehänge, die übrigens, da sie oben in den Ohren befestigt werden, und dieselben vermöge ihrer Schwere hinunterziehen, den marokkanischen Damen nach unserm Geschmack nicht eben zur Zierde gereichen. Auch die als Gäste anwesenden Jüdinnen tragen bei Hochzeiten allen Schmuck, den sie nur aufzutreiben vermögen, Gold und Steine, Perlenmützen, Hals- und Armbänder von Korallen und Muscheln, gold- und silbergestickte Schürzen, Kleider und Röcke. Unter diesen Schmucksachen befinden sich einige von den seltensten und wunderlichsten Formen; denn da diese Kostbarkeiten in den Familien erblich sind, und stets unverändert von den Müttern auf die Töchter übergehen, so sehen wir darin den Geschmack und die Mode mehrerer Jahrhunderte vertreten. Eine solche Hochzeitsfeierlichkeit dauert sieben volle Tage lang; auch werden besondere Frauen und Mädchen angenommen, welche das Lob der Braut singen: „So schön wie der Mond ist Rahel!" sagte die eine. „Schöner als die Blume des Jasmin!" rief die zweite. „Süßer noch als Honig!" sang ein dritte. Die Augen der Braut bleiben bei alle dem geschlossen, als sei es unschicklich, auf die Gesellschaft zu blicken, und ihre Gesichtszüge sind so unbeweglich wie die einer Todten.

Den Anzug der Braut zu beschreiben, würde unmöglich sein; denn allstündlich wird sie hinausgeführt und von Neuem angekleidet, bis sie — o höchstes Maaß von Geduld! — sämmtliche Stücke der bräutlichen Garderobe zur Schau gestellt hat. Ihr Gesicht wird künstlich gemalt; die Wangen roth, die Lippen braun; die Augenbrauen geschwärzt, und Stirn und Kinn müssen kleine blaue Sternchen tragen. Die Nägel der Hände und der nackten Füße werden mit Henna rothbraun gefärbt. Die Braut pflegt höchstens ein Alter von dreizehn bis vierzehn Jahren zu haben. Diejenige, deren Hochzeit ich beiwohnte, war von einer ungeheuern Corpulenz, da man sie seit etwa sechs Monaten für diese Gelegenheit expreß mit Oel und Teig gefüttert hatte. Der Bräutigam hat in der Regel bereits die mittlern Mannesjahre hinter sich, und während die Braut ein kleiner Fett- und Fleischklumpen ist, erscheint er meist lang, dünn, mager und von finsterm Aussehen.

Die Damen sitzen in Reihen geordnet neben- und übereinander. Die der höchsten Reihe waren die jüngsten, am wenigsten geschmückten, und folglich die hübschesten. Ganz unten sitzen die die Wittwen wie eben so viel entthronte Königinnen, und fordern

Urtheil und Bewunderung heraus. Sie sind fast alle von einer auffallenden Corpulenz und strecken ihre nackten Füße und behos'ten Beine von außerordentlichem Umfang weit hervor. Einige, die ich sah, konnten vor Hitze und Fett kaum athmen.

Nicht sehr erbaut von diesem Anblick ging ich hinaus in den Hof, wo eben ein paar Fleischerburschen einen zweiten Ochsen schlachteten. Ein Anzahl Knaben fing das Blut mit den Händen auf, und bespritzte Thüren und Wände damit, um den „bösen Blick" abzuwehren, und das Glück des neuvermählten Paares zu sichern.

Dann sah ich dem Abendessen der Männer zu, die von den Frauen getrennt speisten. Das betäubende Geräusch schlechter Musik und das Geschrei, das man für Gesang hielt, machten mich krank für die zwei folgenden Tage. Uebrigens saßen die Männer, unter denen sich viele Europäer befanden, um den Tisch nach unsrer Sitte; die Frauen dagegen lagen bei ihrer Mahlzeit auf Polstern und Decken in den nachlässigsten und häßlichsten Stellungen.

Um Mitternacht erscheint der Bräutigam und holt die Braut ab. Dann erhebt sich ein allgemeines Geschrei: „Siehe der Bräutigam kommt; eilet ihm entgegen!" Ein Haufen von Freunden geleitet das Paar bis zu seiner Wohnung, deren Thore sich dann für diese Nacht schließen.

Die Juden, so wenig als die Mauren, können jemals mit Sicherheit ihr Alter angeben. Dies würde für die Frauen sehr angenehm und bequem sein, wenn nicht in Afrika jede Art von Koketterie unbekannt wäre.

Ueber die Beschimpfungen, die sie erdulden müssen, trösten sich die Juden, wie schon oben angedeutet worden, indem sie der Gewalt die Schlauheit entgegensetzen. Welch' ein hinterlistiger Schurke auch der Maure sein mag, an dem Juden findet er immer seinen Meister. Der Betrug ist die einzige Rache, deren dieser fähig ist, aber er übt sie ohne Gnade. Je reicher ein Jude ist, desto mehr spielt er den Dürftigen. Ich hatte in Tetuan mein Logis bei einem gewissen Sennor Coriath, einem spanischen Juden, genommen. Er bewohnte ein neues Haus, dessen Bau so eben erst vollendet war, und das ohne allen äußern Glanz, im Innern doch nicht der Eleganz entbehrte. Vor mir schien er aus seiner Wohlhabenheit kein Hehl zu machen; er betrachtete mich gleichsam als einen Zugvogel, der morgen schon weiter reist; ohnedies hatte ich ja keinen Grund, ihn zu verrathen. Er überließ sich also vor mir ohne Furcht ganz der Behaglichkeit eines sichern Besitzes.

„Sennor Coriath," sagte ich einst zu ihm; „das Alles muß Sie ein hübsches Geld kosten; Sie müssen sehr reich sein!"

Bei diesen Worten sah ich meinen Wirth erbleichen; er leugnete und widerrief Alles, was er mir vorher anvertraut. Er reich?! Im Gegentheil, er hatte nichts; er war der ärmste von allen seinen Genossen; Jedermann wußte dies; jeder konnte es mir sagen; sein Haus war nur eine Hütte; Alles was ich sah, war ohne Werth; kurz, er setzte jedes Stück herab, so erschreckt war er durch meine Lobsprüche. Zuletzt hatte ich Mitleid mit ihm.

„Beruhigen Sie sich," sagte ich; „ich verrathe Ihr Geheimniß nicht. Genießen Sie Ihre Reichthümer in Frieden; sie kommen Ihnen theuer genug zu stehen."

Auch diese Worte beruhigten ihn noch nicht; er fuhr fort, sich als einen elenden Bettler zu schildern, und mag nicht eher frei geathmet haben, als bis er mich wohlbehalten wieder in England glaubte.

So sind die zwei niedrigsten Leidenschaften der Menschheit, der Geiz und die Furcht, die eigentlich unterscheidenden Züge dieser unglücklichen Sklavenseelen; sie haben auf ihrem Antlitz unvertilgbare Spuren zurückgelassen; ihr Blick ist schielend und unruhig, und die fortwährende Angst ihres Herzens suchen sie unter einem honigsüßen Lächeln zu verbergen, bei dem mir geradezu übel ward. Der Jude redet nicht; er flüstert nur wie ein Gefangener, der seine eingeschlummerten Henker zu erwecken fürchtet. Der Jude geht nicht; er gleitet verstohlen mit lauerndem Auge und Ohr an den Mauern entlang und biegt pfeilschnell um alle Straßenecken, wie ein verfolgter Dieb. Oft trägt er, um weniger Geräusch zu verursachen, seine Fußbekleidung in der Hand; denn nichts scheut er mehr, als die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; am liebsten würde er sich in eine Wolke hüllen oder sich unsichtbar machen. Sieht man ihn an, so verdoppelt er seinen Schritt; hält man ihn auf, so ergreift er die Flucht.

Seine Häßlichkeit ist eine ganz besondere und nur ihm eigenthümliche; die Züge selbst sind nicht geradezu unförmig, aber, ein treuer Spiegel seines Innern, hat seine Physiognomie etwas unbeschreiblich Unedles, Thierisches, das uns unwiderstehlich zurückstößt; es ist eine moralische Häßlichkeit, die uns auf jedem Zuge des Gesichts entgegenblickt. Man muß dieses erniedrigte Volk gesehen haben, um einen Begriff davon zu bekommen, was ein langes System der Unterdrückung über die Menschen vermag. Seit Jahrhunderten ist das Geistesleben in diesen elenden Wesen erstorben; sie haben nichts vom Menschen mehr, als die niedrigsten Instincte; kein erhabener Gedanke keimt mehr in diesem versteinten Gehirn, keine großmüthige Empfindung läßt diese ehernen Herzen höher schlagen. Das Geld ist ihr Gott und ihr Gottesdienst, noch immer beten sie das goldene Kalb an.

Eine eigenthümliche Erscheinung, die sich nur durch die Verschiedenartigkeit der Beschäftigung erklären läßt, ist, daß die Frauen, die Jüdinnen, der körperlichen Entartung, der die Männer unterlegen, entgangen sind; jene sind eben so schön, als diese häßlich. Es ist unmöglich, lieblichere, idealere Köpfe zu sehen, und mit Ueberraschung fragt man sich, wie solche Väter solche Töchter haben können. In ihnen findet sich die orientalische Ueppigkeit mit der europäischen Feinheit verschwistert, und die Züge des Gesichtes, ohne von griechischem oder römischem Schnitt zu sein, haben doch Theil an beiden; weniger rein als jener, sind sie doch anmuthiger als dieser. Alle Jüdinnen haben ferner glänzend schwarze Augen, und wenn ihr Wuchs auch nur von mittlerer Höhe ist, so sind sie doch in ihrer Jugend schlank und wohlgebaut.

Da sie in ihrem Anzug nicht wie die Männer dem einförmigen, trübseligen Schwarz unterworfen sind, so kleiden sie sich in lebhaften, glänzenden Farben, die ihnen zum Entzücken stehen; auch der Schnitt der Kleider ist malerisch, die kleinen Füßchen hüllen sich in rothe Pantoffeln, und ein Diadem von Perlen und Smaragden strahlt gleichsam als Krone über ihrer reinen Stirn. Schade, daß die Sitte ihnen gebietet, mehr als die Hälfte ihres reizenden Gesichts unter einem Schleier zu verbergen. Das Haar tragen die Mädchen in langen Zöpfen, die Frauen müssen es abschneiden oder verstecken.

Die Jüdinnen gehen wenig aus, denn sie fürchten stets die Beleidigungen der Muselmänner. Der geringste Fehler einer Jüdin, ein zweideutiger Schritt, ein bloßer Verdacht wird mit der Peitsche bestraft, und zwar mit einer empörenden Rohheit. Während die maurischen Weiber nur im Geheimen von einer Frau gezüchtigt werden, darf der erste beste Soldat die Jüdinnen ergreifen und ohne Scheu und Mitleid auf offner Straße peitschen.

Die Eifersucht ist den Juden fremd; sie überwachen ihre Frauen wenig und gestatten ihnen eine Freiheit, die für die Mauren ein Gegenstand des Abscheus, für die Maurinnen ein Gegenstand des Neides ist. Desto mehr aber schließt man die jungen Mädchen ein. Sie dürfen das Haus nur verlassen, um zur Synagoge zu gehen; ein Mädchen, die sich am Tage auch nur auf der Terrasse des Hauses sehen ließe, würde nie einen Mann bekommen.

Die Jüdinnen sind mit dreizehn Jahren erwachsen, mit vierzehn Jahren verheirathet man sie; im fünfzehnten sind sie Mütter; bei zwanzig Jahren sind sie verblüht, und mit fünfundzwanzig schon Matronen. Die Ehe ist für sie der Verfall; kaum verheirathet, werden sie ihren Männern immer ähnlicher und ähnlicher, und die Veränderung, die das Alter in diesen einst so reizenden Gesichtern anrichtet, ist entsetzlich.

Zuweilen, wiewohl sehr selten, bedienen sich die Juden des in mohamedanischen Ländern geltenden Rechts, vier Frauen zu nehmen. Ich kannte einen solchen, einen wohlhabenden Seidenhändler in Tetuan; derselbe war ein Gegenstück zu allen andern seiner Nation. Sein Haus war mit Ausnahme eines gemeinschaftlichen Speisesaals in vier Wohnungen für seine vier Frauen eingetheilt, die diese mit der Wuth von Tigerinnen vertheidigten. Zwei von ihnen waren in seinem Alter, den Fünfzigen nahe; die beiden andern nicht über zwanzig. Die zwei alten waren, wie die Nachbarn erzählten, gänzlich von ihrem Mann verlassen, und die beiden jüngern zankten sich den ganzen Tag darüber, welche von ihnen am höchsten in der Gunst des gemeinsamen Tyrannen stände; so wie denn das Haus überhaupt als ein Muster von Lärm, Unordnung und Regellosigkeit galt. Unter diesen vier Frauen war nur ein einziges Kind, ein Knabe; natürlich ein Liebling aller, verhätschelt, verweichlicht, verzogen durch die zärtliche Fürsorge dieser vier Mütter, die er zwickte und kniff, so oft er übler Laune war.

Einmal besuchte ich diese glückliche Familie, diese beißende Satyre auf häuslichen Segen und die Seligkeit des orientalischen Harems. Die Frauen waren alle vier verdrießlich; sie webten und spannen!

„Arbeitet Ihr für Euren Mann?“ fragte ich.

„Nein, dafür bedanken wir uns,“ lautete die Antwort; „wir geben das Geld selbst aus.“

„Wie gefällt es Euch, alle Vier nur einen einzigen Mann zu haben?“

„Pah! Was können wir machen? Ist es nicht der Wille Gottes?“

„Wem gehört dieser Knabe?“

„Er gehört uns Allen; wir haben alle Vier nur dieses eine Kind!“

Während ich mit diesen engelgleichen Wesen plauderte, besorgte der glückliche Gatte ruhig seine Geschäfte, ohne unseres Gesprächs zu achten. Die Liebe kommt natürlich bei allen diesen Heirathen nicht in's Spiel, jeder Ehevertrag ist eine Geschäfts- und Handels-Angelegenheit. Wenn ein jüdisches oder maurisches Mädchen einen reichen, aber häßlichen Mann, von niedrig gemeinem Charakter und mehr als sechzig Jahren, neben einem blühend gesunden Jüngling von liebenswürdigem Gemüth und tadellosen Sitten als Freier vor sich sähe, so würde sie keinen Augenblick zögern, den ersten zum Gemahl zu erwählen.

Auch mein Wirth besaß zwei Töchter von vollendeter Schönheit, die eine dreizehn, die andere fünfzehn Jahre alt. Die älteste

war bereits Braut, und ihr schmutziger Verlobter erschien mir immer wie ein gräuliches Reptil unter Blumen. Er verbarg den Haß, den er gegen mich nährte, zwar nur schlecht, tröstete sich aber für die zuvorkommende Huldigung, die ich seiner Schönen darbrachte, durch die Geschenke, mit denen ich sie überhäufte. Er war zu sehr Jude, als daß die Habgier nicht über das Gefühl der Eifersucht in ihm hätte siegen sollen.

Die jüdischen Häuser sind nach demselben Plan wie die maurischen gebaut: die Zimmer liegen nach dem Hof hinaus, und empfangen kein Licht von außerhalb. Die Straßen, mit Ausnahme derjenigen, wo sich Kaufläden befinden, sind von hohen, finstern Mauern eingefaßt; dennoch hat die weibliche Neugier auch hier noch kleine Gucklöcher anzubringen verstanden, groß genug, um mit dem Kopf herauszublicken.

Meine Anwesenheit im Stadttheil der Juden hatte nicht wenig Aufsehen erregt; aber das erste Gefühl der Juden ist immer die Furcht, und so oft ich mich daher blicken ließ, ergriff die Bevölkerung die Flucht. Kaum aber ließ das Geräusch der Fliehenden sich vernehmen, so erschien in jeder dieser kleinen Luken ein weiblicher Kopf. Es gab nichts Ueberraschenderes, als diese phantastischen Erscheinungen; sie waren so plötzlich, so unerwartet, daß sie wie vom Zauberstab einer Fee hervorgebracht schienen; man hätte sie für lauter Prinzessinnen aus „Tausend und einer Nacht“ halten können.

Alle diese Mädchen folgten mir mit den Augen und sandten mir ein Lächeln zu. War ein besonders reizendes Wesen darunter, so pflegte ich ungenirt in's Haus zu treten; keine Thür blieb mir verschlossen; die Wohnung eines Juden gilt nicht für einen geweihten Aufenthalt. Diese Thüren selbst sind keine geringe Merkwürdigkeit; man sieht, daß Furcht und Schrecken sie verfertigt haben. Sie sind aus ungeheuern, drei bis vier Zoll starken Bohlen gemacht, mit starken eisernen Platten beschlagen und mit dreifachem Riegel versehen. Da diese eine nach der Straße führende Thür nicht genügend schien, so verschließt eine zweite, eben so konstruirte, das Gebäude nach dem Hofe zu. Beide sind so niedrig, daß man sich tief herunterbücken muß, um sie zu passiren.

Die Damen im Innern des Hauses empfingen mich immer freundlich genug, und zeigten mir bereitwillig alle ihre Schätze und Merkwürdigkeiten, besonders die Reichthümer der Garderobe. Sie belehrten mich über jedes Stück der Kleidung; aber es kam häufig vor, daß ich der Lehrerin mehr Aufmerksamkeit schenkte, als der Lection. Nach fünf Minuten waren wir immer schon alte Freunde, denn die Jüdinnen sind eben so gesellig, als die Juden ungesellig sind.

Außer den in den maurischen Städten lebenden Juden soll noch ein zahlreicher Stamm dieser Nation seit undenklichen Zeiten unter den Bergvölkern des Atlas, frei und unabhängig als Ackerbauer wohnen. Sie tragen Waffen, die den Juden der Städte verboten sind, haben ihre eigenen Scheiks, die ihre Streitigkeiten schlichten, und kleiden sich in der Weise der andern Gebirgsbewohner. Auch in ihrer Religion und Sprache sollen sie vielfach von ihrem uns bekannten Bruderstamm abweichen. Selten nur kommen sie in die Ebenen und Städte zu ihren Brüdern herab, die von ihnen als Ketzer betrachtet und in jeder Beziehung getadelt werden. — So hat die Absonderung, wie überall, Feindschaft und Mißtrauen hervorgerufen.

IX.

Wie in Marokko bei Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört.

Der kürzlich verstorbene Kaiser von Marokko, Muley Abd-Er-Rahman, war bereits ein Mann von vorgerückten Jahren. Sein Wuchs war von mittlerer Höhe, sein Auge dunkel und ausdrucksvoll, und die tiefe Farbe seiner Haut verrieh, daß in seinen Adern das schwarze Blut der Neger mit dem der weißen Race vermischt fließt. Man hegt indessen in Marokko kein Vorurtheil gegen die Farbigen, weder beim Herrscher noch beim Unterthan. In seiner Lebensweise und in seinem Anzuge war der Kaiser so einfach, daß er sich von seinen Offizieren und den Gouverneuren der Provinzen nur durch den „Sonnenschirm", das Abzeichen seiner kaiserlichen Würde, unterschied. Außer ihm durfte nur sein Sohn, wenn er auf einer militärischen Expedition begriffen war, dieses Zeichen tragen. Ausschweifungen jeder Art waren ihm fremd, wenn auch seine drei Harems in Fez, Mequinez und Marokko mit etwa tausend Schönen geschmückt sein mochten. Eben der Einfachheit seiner Sitten und seiner Sparsamkeit wegen ward er von seinem Vorgänger, seinem Oheim Muley Soleiman, mit Uebergehung von dessen eignen Kindern, zum Nachfolger erwählt. Und in der That, er hat die Hoffnungen seines Onkels nicht getäuscht; sein eifrigstes Bestreben war, den Staatsschatz, der durch seine Vorgänger von hundert Millionen Dukaten auf zwei Millionen reducirt ward, auf seine frühere Höhe zurückzubringen. Er suchte zu diesem Zweck

allmälig den Handel des ganzen Landes in seine eignen Hände zu spielen, indem er sämmtliche Kaufleute, Eingeborene wie Fremde, durch den unbegrenztesten Credit, den er ihnen bewilligte, zu seinen Schuldnern machte. Ueberhaupt war er in der Wahl der Mittel, sich zu bereichern, nicht eben wählerisch. So ward ihm z. B. vom neapolitanischen Hofe eine Schiffsladung Schwefel zum Geschenk gesandt, den seine Behörden jedoch für sehr grob und stark mit Schmutz vermischt erklärten. Mit großer Bereitwilligkeit sandte die neapolitanische Regierung eine andere Ladung von besserer Sorte, und der Consul forderte die maurischen Beamten auf, den schlechten Schwefel dagegen zurückzuliefern. „O," entgegneten diese, „das ist durchaus nicht nöthig; der Kaiser, unser Herr, will auch den schlechten behalten, um durch die Zurücksendung seinen theuern Vetter, den König von Neapel, nicht zu kränken." Die neapolitanische Regierung konnte nichts dagegen machen, sondern mußte dem Sultan noch für seine außerordentliche Herablassung, zwei Sendungen Schwefel anstatt einer anzunehmen, danken.

Noch viel ungenirter aber war die Art und Weise, in der er sich der Reichthümer seiner eigenen Unterthanen, die er geradezu als die seinigen betrachtete, bemächtigte. Vor wenigen Jahren kam der Gouverneur von Mogador nach Fez, um dem Kaiser seine Huldigung darzubringen. Er ward mit allen schuldigen Ehren aufgenommen und mit vielen Zeichen und Versicherungen der Freundschaft wieder entlassen, um sich von da nach der Stadt Marokko zu begeben. Kaum dort angelangt, erklärte der Gouverneur von Marokko ihn für seinen Gefangenen, weil der Kaiser eine Forderung von 40,000 Dollars an ihn habe. Der arme Narr mußte noch froh sein, daß man ihm die Erlaubniß gab, nach Mogador zu eilen und sein ganzes Hab und Gut zu verkaufen, um die geforderte Summe aufzubringen.

Aehnliches ereignete sich während meiner Anwesenheit in Mogador. Se. Excellenz, der Gouverneur, war so eben von einer Reise zum Sultan zurückgekehrt, und hatte den Befehl mitgebracht, den früheren Gouverneur gefangen zu nehmen, wenn er nicht augenblicklich die noch schuldigen 6000 Dollars zahle. Uebrigens ward derselbe als ein Mann von mindestens 30,000 Dollars geschätzt, der seine Schulden nur so langsam abtrage, damit der Kaiser nicht seinen Wohlstand merke und noch mehr von ihm fordere. Er mußte es also geschehen lassen, daß seine ganze häusliche Einrichtung nebst Pferden und Maulthieren in den Straßen öffentlich verkauft ward. Welch' traurige Herabwürdigung eines kürzlich noch so hochgestellten Mannes!

In Tanger lernte ich einen alten Mauren kennen, der auch das Opfer kaiserlicher Tyrannei geworden, nachdem er zuvor zwanzig

Jahre lang Pascha des Distrikts gewesen war. Plötzlich hatte ihn der Sultan seines ganzen Reichthums beraubt, und ihn unverschuldet für ein volles Jahr mit seinen beiden Söhnen in's Gefängniß geworfen. Der Kaiser wollte nichts, als ihn bis auf den letzten Heller berauben. Als ihm dies gelungen, und der eine Sohn im Gefängniß gestorben war, gab er ihn wieder frei, und beschenkte ihn mit zwei Häusern, eins für sich und eins für den noch übrigen Sohn.

Auch der alte Hafen-Kapitän in Tanger war schon ein Dutzend Mal unter dem erschöpfenden Druck des Tyrannen im Gefängniß gewesen. Nachdem der kaiserliche Knauser ihn dann gehörig hatte bluten lassen, gab er ihn immer wieder los, um sich von Neuem voll zu saugen. Trotz dieser unwürdigen Behandlung war der alte Herr aber immer heiter und vergnügt.

Wahrhaft entsetzlich sollen die Grausamkeiten sein, durch die man zuweilen das Geständniß verborgener Reichthümer zu erzwingen hofft. Man bringt z. B. das Opfer in einen Ofen, den man langsam erhitzt, oder läßt es wochenlang in einem hölzernen, eng anschließenden Kleide stehen; man zwängt Splitter zwischen das Fleisch und die Nägel der Finger, steckt zwei wilde Katzen lebendig unter die weiten Beinkleider; ja man hat Frauen mit glühenden Zangen in die Brust gekniffen und kleine Kinder zerquetscht vor den Augen des Gatten und des Vaters, um diesen dadurch zum Geständniß zu bringen. Ein reicher Kaufmann in Tanger, der lange den härtesten Torturen getrotzt hatte, gab endlich folgendem Mittel nach: Man stellte ihn in den Winkel eines Zimmers, in welchem ein hungriger Löwe der Art angekettet war, daß er ihn mit seinen Tatzen erreichen konnte, wenn jener sich nicht fortwährend in einer höchst unnatürlichen Stellung erhielt. Die Mauren mögen dieses System der Tortur der Inquisition des christlichen Spaniens abgelernt haben.

Eben so einträglich wird für den Kaiser die in Marokko übliche Sitte des „Geschenke-Gebens". Wohin man immer kommt, wen man auch besuchen mag, immer und überall muß man Geschenke bei sich führen. Ich habe Ursache zu glauben, daß meine Mission von einem günstigern Erfolg gekrönt worden wäre, wenn ich sie mit reichern Gaben hätte unterstützen können. Fast alle Jahr empfing der Kaiser den Besuch der Kaufleute von Mogador, als der von ihm am meisten geliebten Stadt. Vor seiner Thronbesteigung nämlich lebte er daselbst als Oberverweser des Zollamtes, wobei er seine kaufmännischen Kenntnisse und Liebhabereien erworben haben mag. Da nun die dortigen Kaufleute insgesammt seine Schuldner waren — eine einzige Firma schuldete ihm z. B. 250,000 Dollars — so mußte ihnen viel daran gelegen sein, immer in möglichst

freundschaftlichen Beziehungen zu ihm zu bleiben, und dies war am besten durch Geschenke möglich. Als Gegengeschenk empfingen sie dann erneuerten und verlängerten Credit. — Da ein solcher Besuch gerade während meines Verweilens in Mogador stattfinden sollte, so schloß ich mich den Kaufleuten an, um die Stadt Marokko, wo der Kaiser eben seine Residenz hatte, kennen zu lernen. Wir gebrauchten etwa fünf Tage zur Hinreise. Die Gegenden, durch welche wir kamen, waren während der beiden ersten Tage ungemein lieblich, und die Ebene, an deren fernem Horizont die gewaltigen Berge des Atlas sich hoch aufthürmten, mit prächtigen Waldungen bedeckt. Je mehr wir uns der Hauptstadt näherten, desto deutlicher und grandioser ward der Anblick dieses Gebirges, das seine mächtigen Felsenarme hoch zum Himmel emporstreckte; man vergaß, in frommes Staunen versunken, fast die Beschwerden der Reise unter den brennenden Strahlen der afrikanischen Sonne.

Auf der Hälfte des Weges wird das Land plötzlich wüst und dürr; wir stießen da auf einen einsamen Brunnen, in weitem Umkreis der einzige, dem man begegnet. Zum Unglück für die Reisenden, die hier gern Halt machen und sich eine Nacht der Ruhe gönnen, soll das Wasser aus Verehrung für den Heiligen, der den Brunen gegraben haben soll, nicht von Thieren genossen werden, und es ist vorgekommen, daß sämmtliche Esel der hier weilenden Gesellschaft von Kaufleuten vor Durst verschmachtet sind. Meine Reisegefährten indessen kehrten sich nicht an den unsichtbaren Feind der armen Thiere; sie schöpften eine gute Quantität Wassers, mit dem sie die Pferde und Maulthiere während der Nacht und am folgenden Tage erquickten. Ueberhaupt sind Brunnen und Quellen in Marokko die Orte, an die man am liebsten die Sagen und Wunder des Aberglaubens knüpft. So kamen wir auf unsrer Reise auch an einen Brunnen, in dessen feuchter Tiefe die unbewegliche Gestalt einer Negerin stehen soll, umgeben von allerlei Geräthschaften aus blinkendem, feinem Golde, durch deren Glanz die finstere Höhle wie mit tausend Kerzen illuminirt erscheint. Niemand aber darf hinabblicken und nach den schimmernden Kostbarkeiten Verlangen tragen; sonst wird er von einem verzehrenden, nicht zu stillenden Durst ergriffen, der ihn in Kurzem tödtet.

Eine andere Station, die wir, noch eine Tagereise weit von Marokko, erreichten, ist das Thal „der Sultansgarten". Es enthält ebenfalls einen guten Brunnen und Wald- und Fruchtbäume, in deren Schatten wir uns gütlich thaten. Als eine besondere Merkwürdigkeit ward mir der berühmte „Okbabaum" gezeigt, der seinen Namen von dem kriegerischen General des Propheten führt, der ihn gepflanzt haben soll. Okba — so erzählte ein zu unsrer Be-

gleitung gehöriger Maure — sei so wild gewesen, daß er einst auf seinem Pferde drohend gegen die brausenden, rebellischen Wogen des Atlantischen Meeres ansprengte, weil er keine Völker mehr fand, in deren Brust er seine Streitaxt tauchen konnte, um sie die Gnade Gottes zu lehren. Der alte ehrwürdige Baum schien indeß die Sage von seinem Ursprung Lügen zu strafen. Höchst ungleich seinem blutigen Urheber, breitet er seine schattigen Arme liebevoll weithin aus und schützt Hunderte von Menschen vor den stechenden Pfeilen der afrikanischen Sonne. Als wir in seinem kühlenden Schatten lagen, erzählte der Maure noch manches Märchen und manche Elfensage seines Landes. „Die Wälder dieses Thales," schloß er, „waren einst alle von Zauberinnen, Feen und bösen Geistern bewohnt, welche die frommen Muselmänner abhielten, ihre Gebete zu sagen, indem sie beim Klange einer köstlichen Musik vor ihnen tanzten, sie in ihre Wohnungen lockten und dort zu Tode quälten. Dies hörte nicht eher auf, als bis einst ein heiliger Mann aus der fernsten Wüste auf einem flüchtigen Kameel daherkam und an jedem der verzauberten Bäume ein Stückchen Baumrinde befestigte, auf dem der Name des Propheten geschrieben stand."

Die Stadt Marokko ist nur noch ein Schatten ihrer früheren Pracht und Größe; alle öffentlichen Gebäude, selbst der kaiserliche Palast sind in Verfall gerathen, da der geizige Monarch nur auf Anhäufung von Schätzen bedacht war.

Um neun Uhr am Morgen nach unsrer Ankunft wurden die fünfzehn Kaufleute in dem Garten Abd-Er-Rahmans von zweitausend Mann der kaiserlichen Garde empfangen und von diesen bärtigen Kriegern in einen großen, viereckigen, von Gebäuden umschlossenen Hofraum geleitet. Nach etwa fünf Minuten öffneten sich die Thore des Palastes und der Kaiser ritt auf einem herrlichen Schimmel an der Seite des Gouverneurs von Mogador heraus. Zuerst präsentirten sich die Behörden von Mogador, die mit letzteren gekommen waren, sodann die maurischen Granden, endlich die christlichen, und zuletzt die jüdischen Kaufleute. Der Kaiser fragte sie nach ihren Namen und dankte ihnen für ihre Geschenke, von denen sie Verzeichnisse bei sich hatten, die dem Gouverneur überreicht wurden. Sie vor dem Kaiser selbst zu öffnen, wäre gegen den guten Ton gewesen und hätte die Bescheidenheit des Empfängers verletzt.

Die ganze Ceremonie war in zwanzig Minuten abgemacht; dann waren die Herren entlassen, durften im Garten promeniren und sich Obst pflücken; ihr Aufenthalt in Marokko aber dauerte noch vierzehn Tage, da sie auch noch die Ehre haben sollten, dem Sohn des Kaisers ein Geschenk zu überreichen. Der Werth sämmt-

licher Geschenke betrug diesmal 50,000 Dollars; sie bestanden meist in europäischen Fabrikaten, die der Sultan sogleich zu einem willkürlichen Preis an seine Unterthanen wieder verkaufte.

Der Handel nach fremden Ländern läuft eigentlich dem Gesetz des Korans zuwider; aber man sucht dies Verbot geschickt zu umgehen. Bei jedem Handel, der abgeschlossen wird, fordert der Maure von dem europäischen Empfänger seiner Waaren ein Pfund Schießpulver, denn das Pulver dient zur Ausrottung der Ungläubigen, so daß man, indem man zwar mit ihnen verkehrt, doch noch immer gegen sie protestirt und gewissermaßen den Kriegszustand aufrecht erhält. Wachs, Baumrinden, Kupfer, Hirse, Vieh, namentlich Pferde, sind kaiserliches Monopol.

Im Innern des Landes ist nur der Tausch und Karavanenhandel gebräuchlich. Die Karavanen gehen bis Timbuktu, von wo sie Straußfedern, Elfenbein und Goldstaub holen. Der Handel mit den wilden Schwarzen vollzieht sich in sonderbarer Weise.

Die Mauren legen ihre Waaren auf einen Hügel und ziehen sich zurück. Nun kommen die Schwarzen, nehmen sie in Augenschein und legen neben diesen Gegenstand, den sie zu haben wünschen, die Menge Goldstaub, welche sie dafür geben wollen. Hierauf entfernen auch sie sich wieder und die Mauren kommen von Neuem. Scheint das Geschäft ihnen vortheilhaft, so nehmen sie das Gold und lassen die Waaren liegen; wo nicht, so nehmen sie wieder mit, was sie gebracht, und der Handel ist abgebrochen. Wird der Tausch zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen, so hört alles gegenseitige Mißtrauen auf, Schwarze und Mauren vereinigen sich dann und leben mehre Tage zum Zeichen der Freundschaft beisammen.

Nach dem guten Beispiel ihres Oberherrn sind auch die Gouverneure der verschiedenen Provinzen die habgierigsten Leute. Die Vortheile ihrer Stellung suchen sie nach Möglichkeit auszubeuten, um so mehr, da sie dieselbe niemals lange inne haben. Die Einwohner der Städte und Dörfer leben vielfach in Lumpen und in den elendesten Hütten; die Sterblichkeit ist oft in Folge der schlechten Nahrungsmittel entsetzlich; die Kinder kommen zuweilen schon als Krüppel zur Welt, und die Frauen, besonders auf dem Lande, sind zur Arbeit der Lastthiere verdammt. Dies ist der Zustand der Gesellschaft, auf deren Kosten einige Wenige sich bereichern. Die Mauren blicken auf all' diese Dinge mit Gleichgültigkeit, wie auf selbstverständliche Sachen. „Es ist unsere Bestimmung!“ sagen sie; „wer kann es ändern?“ Dennoch sehen sie recht gut ein, daß der Reichthum der Beamten in den Augen des Kaisers ein Verbrechen ist, und scherzhafter Weise bezeichneten sie den damaligen

Gouverneur von Mogador, der sich entschieden weigerte, Geschenke anzunehmen, als den „Gouverneur ohne Geschenke".

Kurze Zeit, nachdem derselbe in seine Würde eingesetzt worden war, hatte nämlich ein Kaufmann, der irgend ein Anliegen an ihn hatte, in seiner Abwesenheit ein Geschenk in seinem Hause zurückgelassen. Sofort ward er vor den Gouverneur beschieden, und es entspann sich folgendes Gespräch:

„Wie konnten Sie es wagen, Herr, ein Geschenk für mich zurückzulassen?"

„Die frühern Gouverneure vor Ew. Excellenz haben Geschenke angenommen."

„Ich bin ein Gouverneur ohne Geschenke! Wie viel schulden Sie dem Sultan, meinem Herrn?"

„Ich — ich — ich weiß es nicht genau," erwiderte der Kaufmann zitternd und zögernd.

„Nun wohl! Sobald Sie also dem Sultan nichts mehr schuldig sein werden, bringen Sie mir ein Geschenk. Bis dahin aber nehmen Sie auch das heutige wieder mit sich, und sagen Sie Jedermann, daß ich keine Geschenke annehme!"

Der Gouverneur hatte wohl auch hierbei seinen Vortheil im Auge. Hätte er vielleicht jährlich 15,000 Dollars als Geschenke von den Kaufleuten angenommen, so würde der Sultan ganz sicher 16,000 von ihm gefordert haben.

Dieser genießt einmal den Ruf, daß, wo sein Geiz und seine Habgier in's Spiel kommen, Nichts ihm heilig ist. Die Mauren haben eine Karrikatur auf ihn gemacht, die ihn sehr bezeichnend darstellt; die eine Hand mit einem Geldsack hinter sich haltend, während er die andere ausstreckt und um mehr bettelt.

X.

Maurische Gastfreundschaft und Schulgelehrsamkeit.

Ich hatte mir in Mogador einen Empfehlungsbrief an einen Bascha verschafft, der etwa zwei Meilen von Marokko entfernt wohnte. Nachdem ich ihm denselben zugeschickt, ward ich mit einigen meiner Reisegefährten zum Frühstück bei ihm eingeladen. Wir begaben uns unter der Eskorte eines Offiziers und in Begleitung eines jüdischen Dolmetschers zu Pferde dahin. An der Gartenthür

fanden wir uns zu Ehren einen Trupp Soldaten aufgestellt, die uns das weitere Geleit gaben.

Achacha, dies war der Name des Bascha, saß zusammengekauert unter der Vestibule seines Hauses; er war in seinen weiten Haïk gehüllt und begrüßte uns mit großer Herablassung. Er war ein unmäßig dicker Mann, und so schwer, daß ein einziges Pferd nicht im Stande war, ihn von seiner Wohnung bis in die Stadt zu tragen, weshalb er auf der Mitte des Weges immer eins zum Wechseln bereit finden mußte. Diese ungestaltete Masse wurde von einem zuckerhutförmigen Kopf überragt, und die kleinen, fast im Fett verschwindenden Augen blitzten nichts desto weniger von List und Habgier, den beiden hervorstechendsten Leidenschaften des Nationalcharakters.

Achacha war in der That berühmt wegen seines unersättlichen Geizes. Obwohl schon unermeßlich reich, suchte er seine Schätze doch immer noch zu vermehren, und dazu war ihm jedes Mittel heilig. Seine Betrügereien und Erpressungen waren zwar am Hofe hinlänglich bekannt, aber er wußte sich immer die Straflosigkeit durch kostbare Geschenke zu erkaufen. Auch ließ der Kaiser ihn gern so viel als möglich zusammenscharren; war doch seine eigene Beute dann um so größer, wenn auch Achacha's Stunde einmal schlug. Und schlagen wird sie sicherliich; er wird ohne Zweifel seine letzten Lebensjahre im Gefängniß zubringen; aber was schadet das, wenn er nur zuvor das Leben genossen hat! Er war der Sohn eines Maulthiertreibers, und Gott mag wissen, welcher Zufall ihn zum Bascha erhoben hat. — Marokko ist das Land der wahren Gleichheit; der Kaiser macht eben so oft und leicht aus einem Bettler einen Bascha, als er einen Bascha wiederum zum Bettler macht.

Achacha schien mir ohne allen Geist und ohne eine Spur von Bildung zu sein; die Unterhaltung mit ihm war wenig genußreich; aber er empfing mich freundlich und bot mir, wahrscheinlich in der Hoffnung auf ein reiches Geschenk, seine Dienste an.

Da er selbst sich nur mit Mühe bewegen konnte, so ließ er uns durch einen Verwandten in das Haus führen, wo wir in einem ziemlich reinlichen Gemach auf der Erde den unvermeidlichen Thee, süß wie Syrup, servirt fanden. Wir speisten dazu einen höchst unverdaulichen, aus Zucker und Mandeln bereiteten Kuchen und eine Art feinen Weißbrotes, so wohlschmeckend und zart, wie ich es in Marokko für unmöglich gehalten hätte. Das Frühstück war, wie man sieht, frugal genug; auch ward es weder von jenem Verwandten Achacha's, noch von dessen Sohn berührt, die sich damit begnügten, uns neugierig anzustaunen. Letzterer war ein schöner junger Mann von vierzehn Jahren mit leichtgebräunter Haut,

schwarzem Auge und stolzer Haltung. Er warf uns von Zeit zu Zeit verächtliche Blicke zu, die hauptsächlich unsrer Toilette zu gelten schienen; wir waren in der That des brennenden Klima's halber mit möglichster Leichtigkeit gekleidet, und besonders mein schlichter grauer Jagdrock stach höchst unvortheilhaft gegen die scharlachrothen Kaftans der Mauren ab.

Nach dem Frühstück wurde uns angekündigt, daß wir die seltene Ehre genießen sollten, das Haus des Pascha in Augenschein zu nehmen; jener Verwandte führte uns in ein Vorgemach, wo er uns ziemlich lange warten ließ, wahrscheinlich um die Frauen zu benachrichtigen und sie zu verbergen. Endlich wurden wir eingelassen. Unser Führer ging, im Gegensatz zu unsrer europäischen Sitte, welche dem Wirth gebietet, den Gästen zu folgen, uns voran.

Die Gemächer erinnerten mich in ihrer Einrichtung an die vielen Juden, welche ich schon früher besucht hatte; aber sie übertrafen sie an Luxus und Eleganz. Das Hauptzimmer, welches für den Empfang von Gästen bestimmt schien, war mit Teppichen belegt, und an den beiden äußersten Enden standen zwei sehr niedrige, mit rothseidenen Kissen versehene Betten. Die Wände waren mit Gewehren, Dolchen, Spiegeln u. s. w. geschmückt, und auf den Tischen befanden sich Flaschen, Gläser und andere für die Bequemlichkeit der Gäste bestimmte Geräthschaften. Außer durch ein kleines, ziemlich hoch angebrachtes Fensterchen, welches kaum einige Sonnenstrahlen eindringen ließ, empfing das Zimmer sein Licht nur durch eine Thür. Alle Räumlichkeiten öffneten sich auf einen Corridor, welcher rings um das Haus führte. Auch die Wohnung der neuesten Frau des Pascha, eines Geschenks vom Sultan, durften wir sehen. Sie bestand aus zwei Gemächern auf der Seite eines Hofes, in welchem ein Springbrunnen liebliche Kühle verbreitete, und dessen Mauern mit Arabesken und Sprüchen aus dem Koran geschmackvoll verziert waren. In den Gemächern selbst lagen Kissen von Sammet und gesticktem Leder, und am Ende des einen stand eine goldbeschlagene Lade von duftendem Cedernholz, in der die Ausstattung der Dame lag. Auch eine Laute an einem feurigrothen Bande war zu sehen.

Ich war mit meinen Begleitern so eben wieder in den Corridor getreten, als ich bemerkte, daß ich meine Handschuhe irgendwo vergessen hatte. Da ich unsern Führer sehr beschäftigt sah, meinen Freunden die Namen der Dörfer zu erklären, welche man durch die Jalousien wahrnehmen konnte, so eilte ich unbemerkt zurück, um sie zu holen. Indem ich jenes oben beschriebene Gastzimmer betrat, regte sich etwas unter einem der Betten: es war eine der Damen des Hauses, die sich hier versteckt hatte, um uns zu be-

lauschen. Sie schien sehr erschrocken, sich entdeckt zu sehen, und es handelte sich in der That um ihre Zukunft, denn jeder mohamedanische Ehemann hat das Recht, seine Frau zu verstoßen, wenn sie einem Mann, besonders einem Ungläubigen, ihr Antlitz enthüllt hat. Vergebens bat ich sie durch Zeichen, ihr Versteck zu verlassen; ich mußte mich damit begnügen, das Blitzen ihrer beiden schwarzen Augen gesehen zu haben.

Aber es wartete meiner eine noch größere Ueberraschung. Ich gerieth auf meinem Rückzuge — und ich betheure dem Leser, daß es nur durch ein Versehen geschah — in einen Theil des Hauses, den ich vorher nicht betreten hatte. Neugierig blickte ich mich um, rechts und links, nach jenen Winkeln, Ecken und Labyrinthen, die das Zubehör eines maurischen Hauses bilden. Plötzlich öffnete sich eine nur leise angelehnte Thür und eine ganze Schaar weißer, schwarzer, gelber und brauner, hübscher und häßlicher, junger und alter Sklavinnen stürzte heraus. Flucht war unmöglich; jeder unüberlegte Schritt setzte mich dem ärgsten Verdacht aus. Ich blieb daher unbeweglich stehen, und wurde sogleich von einem Dutzend Händen ergriffen und untersucht.

„Seht ihr,“ rief die eine, „er ist ganz wie ich euch sagte; Mund und Nase, Augen und Ohren, Alles wie bei uns!“

„Und seine Hände,“ rief eine andere, „eins, zwei, drei, vier, fünf Finger; ganz die richtige Zahl!“

Eine dritte aber faßte meine Rockschöße. „Ich glaube gar,“ sagte sie, „darunter versteckt er seinen Schwanz!“

Kaum konnte ich mich des Lachens enthalten; aber der Ton erstarb in meiner Kehle, denn ich hörte in der Entfernung meinen Namen rufen. Husch, Husch! wie sie gekommen, war die ganze Schaar wieder verschwunden, und ich hatte eben noch Zeit genug, mich zu sammeln und ein unbefangenes Gesicht anzunehmen, um jenem Verwandten des Hauses entgegen zu treten, der meine Abwesenheit bemerkt hatte und mich zu suchen kam. Mit ruhiger Miene erklärte ich ihm den Grund meiner Entfernung; er schöpfte wirklich keinen Verdacht, und in wenig Augenblicken stand ich mit meinen Reisegefährten vor dem Bascha, um ihm Lebewohl zu sagen.

Es thut mir übrigens leid, die romantischen und poetischen Vorstellungen des Lesers vom Anblick eines Harems zerstören zu müssen. Es war an dem Costüm jener Sklavinnen nicht das mindeste von bunt orientalischer Farbenpracht zu entdecken; sie glichen vielmehr in ihrer vollständig uniformen Kleidung fast einer Schaar von Waisenhauskindern, die Sonntags zur Kirche geführt werden.

Unser genossenes Frühstück mußten wir bei unserm Aufbruch wohl zwanzig Mal bezahlen durch die vielen Trinkgelder, nach denen

sich ohne Scham die Hände der Soldaten und selbst der Offiziere ausstreckten, die ihnen aber nach dortigem Gebrauch Achacha wohl zum größten Theil wieder abgefordert haben wird.

Derselbe Offizier, der uns auf dem Hinweg geleitet hatte, blieb auch auf dem Rückweg zu unserm Schutz bei uns; und diese Vorsicht war nicht unnütz, denn die fanatische Bevölkerung suchte uns auf jedem Schritt zu beschimpfen.

Sobald ein Fremder in einer maurischen Stadt verweilt, muß er dem Bascha ein Geschenk senden. Schon war ich mehrere Tage in Marokko gewesen, und Achacha, obwohl ich bei ihm gefrühstückt, hatte noch keins von mir empfangen. Er schien ungeduldig darauf zu warten, und um mich zu etwas größerer Eile anzuspornen, schickte er mir eines Morgens durch einen Neger und zwei seiner Offiziere einen Bock und zwölf Hähne, mit der Bitte, sie freundlich von ihm anzunehmen. Das war deutlich genug: der Schlaukopf säete ein Korn, um eine Aehre zu ernten. Gezwungen, mich erkenntlich zu zeigen, sandte ich ihm ein Stück blaues Tuch, zwölf Hüte Zucker, einige Büchsen Thee und eine Menge von seidenen Taschentücher. Obwohl seine Boten sich alle Hände mit Trinkgeldern von mir hatten füllen lassen, so erhielten doch die meinigen für ihre Mühe nichts, als was ich ihnen selbst gab. Der geizige Achacha war nicht der Mann, dazu seinen Beutel aufzuthun.

Marokko hat eine große Anzahl reicher und prächtiger Moscheen. Stets in der Nähe derselben schlagen die öffentlichen Schreiber, die Aduls und Talebs, ihre kleinen Buden auf, in denen sie auf ihren Tischen wie die Schneider sitzen, ohne ein anderes Pult als ihre linke Hand. Trotz dieser geringen Vorkehrungen sind ihre Schriftzüge so sauber und nett, ihre Linien so grade, daß ich ihre Geschicklichkeit oft bewunderte. Es ist unmöglich, schönere Manuscripte zu sehen; die in Marokko unbekannte Buchdruckerkunst könnte sie nicht sauberer liefern. Fast alle diese Schreiber sind von einer selten Schönheit, und bilden gleichsam die Elite der Bevölkerung. Die Reinheit ihrer Züge wird noch durch eine edle Blässe und das tiefe Schwarz der lang wallenden Bärte gehoben. Für uns Ungläubige schienen diese „Lichter des Glaubens" eine Verachtung zu hegen, die sie nicht der Mühe werth hielten, zu verbergen; so oft ich oder einer meiner Reisegefährten an ihren Buden vorüberging, warfen sie uns finstere Blicke zu.

Auch die Schulen finden sich stets in der Nähe von Moscheen, vielleicht um anzudeuten, daß die ganze Gelehrsamkeit des Muselmanns sich auf den Koran beschränken muß. Mit dem Koran in der That fängt man an zu lernen und mit ihm hört man auf.

Um von den Schulen ein Bild zu haben, stelle man sich eine

Heerde nackter oder zerlumpter Kinder vor, die in einem großen stinkenden Saale auf der Erde unter einander liegen; ein alter Magister mit schmutziger Robe und noch schmutzigerem Turban sitzt wie der Großmogul mit untergeschlagenen Beinen auf einem Tisch, und hält statt des Scepters eine fürchterliche Ruthe, mit der die unglücklichen kleinen Gefangenen abgestraft werden, so oft sie ein Versehen begehen.

Man lehrt die Kinder lesen, indem man Verse des Koran auf kleine Täfelchen schreibt, und sie so lange wiederholen läßt, bis sie geläufig gehen; dann werden sie abgeschrieben. Haben die Kinder die Kunst des Lesens und Schreibens inne, so entläßt man sie aus der Schule, und nur die begabtesten werden zurückbehalten, bis sie den ganzen Koran auswendig wissen. Auch giebt es noch eine Art von Universitäten, „Mudaris“ geheißen, in denen man, Gott mag wissen wie, Grammatik, Theologie, Poesie, Astrologie und Medizin lernen kann.

XI.

Ein Abstecher nach Tetuan.

Um das Land und die maurische Bevölkerung gründlicher kennen zu lernen, als dies für den Europäer unter gewöhnlichen Umständen möglich ist, faßte ein französischer Reisender vor einiger Zeit einen sonderbaren Entschluß. Er machte sich bis zur Geläufigkeit mit der Sprache vertraut, übte sich in allen muselmännischen Ceremonien und Gebräuchen, bis er sich ganz wie ein wahrer Gläubiger zu geberden verstand; dann vertauschte er seinen pariser Frack mit dem maurischen Haïk, und trat wie ein echtes Kind des Propheten allein, ohne Führer noch Freund, seine Reise durch das Innere des Landes an.

Nach fast einem Jahre sah ihn der französische Consul in einem entsetzlichen Zustande wieder bei sich eintreten; alle seine Kräfte waren erschöpft, sein Geld bis auf den letzten Heller dahin, seine Kleidung hing in Fetzen um seine abgezehrten Glieder, und seine Phantasie war von den namenlosen und unbeschreiblichen Gefahren, denen er fast stündlich ausgesetzt gewesen, so erhitzt und überreizt, daß für sein Leben und seinen Verstand zu fürchten war. Es dauerte lange Zeit, ehe er sich so weit erholt hatte, daß er sich

selbst unter dem Schutz des französischen Consuls sicher fühlte; denn noch immer glaubte er sich der erbarmungslosen Wuth der Feinde des Christenthums gegenüber.

Wenig Lust verspürend, in seine Fußtapfen zu treten, begab ich mich bald nach meiner Wiederankunft in Mogador zur See zurück nach Tanger, wo ich neue Befehle meiner vaterländischen Regierung in Bezug auf meine erfolglos gebliebene Sendung zu finden hoffte. Da dieselben bei meiner Ankunft jedoch noch nicht eingetroffen waren, so benutzte ich die mir gewährte Frist zu einem Ausfluge nach Tetuan, wie ich bereits oben angedeutet. Die Vorbereitungen waren bald getroffen; der Consul verschaffte mir vom Kaid einen Soldaten zur Begleitung, und einige junge Leute vom Consulat schlossen sich uns an. Der Tag war schön, d. h. für Afrika: der Himmel war bedeckt; denn da wir uns im Monat Mai befanden, so hätte uns bei hellem Himmel die Sonne sehr lästig werden können. Wir brachen um sechs Uhr Morgens auf. Obwohl wir in dem klassischen Lande der guten Pferde waren, ließen die unsrigen doch viel zu wünschen übrig; ein Maulthier trug unser Gepäck und einige Vorräthe, besonders etwas Wein, auf den wir in Tetuan nicht hoffen durften. Als wir die Stadt im Rücken hatten, schloß sich uns ein zweiter Maure gleichsam als Volontär an.

Bewaffnet war Niemand von uns Europäern: der Soldat repräsentirte bei uns die Autorität des Sultans, und unter seiner Vormundschaft brauchten wir nichts zu befürchten; er mußte für unsere Sicherheit stehen. So groß aber ist in Marokko die Furcht vor Strafe, daß unter dieser Escorte Niemand wagen würde, dem Reisenden ein Haar zu krümmen, während er ohne dieselbe auf jedem Schritt gefaßt sein könnte, angefallen oder ermordet zu werden.

Unser Soldat war ein kolossaler Neger, pechschwarz, mit eingedrückter Nase und wulstigen Lippen, wogegen sein sanftes, mildes und vorsichtiges Wesen im sonderbarsten Gegensatz stand. Er trug statt des Turbans ein Schnupftuch um den Kopf geschlungen, als Waffen dienten ihm ein schlechter Säbel und eine lange Flinte. — Zuerst ging unser Weg an der sandigen Küste entlang; dann betraten wir eine weite, grasige Ebene, auf einer Seite von Hügeln abgeschlossen, an deren Fuß zerstreut eine Anzahl Hütten standen. Auf der Ebene weideten große Heerden von Kameelen und Pferden. Da ich besonders auf meinem schlechten Thier Mühe hatte, dem Neger zu folgen, machte unser maurischer Begleiter mich auf eine herrliche nußbraune Stute aufmerksam, die wie im Gefühl ihrer Ueberlegenheit, sich von den andern etwas bei Seite hielt. Sie mochte nicht über vier Jahr alt sein, und hatte einen so feinen,

zierlichen Kopf, daß sie aus einem Kruge hätte trinken können. Kaum bemerkte man von der nächsten Hütte aus den Beifall, den wir dem schönen Thiere zollten, so sprang auch schon ein junger Bursche daher. Da ihm meine Kauflust nicht entging, so erzählte er, um den Werth des Thieres in meinen Augen zu erhöhen, mit weitläufigen Worten von seiner edlen Abstammung. Dann fragte er, was ich wohl dafür geben würde. Ich bot 25 Louisd'or, eine in diesem Lande beträchtliche Summe.

„Das ist ein hübsches Geld," sagte der Bursche, „aber beseht das Pferd nur erst genauer." Er zeigte mir seine zierlichen Bewegungen, indem er es umwandte. „Nun, was bietet Ihr mir jetzt dafür?"

„Du scheinst sehr in Dein Pferd verliebt," erwiderte ich; „aber da es auch mir gefällt, so will ich Dir dreißig Louisd'or geben!"

Sein Auge leuchtete; schon glaubte ich, es sei mein; der Bursche schwang sich auf, flog wie der Blitz davon, tummelte sich und war im nächsten Augenblick schon wieder bei mir.

„Seht," sagte er, „es ist kein krummes Haar an ihm; seine Füße berühren den Boden nur wie im Fluge; thut noch einmal ein Gebot!"

„Nehmt es um jeden Preis, Herr!" flüsterte mir unser Maure zu; „nehmt es, und sollte es Euch 400 Dukaten kosten! Das ganze Land der Gläubigen hat kein zweites Pferd wie dieses aufzuweisen!"

Ich erhöhte meinen Preis, und erhöhte ihn nochmals und nochmals; endlich bot ich ihm 250 Dukaten, zuletzt gar 300.

„Halt," sagte jetzt der junge Eigenthümer; „haltet ein, Herr; nun kann ich stolz sein auf den Preis, den Ihr mir geboten habt; allein Eure Mühe ist umsonst, das Pferd ist mir um alles Geld nicht feil!"

Nachdem er diese Worte gesprochen, schwang er sich von Neuem auf das prächtige Thier; wir hörten noch sein frohes Wiehern, als habe es den Inhalt unseres Gesprächs vollkommen verstanden, und im nächsten Augenblick erschien es nur noch als ein dunkler Fleck am fernen Horizont.

Nach einem Ritt von mehreren Stunden ward die Ebene von Hohlwegen und Erdspalten unterbrochen; dann ward der Boden wellenförmig und hügelig, und in der Ferne zeigte sich eine Bergkette. Es waren die letzten Ausläufer des Atlas, jenes Gebirges, von dem unsere Einbildungskraft seit den Tagen der Kindheit voll ist, und das ich auch dies Mal nicht ohne innere Bewegung vor mir blauen sah.

Am Mittag gelangten wir an einen lebendigen Quell; das

Plätzchen erschien in Mitten der öden Gegenden, die wir durchzogen hatten, ungemein reizend; hohe dichte Bäume wurzelten in einem üppigen Rasen, und in geringer Entfernung schon erweiterte sich der Quell zum rieselnden Bache, dessen wohllautendes Flüstern uns zur Ruhe lud. Wir gönnten sie von ganzer Seele uns sowohl, als unsern armen Thieren, und lagerten uns zum Frühstück. Der Soldat hatte sich eine Strecke von uns entfernt in einem dichten Gebüsch niedergestreckt, von wo er mit augenscheinlicher innerer Entrüstung den verbotenen Wein in unserm kleinen Kreise die Runde machen sah. Er schlug unsere Einladung, an dem Trunk Theil zu nehmen, rund ab; der Maure aber war weniger gewissenhaft; mit einem einzigen Zuge leerte er eine halbe Flasche feurigen Xeres. Nie werde ich den Blick des Zorns und der Verachtung vergessen, den der Neger in diesem Augenblick auf den pflichtvergessenen Bekenner des Propheten warf.

Eine weite, einsame Haide trennte das kleine Eden, in welchem wir so eben verweilt hatten, noch von dem großen Berge Akbar, den wir noch überschreiten sollten. Der Pfad, den wir hinanklimmen mußten, starrte von zerklüftetem, spitzigem Felsgestein, das bald den Weg so einengte, daß wir nur Einer hinter dem Andern reiten konnten, bald wieder zur Seite zurückwich und sich drohend über den Rand des Abhangs bog. Ein tiefes Schweigen herrschte hier, und auch wir waren von der Beschwerlichkeit des Steigens so in Anspruch genommen, daß Niemand ein Wort sprach.

Auf der Höhe des Berges empfing uns ein heftiger Windstoß, der uns in den Abgrund hinunter zu stürzen drohte. Bis hieher waren wir auf der ganzen Tour fast noch Niemand begegnet; höchstens einmal einem vereinzelten Hirten oder Arbeiter; jetzt aber erschien eine lange Reihe von Kameelen, die einzeln den Felsenpfad heranklommen, den hinabzusteigen wir uns eben anschickten. Bei jenem Windstoß knieten sie alle wie auf ein gegebenes Zeichen instinktmäßig nieder, um der Gewalt des Windes zu weichen. Sie sahen höchst armselig aus, wie meist in Marokko; der Hals war fast ganz kahl, was keineswegs zu ihrer Verschönerung beitrug. Sie sind hier aber auch äußerst wohlfeil; man schätzt sie nach der Zahl der Tagereisen, die sie in einer Tour machen können, und spricht von einem Kameel von zwei, drei oder vier Tagereisen. Daß ihre Fähigkeit bis auf elf Tagereisen steigt, schien mir eine Behauptung von orientalischer Uebertreibung. Die Ausfuhr von Kameelen ist ohne besondere Genehmigung des Kaisers untersagt.

Einst wünschte die Königin von Spanien zwei bis drei Paar für eine ihrer Domänen, und ließ den Sultan darum ersuchen.

Abd-Er-Rahman antwortete als galanter Fürst, daß er sich wundere, wie eine Königin, deren Schönheit man ihm rühme, sich für so häßliche Thiere interessiren könne; dennoch ward ihr Wunsch erfüllt. In Bezug auf die Gazellen aber, um die sie gleichfalls gebeten hatte, sagte er: „Sie seien das Sinnbild ihrer eigenen Grazie und ihrer schönen Augen, und sie könne aus seinen Staaten ihrer so viele beziehen, als sie nur immer wolle.“ — Kann man sich liebenswürdiger ausdrücken?

Alle uns Begegnenden hatten uns bisher, in Rücksicht auf unsere militärische Begleitung, die Ehre des Grußes vergönnt. Einmal indessen hatte sich unser Neger von uns entfernt, und wir waren allein in einem Hohlweg, als eine Schaar von Landleuten uns entgegenkam. Sie saßen zu Pferde, trugen lange Messer im Gürtel, und da sie recht wohl bemerkten, daß wir unbewaffnet waren, so suchten sie uns den Durchzug zu versperren. Besonders ein junger achtzehn- oder zwanzigjähriger Mensch legte seine Hand an's Messer und stieß Worte aus, die wir zwar nicht verstanden, deren Sinn aber unschwer zu errathen war, wenn man seine drohenden Geberden und seine zornfunkelnden Augen sah. Wir lachten ihn aus, trieben unsere Pferde an und kamen glücklich davon. Wir thaten Unrecht, diesen Schimpf zu verachten; wir hätten unser Recht gebrauchen, den Soldaten rufen und auf der Stelle ein Beispiel statuiren sollen. Andere Reisende werden vielleicht für unsere Nachsicht büßen müssen; ein zweites Mal werden sie schon das Messer ziehen, und ein drittes Mal es *gebrauchen*; denn die Straflosigkeit ist der Verderb dieser Leute.

Dank dem miserablen Pferde, das ich ritt, befanden wir uns bei anbrechender Dunkelheit erst auf der Mitte des Bergabhanges; unser Führer erklärte, es sei unmöglich, Tetuan heute noch zu erreichen, und da er wenige Schritte von uns entfernt eine einsame und unbewohnte Hütte wisse, so thäten wir wohl daran, den Anbruch des neuen Tages dort zu erwarten. Nachdem wir dem Neger bald rechts, bald links durch das dichte Gebüsch gefolgt waren, standen wir in der That an einem Gebäude. Wäre es im klassischen Styl der Griechen aufgeführt gewesen, so würde ich dem Leser die Beschreibung ersparen; wie es aber da war, muß ich ihm durchaus einige Worte widmen. Es glich seiner Form nach ganz einem acht oder zehn Fuß hohen Zuckerhut, seine Wände bestanden aus Stroh und Schmutz, wie die Kraale der Hottentotten, und hatten nur eine einzige Oeffnung: die Thür, welche mit einem Reiserbündel geschlossen werden konnte. Auch die innere Einrichtung entsprach dem Gesetz edler Einfachheit; wir fanden nur eine einzige Räumlichkeit, die uns als Wohn- und Schlafzimmer, als Stall und Küche dienen mußte. Wie groß war unser Erstaunen,

als wir, noch ein paar Schritt von der Hütte entfernt, den rothen Schimmer eines Feuers daraus hervorleuchten sahen. Sollte sie schon einen Gast vor uns aufgenommen haben? Allerdings es war so; wir fanden einen ältlichen, aber noch rüstigen Mann, den wir auf den ersten Blick als einen Riffbewohner erkannten, und der gemächlich beim Feuer saß und sich ein Stück Wildpret briet. Wie er uns empfangen haben würde, wenn wir ihm jeder einzeln einsam im Gebirge begegnet wären, ist schwer zu sagen; hier aber, wo er uns der Zahl nach so stark im Uebergewicht sah, war er nicht nur ganz geschmeidig und freundlich, nein, er sorgte auch, so viel er konnte, für unser Wohlbehagen, und wir schieden fast als Freunde von einander. Er war auf dem Rückweg in seine heimathlichen Berge begriffen; über den Grund aber, der ihn hieher geführt, war nichts aus ihm herauszubringen. Da die Riffianer Alle als Schmuggler bekannt sind, so vermutheten wir wohl nicht mit Unrecht, daß sein Hiersein irgendwie mit einem derartigen Unternehmen im Zusammenhange stehe.

Die Riffianer sind anerkannt tüchtige und kühne Jäger, und da auch ich in den grünen Wäldern meiner schönen Heimath für einen eifrigen Sportsman gegolten hatte, so bildeten bald genug die Jagdgeschichten den Gegenstand der Unterhaltung. Ich fragte ihn nach der Löwenjagd, und er erzählte mir, daß man in seiner Provinz allerdings dieses Vergnügen noch genießen könne.

„Uebrigens," sagte der alte Mann, „sind die Löwen*) wenig gefährliche Thiere. Sie fallen selten den Menschen an, wenn er sie nicht reizt. Ich bin ihnen schon ganz allein begegnet; sie blieben stehen und sahen mich an; das war Alles. Man muß in solchen Fällen nur ruhig seines Weges weitergehen, ohne sich um die Bestie zu bekümmern; dann kann man die Wette wagen, daß auch sie nichts unternimmt. Solltet Ihr einmal mit einem Löwen irgendwo zusammentreffen, so befolgt nur meinen Rath; vor Allem lauft und stolpert nicht; seid Ihr aber weit genug von ihm entfernt, daß er Euch nicht mehr beobachten kann, so schlagt schnell eine andere Richtung ein, damit er Eure Spur verliert."

Die Kaltblütigkeit des kühnen Jägers rief mir eine Anekdote von einem alten englischen Pair in's Gedächtniß zurück. Man fragte ihn, was er gethan habe, als er auf seinem Spaziergang am Strande einem aus der Menagerie entsprungenen Löwen begegnet sei. „Was ich gethan habe?" erwiderte er gelassen; „ich habe mich in ein Cab gesetzt und bin nach Hause gefahren!"

---

*) Der marokkanische Löwe gilt überhaupt als ein sehr frommes und duldsames Thier. Mir selbst wurde in Marokko mehrmals die Geschichte erzählt von dem Löwen, dem das Schaf im Schlafe den Schwanz wegfrißt. D. H.

„Nur wenn man Jagd auf sie macht," fuhr der Riffianer fort, „dann ist es nicht besser, als wenn man sein Leben offen in der Hand hielte. Ein Jüngling unseres Dorfes brachte eines Abends eine Löwenhaut von gewaltiger Größe nach Hause, die er seinem Vater zu Füßen legte, mit der Bemerkung, er sei dem Unthier allein im Walde begegnet und habe es getödtet. „Und mit welchem Finger hast Du Dein Gewehr losgedrückt?" fragte der Vater des Jünglings. Dieser hob den Zeigefinger empor. „So nehmt ihn fest und bindet ihn," rief jetzt der Vater, „daß ich ihm den Finger abhaue, und es ihm in Zukunft unmöglich sei, einen Löwen allein anzugreifen. Um alle Löwenhäute der Welt möchte ich nicht meinen geliebten Sohn verlieren!" Wir Alle baten um Gnade für den Sohn, aber vergebens. Ein Strom von Thränen floß über das Antlitz des Vaters, aber er schlug den Finger ab. —

Am nächsten Morgen, nach einigen Stunden stärkenden Schlafs, hatten wir bald den Akbar im Rücken und befanden uns in der Ebene von Tetuan. Sie ist mit Palmen bewachsen, wiewohl nicht mit jenen hohen majestätischen Palmen, deren Bild sich in unsern Illusionen an den Namen Afrika's zu knüpfen pflegt, sondern mit kleinen niedern Palmen, die ihren Fächer schon einen Fuß über dem Erdboden ausbreiten, und deren man auch im südlichen Europa genug sieht. Die ganze Strecke Landes, die vor uns lag, war einsam und öde; nirgends entdeckte das Auge Dörfer oder Hütten; nur vereinzelte Heerden von Kameelen sahen wir grasen, deren sanftes, geduldiges Aussehen seltsam mit dem unwirschen Gesicht ihrer Hirten kontrastirte. Diese suchten zur Kurzweil die rauhe, wilde Stimme des Kameels nachzuahmen, und es entspann sich zwischen Mensch und Thier eine Art von Wettstreit, dessen höchst unmusikalische Klänge von dem Echo der fernen Berge wiederholt wurden.

Tetuan, dieselbe Stadt, welche gegenwärtig nach kurzem Kriege von den Spaniern besetzt ist, liegt am Ende der Ebene auf einem Hügel; sie macht, von Ferne gesehen, den Eindruck einer Festung; die Stadt ist nämlich mit Mauern umgeben, auf denen sich in regelmäßigen Zwischenräumen viereckige Thürme erheben. Alles ist nach maurischer Sitte mit Kalk getüncht; nahebei gesehen, ist dies geschmacklos; von fern aber verschmilzt die blendende Weiße sehr angenehm mit den strengern Tinten des dunkeln Gebirgs-Hintergrundes.

Um zehn Uhr Vormittags standen wir am Thor; wir glaubten ungehindert eintreten zu können, aber wir täuschten uns; der Thorwächter versperrte uns den Weg; denn nur bis hieher reichte die Autorität unseres Führers. Der Bascha mußte erst benachrichtigt werden, um uns einen andern Soldaten zu schicken, der

uns durch die Stadt geleiten sollte. Trotz unserer Eskorte aber hatten wir mehr als eine Unverschämtheit von den Vorübergehenden zu erdulden: bald war es ein Stein, der von unbekannter Hand auf uns geschleudert, neben uns niederfiel, bald ein derber Stoß, der uns zur Seite warf. Unsere Wache beruhigte zwar diese feindseligen Aufwallungen jedes Mal durch einen Hieb mit der Säbelfläche, aber er konnte es doch nur immer erst thun, nachdem wir die Beleidigung empfangen hatten. Ein junges Mädchen, das ich ansah, weil es sich ansehen ließ, nahm die Sache übel, und hätte mir einen Stein an den Kopf geworfen, wenn nicht der Soldat, dies Mal rechtzeitig, dazwischen getreten wäre. Als aber einer meiner Gefährten einem jungen Burschen, der sich eine grobe Unanständigkeit gegen ihn zu Schulden kommen ließ, einen Hieb mit seiner Reitgerte versetzte, wurden die Zuschauer so gegen uns aufgebracht, daß sie uns murrend und drohend eine Strecke verfolgten.

Tetuan gilt im ganzen Lande für eine schöne Stadt, und in meinen Augen wenigstens wird Tanger, trotz des europäischen Luxus seiner Consulatsgebäude, von ihr verdunkelt. Sie hat einen echt maurischen Charakter; viele ihrer Straßen sind bedeckt, und da die hierdurch entstehende Dunkelheit durch nichts gelichtet wird, so glaubt man oft, sich in unterirdischen Grotten zu befinden. Diese finstern Gänge werden während der Nacht durch Thore oder Gitter geschlossen. Einige andere Straßen sind mit Weinlauben gedeckt, und dieses herrliche, unerwartete Grün unterhält in diesem Theil der Stadt eine liebliche Frische und Kühle.

Kaufläden sind in großer Zahl vorhanden. Die Besitzer derselben sind meistens Algerier, deren glänzende Tracht sehr gegen die marokkanische Einfachheit absticht; auch erschienen sie mir höflicher und gebildeter, als die Eingeborenen. Die maurische Bevölkerung hält sich, ohne Zweifel, weil sie deren Ueberlegenheit fühlt, von ihnen fern, wirft ihnen Luxus und religiöse Lauheit vor, und betrachtet sie nicht viel besser als Ketzer.

In den Bazars findet man Webereien, Pantoffeln, irdene Gefäße u. s. w.; der Artikel aber, auf dessen Fabrikation die Mauren sich am meisten einbilden, sind ihre Gewehre. Obgleich, wie alles Andere, ziemlich roh und plump gearbeitet, genießen sie doch einer gewissen Berühmtheit im Lande.

Die Marokkaner sind so eingebildet auf diese Waffen, daß die Ausfuhr streng untersagt ist; denn wenn es den Christen gelänge, sich deren zu verschaffen, so würden sie sie nachahmen, und die Sicherheit des Reiches wäre bedroht.

Die Verfertiger dieser unüberwindlichen Waffen haben ganz das Aussehen von Cyclopen; als einziges Kleidungsstück tragen sie

eine leinene Tunika; der übrige Körper ist nackt und von Sonne und Rauch geschwärzt.

Man pflegt sich von einem Volk, je nach den ersten Nachrichten, die man über dasselbe empfängt, immer ein allgemeines Bild zu entwerfen. So z. B. stellen wir uns, von der Wiege an in die süßen Träumereien und in die poetische Pracht der „Tausend und einen Nacht" eingeweiht, die Muselmänner gern mit der Pfeife im Munde, auf kostbare Teppiche niedergestreckt und in schweigende Apathie versunken vor. Nicht ohne Ueberraschung sieht man sie daher in diesem Lande weben, schmieden, feilen, und den Ambos schlagen. Sehr naiv hielten sie meine Ueberraschung oft für Bewunderung, und bildeten sich ein, daß mir noch nie solche Meisterwerke, wie die ihrigen, zu Gesicht gekommen seien. Nichtsdestoweniger stehen aber die Instrumente sowohl, als ihr Verfahren noch auf der niedrigsten Stufe, während sie Alles in solcher Vollkommenheit zu besitzen glauben, daß keine Nation der Welt mit ihnen wetteifern könne.

Tetuan steht im Rufe einer großen Frömmigkeit; auch besitzt es nicht weniger als dreißig Moscheen. Die Hauptmoschee ist wahrhaft prächtig. Um mich mit eignen Augen vom Eifer der Gläubigen zu überzeugen, stellte ich mich, natürlich in Begleitung meines Soldaten, so nah als möglich am Eingang auf, und blieb trotz ihrer wüthenden Blicke und drohenden Geberden eine ziemliche Weile hier stehen. Der Satan in Person am Eingang einer Kirche hätte nicht mehr Aergerniß erregen können. Am ergrimmtesten waren die Frauen, und wenn man mich gesteinigt hätte, so wäre sicherlich der erste Stein von einer weiblichen Hand gefallen. Die Männer zeigten schon mehr Respekt vor dem entblößten Säbel meines Janitscharen.

Zwar schien auch dieser seine Charge bei mir nur ungern übernommen zu haben; indessen der Geist der Disciplin und meine Piaster beruhigten seine Gewissenszweifel.

Die Stadt ist von dem Mittelländischen Meere durch eine öde, einsame Haide getrennt, auf der weder Baum noch Haus zu sehen ist. Ein Fluß durchschneidet schweigend diese Wüste und mündet zwei Meilen unterhalb Tetuans. Die Mündung ist breit und tief genug, um Schiffe aufzunehmen, und wäre mit geringer Mühe so zu erweitern, daß jene bis Tetuan hinauffahren könnten. Dies aber fällt der maurischen Sorglosigkeit nicht ein; im Gegentheil, man läßt Schlamm und Sand sich so in der Mündung anhäufen, daß sie von Jahr zu Jahr schwerer zugänglich wird. Am Ufer erhebt sich ein massiver, viereckiger Wachtthurm, der die Fluthen weithin beherrscht, nur daß von dem gähnenden Schlund

seiner verrosteten Kanone wenig zu befürchten ist*). Er gewährt in seiner Vereinzelung einen ungemein malerischen Anblick. Eine Thür besitzt er nicht, sondern muß vermittelst einer Strickleiter erstiegen werden. Um die Gegend besser zu überschauen, schickte ich mich an, die Leiter hinan zu klettern, als der dienstthuende Soldat herbeistürzte und sie mir fortriß, indem er eine Fluth von Verwünschungen gegen mich ausstieß. Seine Festung war nicht weniger heilig, als eine Moschee, und der Zutritt jedem Ungläubigen untersagt. Hier half mir die Gegenwart meines Janitscharen zu nichts, und ich merkte nur zu gut, daß auch er den geheimen Befehl hatte, die militärischen Geheimnisse des Landes nicht der Neugier eines Ungläubigen preiszugeben. Von Stund' an verbreitete sich das Gerücht, ich sei ein Ingenieur, gekommen, die Zugänge des Landes zu erforschen und den Plan der Festungen aufzunehmen.

XII.

Der schlimmste Tag meines Lebens.

Der Augenblick unsrer Abreise war gekommen. Ich wünschte, nicht sogleich nach Tanger zurückzukehren, sondern zuvor Cëuta zu besuchen; aber es war unmöglich; der Bascha verweigerte mir die nöthige Eskorte. Cëuta lag im Bezirk des Kaïd von Tanger, und nur er konnte mir die Erlaubniß und die Eskorte geben. Wie hatte ich mich auf die Reise über den Atlas gefreut; nun war diese Hoffnung zertrümmert, und ich mußte mich begnügen, den fabelhaften vielköpfigen Riesen aus der Ferne zu bewundern.

Gegen die Morgendämmerung erhob ich mich von meinem Lager und stieg auf die Terrasse, um das Wetter zu beobachten. Das Meer war trübe, der Wind feucht; große schwarze Wolken sammelten sich über dem Berge Akbar, den wir übersteigen mußten. Bald indessen klärte sich der Himmel ein wenig auf; die finstern Vorboten eines Unwetters schienen zu verschwinden; wir reisten ab. Als Wache erhielten wir denselben Soldaten, der uns während unseres Aufenthaltes in Tetuan zur Seite gewesen war, und ob-

*) Derselbe, welcher bei der Einnahme Tetuans durch den General O'Donnel eine Rolle spielte.

D. H.

wohl, Dank der finstern, schweigsamen Gemüthsart dieser Person, unsere Bekanntschaft eine wenig intime war, so zogen wir sie doch einer völlig fremden vor.

Die Gegend war uns bekannt, denn wir gingen Schritt für Schritt denselben Weg, wie auf der Herreise. War doch unserm Begleiter ausdrücklich geboten worden, mich direkt nach Tanger zu transportiren, und mir nicht zu gestatten, mich nach rechts oder links zu bücken, um alte Steine oder Kräuter zu sammeln. Die Luchsaugen der Behörden fürchteten in etwaigen botanischen oder mineralogischen Liebhabereien noch immer die Spionage eines Ingenieurs.

Die ersten Meilen legten wir ohne weiteres Begegniß zurück. Plötzlich aber verwandelte sich die Scene; der Himmel verfinsterte sich von Neuem; über dem Berge thürmte sich wieder das Gewölk, und der Wind begann, uns große Regentropfen in's Gesicht zu jagen. Dennoch ritten wir weiter, in der Hoffnung, daß es nur ein Frühlingsschauer sei, und die Sonne bald wieder siegen würde.

Ich habe ein gutes Stück Welt gesehen; bin durch manche wüste Gegend gezogen und habe manchem Sturm getrotzt; aber ich halte diesen Tag für den härtesten und anstrengendsten meines Lebens.

Wir hatten noch nicht den Fuß des Berges erreicht, als der Regen schon in Strömen floß; auf der Höhe ward es noch schlimmer; die alten Eichen knarrten und ächzten unter den immer verstärkten Stößen des Windes; der Himmel war schwarz, und der schmale Pfad, der sich schon in einen Fluß verwandelt hatte, ward bald zum Wasserfall.

So zogen wir stillschweigend im fürchterlichsten Sturm dahin; kein Obdach bot sich dar, und wir waren ohne Hoffnung, eins zu erreichen, nachdem wir jene kleine baufällige Hütte, die uns schon einmal aufgenommen, von der Wuth des Wetters umgestürzt und zertrümmert gefunden hatten.

Auch auf die Schnelligkeit unsrer armen Thiere durften wir nicht rechnen; ihr Huf versank im Schmutz, und es kostete sie bei jedem Schritt eine gewaltige Anstrengung, sich wieder heraus zu arbeiten.

Langsam kamen wir vorwärts; wir hegten eine letzte Hoffnung, diejenige, auf der andern Seite des Berges das schöne Wetter wieder zu finden, und den Sturm hinter uns zu lassen. Auch dies war eine Täuschung; der Himmel war hier noch finstrer als dort, der Wind noch heftiger, der Regen noch ungestümer, noch dichter. So weit unsere Augen reichten, nichts als Wolken und Wasser! Als wir die Höhe des Berges überschritten hatten, und

mit sehnsüchtigem Blick nach der Ebene von Tanger spähten, entdeckten wir nur einen einzigen weiten See. Zur Umkehr war es zu spät; wir waffneten uns also mit unserm ganzen Muth, und stiegen entschlossen hinab, um uns in dieses uferlose Meer zu tauchen. Wir suchten die Quelle, an der wir gefrühstückt hatten, die Weide, die uns mit ihrem Schatten erquickt; aber die Oase war verschwunden, an ihrer Statt nur ein großer Sumpf. Unsere Thiere, gewohnt an dieser Stelle Halt zu machen, wollten nicht weiter, ja das Maulthier eines meiner Gefährten legte sich mitten im Wasser nieder. Wir trugen indessen den Sieg davon und verfolgten unsere Straße weiter.

Was mich am meisten in Erstaunen setzte an diesem unglückseligen Tage, war die unerschütterliche Kaltblütigkeit unseres Führers. Er hatte die Kapuze seines blauen Burnus über den Turban gezogen, sein Gewehr quer über den Sattel gebunden, und so ritt er vor uns her, ohne auch nur eine Klage, ein Murren hören zu lassen.

Er ritt einen großen Schimmel, der an Ruhe und Gelassenheit seinem Herrn nichts nachgab; auch schien er doppelt so viel Beine zu haben, als unsere armen Thiere; wenigstens war er uns immer um eine beträchtliche Strecke voraus. War unser Führer uns so weit vorgekommen, daß wir ihn fast aus dem Auge verloren, so hielt er an, that einen gellenden Pfiff, und ohne sich umzuwenden, wartete er geduldig und unbeweglich unter dem Regen, bis wir ihn eingeholt hatten. Bald aber eilte er uns von Neuem voran, erwartete uns abermals, und dies Verfahren wiederholte sich wohl zehn Mal in einer Stunde, ohne daß der gleichgültige Afrikaner den geringsten Verdruß kund gab.

Während dessen hatte der Regen auch nicht für einen Augenblick nachgelassen; wir waren naß bis auf die Haut, und von dem eisigen Winde fast erstarrt. Zum Uebermaß des Unglücks fing der Hunger an, uns zu plagen; denn das mit unsern Lebensmitteln beladene Maulthier war zurückgeblieben, und steckte wahrscheinlich noch im Schmutz des Berges Akbar fest. Mit Ausnahme eines Italieners, der zu unsrer Gesellschaft gehörte und wie ein Kind weinte, blieben wir jedoch Alle bei passabler Laune. Es handelte sich ja um die Ehre der Europäer; wir hätten uns schämen müssen, in Gegenwart unseres maurischen Soldaten, der uns ein so gutes Beispiel der Ergebung gab, eine Schwäche zu verrathen.

Ich schweige von den tausend Hindernissen, den tausend Gefahren dieser Reise, von den in Ströme verwandelten Wegen, dem undurchdringlichen Schmutz, den Launen unsrer Pferde und Maulthiere. — Plötzlich zeigt sich, o Wonne! mitten auf dem Felde eine

vereinzelte Hütte; wir steuern darauf los; nur ein Reiserbündel verschließt sie; rasch dringen wir ein; kaum einen Augenblick darin, so sind wir auch schon mit Myriaden von Flöhen bedeckt. Weit übler noch war es jedoch für uns, daß der Wind die Hütte stark beschädigt hatte, daß der Regen eingedrungen, und Alles verwüstet war. Wir wollen ein Feuer anzünden; neue Verlegenheit; Niemand hat ein Feuerzeug; das Pulver des Soldaten aber ist so feucht, daß es nicht fangen will. In einiger Entfernung von der Hütte erblicken wir einen Hirten, das einzige menschliche Wesen, welches uns den ganzen Tag über aufgestoßen. Vielleicht, denken wir, kann er uns helfen; wir rufen, aber anstatt zu kommen, reißt er aus. Der Soldat folgt ihm im Galopp und bringt ihn mit Gewalt herbei; aber ach! der Unglückliche ist so arm wie wir; er besitzt nicht, was uns fehlt. Halb verhungert und erfroren stiegen wir wieder auf und setzten unsern Weg fort.

Eine neue Sorge kam noch zu so viel Unglück. Die Nacht war nahe, Tanger schien vor uns zu fliehen; wir mußten fürchten, daß die Thore vor unsrer Ankunft geschlossen seien, daß es uns nicht gelingen möchte, sie öffnen zu lassen, und daß wir diese Nacht unter freiem Himmel würden zubringen müssen.

An solchen Tagen der Prüfung sinkt dem Reisenden der Muth; er verwünscht seinen Veränderungstrieb, seine Wißbegierde; er sehnt sich zurück nach dem fernen Vaterlande, in den Kreis der Freunde, die er daheim gelassen. Können seine Entdeckungen und Erfahrungen so viel Täuschungen aufwiegen? Ist der Zweck, das Ziel, der Erfolg so vieler Anstrengungen werth? Was wird er mitbringen von seiner langen Wanderschaft? Was anders, als abgestumpfte Sinne, ein unbefriedigtes Herz, eine geschwächte Gesundheit und Erinnerungen an Tage des Elends und der Entbehrung!

Während ich so gegen die Ungnade des Himmels murrte, war die Nacht angebrochen; der Sturm sauste noch immer, der Regen ließ nicht nach, und die Finsterniß machte die drohende Stimme der entfesselten Elemente noch schauerlicher. Ein neuer Laut mischte sich plötzlich mit den andern; es war das Brausen des Meeres, welches gegen die Dünen schlug. Wir waren endlich am Gestade; auf den Fischerböten zündete man Feuer an, und diese Feuer glühten einsam wie rothe Sterne durch die Schatten der Nacht.

Endlich war er zu Ende, dieser Tag der Prüfung! Eben sollte das Thor geschlossen werden, als wir vor Tanger hielten. Das Unwetter hatte seit zwölf Stunden ohne Unterlaß getobt; vierzehn Stunden waren wir unterwegs gewesen.

XIII.

Heimkehr.

Auch mein Aufenthalt in Tanger und in Marokko überhaupt war seinem Ende nahe. Während meiner letzten Abwesenheit waren die längst erwarteten Nachrichten aus England für mich eingetroffen; man berief mich in meine Heimath zurück. Voll Ungeduld, das Land zu verlassen, in dem ich so viele Mühe verschwendet hatte, sah ich nur noch mit Sehnsucht der Landung eines Schiffes entgegen, das mich bei seiner Rückkehr nach Gibraltar aufnehmen sollte*). Lange Stunden brachte ich, das Fernrohr auf's Meer gerichtet, auf der Terrasse des Consulatsgebäudes zu. Nichts Anmuthigeres, nichts Poetischeres, als der schnelle Flug der Schiffe über die Meerenge; man möchte sie Seevögeln vergleichen, deren Fittig die Fluthen streift! Es kamen hier genug gezogen aus dem Ocean in's Mittelmeer; nur leider in Tanger wollte keins landen.

Endlich wandte sich der Westwind, und siehe, es erschien eine englische Corvette von Gibraltar, die einige Familienmitglieder des Consuls nach Tanger führte. Es war eine treffliche Gelegenheit zur Rückkehr nach Europa; der Kapitän versprach mir Aufnahme an Bord, und nachdem der Wind plötzlich wieder von Osten nach Westen umgeschlagen war, lichtete die Corvette ihre Segel.

Die Schaluppe erwartete mich; als ich den Hafen erreichte, schlichen drei bis vier Soldaten mit mißtrauischen Blicken um mich herum, Abgesandte des Hafen-Kapitäns, die sich überzeugen sollten, ob ich auch nichts Verbotenes ausführe. Ich besaß allerdings dergleichen, unter andern ein paar von jenen eben erwähnten unüberwindlichen Waffen, die, unter meinem Mantel versteckt, glücklich dem wachsamen Auge der Douane entgingen. Nach echt maurischer Sitte unterließ auch der Hafen-Kapitän nicht, seine Hand nach einem Trinkgeld auszustrecken, so ungenirt wie ein italienischer Cicerone.

Die Schifffahrt auf der Meerenge von Gibraltar ist der vielen unterseeischen Strömungen halber keineswegs ohne Gefahr. Einige sind so stark, daß sie den widrigsten Winden trotzen und die Piloten oft dem härtesten Mißgeschick preisgeben. Die Ueberfahrt währte

---

*) Gegenwärtig ist die Verbindung zwischen Gibraltar und Tanger eine ziemlich regelmäßige.

nur wenige Stunden; wird man aber von schlechtem Wetter betroffen, so läuft man Gefahr, wochenlang auf der Meerenge umhergeworfen zu werden, ohne weder die eine noch die andere Küste erreichen zu können. Ein französisches Schiff, das zu jener Zeit bei leidlichem Wetter von Gibraltar nach Tanger abfuhr, brachte dreiundzwanzig Tage im jämmerlichsten Zustand auf dem Wasser zu, ehe es an den Ort seiner Bestimmung gelangte.

Wir waren glücklicher; der Wind begünstigte uns, und der Himmel zeigte nicht das leiseste Wölkchen. Es war eine wahrhafte Lustfahrt. Die Atmosphäre war so klar, daß die beiden gegenüberliegenden Ufer bis in's Kleinste zu erkennen waren, und dieses doppelte Panorama ist eins der köstlichen Schauspiele, die man sehen kann.

Auf beiden Seiten sind die Gebirge von ernstem, strengem Charakter, und der Gedanke, daß man sich hier auf der Grenze zweier Welten befindet, erhöht noch den Schwung unseres Empfindens, der Großartigkeit der Landschaft gegenüber. Das Wasser der Meerenge ist von einem durchsichtigen Blau, und unsere Corvette durchschnitt fast ohne Anstrengung die rieselnden Wellen. — Wir waren Morgens um zehn Uhr von Tanger abgereist, um zwei Uhr Mittags lagen wir in Gibraltar vor Anker.

Mit einem fliegenden Lager durch Biledulgerid.

Südlich von den marokkanischen Staaten und am Nordrande der großen Sahara breitet sich das Land der Datteln, Biledulgerid, aus. Es bildet einen wichtigen Bestandtheil des Reiches Tunis, und wird durch den sogenannten „Lagerbey“ regiert, dessen wesentlichste Function darin besteht, jährlich mit einem fliegenden Lager die beiden Distrikte des Landes zu besuchen, um die Abgaben des Volkes einzusammeln. Da bei meiner Anwesenheit in Tunis gerade ein solches fliegendes Lager im Begriff stand, aufzubrechen, so suchte ich mit meinem Freunde B. die Erlaubniß nach, die Tour mitzumachen. Der Lagerbey residirte in dem eine Stunde von Tunis belegenen Schlosse Barda; er empfing uns mit herablassender Güte, bewilligte mit Freuden unser Gesuch, und wies uns an, unser Gepäck Abends an seinen „Pfeifen-Inspektor“ abzuliefern. Außer letzterem waren als seine wichtigsten Diener doch noch der „Waffen-Inspektor“, der „Kaffee-Inspektor“, der „Schuh-Inspektor“ und der „Wasser-Inspektor“ auf der Reise anwesend. Ferner führte er einen „Erzähler“ mit sich, dessen Amt es war, den Bey jede Nacht bis zum Einschlafen mit merkwürdigen Geschichten zu unterhalten, die uns aber zum größten Theil höchst albern vorkamen. Von seinen Damen pflegt er sich niemals auf diesen Expeditionen begleiten zu lassen.

Die militärischen Kräfte beliefen sich bei unserm Aufbruch auf etwa 2500 Mann, die aus Mamelucken, Boabs, Infanterie, Spahis und arabischen Nachzüglern bestanden. Die Zahl der letztern war jedoch während der Tour fortdauernd im Wachsen, da die Ortschaften, welche der Bey berührte, diesem gleichsam als ehrendes Bewillkommnungszeichen eine Anzahl Truppen stellen mußten. Außer den Soldaten führte der Bey zwei Geschütze und eine Musikbande mit sich.

Am Morgen des Aufbruchs war die ganze Ebene, über die unser Weg zunächst führte, mit Pferden, Maulthieren, beladenen Kameelen und der dazu gehörigen Dienerschaft bedeckt; Alles in einer glorreichen Confusion. Endlich erschien auf einem feurigen Roß der Bey, der dem Zuge voranritt.

Nach einem Ritt von ungefähr drei Stunden ward bei der Stadt Beereen zum ersten Male Halt gemacht. Gleich nachdem die Zelte aufgeschlagen waren, begaben wir uns zum Bey Sidi Mohamed, um ihn unsrer Hochachtung zu versichern; er war in hohem Grade leutselig, und gab uns die Erlaubniß, Alles zu fordern, dessen wir auf der Reise bedürfen würden. Wir lernten auch bei dieser Gelegenheit seinen Arzt, Signor Nunez, einen toskanischen Juden, kennen, der uns sogleich zum Frühstück einlud und uns überhaupt auf der ganzen Tour viel Freundlichkeit erwies.

Das ganze Lager bestand aus etwa achtzehn sehr geräumigen Zelten; das Sidi Mohameds stand in der Mitte und war in einer Entfernung von vierzig Fuß kreisförmig von den übrigen umgeben. Fast jedes Zelt diente zwanzig bis fünfzig Mann zum Obdach. In dem unsrigen logirten außer mir und meinem Freunde nur der Boab, der über unser Gepäck zu wachen hatte, zwei Araber, welche die Pferde und Maulthiere besorgen mußten, ein Maure für alle andern Dienstleistungen, und meines Freundes Bursche, der Malteser Michael. Die erste Nacht war sehr kalt; da wir indessen hinreichend mit Decken und Kleidern versehen waren, so schliefen wir gut, trotz des unaufhörlichen wilden Geschreies der rings um das Lager aufgestellten arabischen Schildwachen, trotz des Gurgelns und Schreiens der Kameele und des Wieherns der Pferde, die alle mit einander ihr Möglichstes thaten, um den Schlummer von unsern Augen fern zu halten.

Auch der ganze folgende Tag sollte noch ein Ruhetag sein, so daß mein Freund und ich Muße gewannen, nochmals nach Tunis zurückzukehren, um einige von uns vergessene Dinge nachzuholen. Wir verabschiedeten uns zuvor beim Bey, wie wir denn überhaupt an keinem Morgen versäumten, ihm unsere Huldigung darzubringen. Der „Pfeifen-Inspektor", der als ein geborner Genuese und jetziger Renegat uns bei seiner Hoheit als Dolmetscher diente, setzte uns ein Frühstück vor, das uns jedoch im Vergleich zu unserm englischen Frühstück sehr kärglich dünkte. Man pflegt nämlich in Tunis Morgens nur eine Schale Kaffee mit wenigem Backwerk zu genießen; dann wartet man bis zwölf oder ein Uhr, wo man eine tüchtige Mahlzeit einnimmt, welcher Abends, je nach der Jahreszeit, früher oder später, noch ein kleiner Imbiß folgt. Die Nordafrikaner leben im Ganzen außerordentlich mäßig, und die

ärmere Volksklasse namentlich existirt zuweilen den ganzen Tag von einer Hand voll Datteln.

Wir rückten nur in sehr kurzen Tagereisen vorwärts; besonders wurde jedes Mal Halt gemacht, wo sich Gelegenheit zur Jagd darbot, von welcher der Bey ein großer Liebhaber war. Wir erlegten viele Rebhühner und Hasen, aber auch Füchse, Wölfe und eine Hyäne. Füchse und Wölfe werden von den Arabern verspeist; ihr Lieblingsgericht aber ist ein fetter gebratener Hund, den sie fangen und schlachten, wo sie nur seiner habhaft werden. Ein Glück, daß mein Freund, der Hauptmann B., nicht seinen wohlgenährten Hühnerhund bei sich hatte; er wäre ohne Gnade verloren gewesen. Auch die Franzosen in Algier haben von der Sitte des Landes schon so viel angenommen, daß sie fette Katzen tödten und sie durch ihre geschickte Kochkunst in Hasen verwandeln.

Eine der größern Städte, die wir berührten, war Kairwan, in einer weiten Ebene gelegen. Viele der Häuser sind in Trümmer gestürzt, aber der Ort besitzt eine berühmte Moschee, die wir natürlich nicht betreten durften. Ihre Säulen und übrigen Ornamente sollen zum großen Theil von zerstörten christlichen Kirchen und heidnischen Tempeln herrühren. Das Haus des Kaïd, den wir mit dem Bey besuchten, zeichnete sich vor den übrigen durch Größe und Sauberkeit aus.

Als ich mit meinem Freunde eine Straße entlang ritt, waren wir nicht wenig erstaunt, unsere Diener plötzlich von ihren Pferden springen und auf einen alten zerlumpten Mauren zulaufen zu sehen, dessen Hände sie andächtig und inbrünstig küßten. Als sie sich endlich wieder bei uns eingefunden hatten, erklärten sie uns, der Alte sei ein berühmter Heiliger des Landes, und daß, wenn der Bey ihm an ihrer Statt begegnet wäre, er ebenso hätte thun müssen. Der Heilige folgte uns in das Haus des Kaïd, den wir Freudenthränen vergießen sahen, als man ihm sagte, daß sein Sohn, der Befehlshaber eines Theils der Truppen, mit uns gekommen sei. Ehe wir uns zu dem für uns bereiteten Mahle setzten, streckte der Heilige segnend seine Hände über die Speisen aus. Bei Tisch flüsterte uns der Arzt zu, daß es für den wunderlichen Alten gewiß keine größere Wonne geben würde, als uns zwei Ungläubige lebendig verbrannt zu sehen. Später zeigte man uns ein kleines, auf Befehl des Beys errichtetes Gebäude, welches die Ueberreste des Heiligen nach seinem Tode aufnehmen sollte, so daß der alte Herr das Vergnügen haben konnte, schon bei Lebzeiten seinen Begräbnißplatz zu besuchen.

So lange wir in Kairwan waren, sahen wir den Bey jeden Morgen Gericht halten. Es kamen viele Kläger mit mancherlei Anliegen, von denen die meisten sehr kurz und bündig abge-

fertigt wurden; andere überwies der Bey ihren gewöhnlichen Kadi's und Gerichtsvorstehern.

Da im Lager Mangel an Kameelen herrschte, so sandte der Bey Leute aus, um deren aufzutreiben. Sie nahmen überall die schönsten, die sie nur finden konnten, und zeichneten sie sogleich mit einem glühenden Eisen als Eigenthum des Bey's, ohne daß von dem Geschrei und dem Protest der bisherigen Besitzer, die sich in keiner Weise zur Aufgabe ihres Eigenthums verpflichtet hielten, die mindeste Notiz genommen wurde. Zweihundert Kameele kamen auf diese Weise in die Hände Sidi Mohameds, so daß wir jetzt im Ganzen zwei Tausend derselben in unserm Lager hatten. Für diese vielen Thiere war auch nicht ein Atom von Proviant mitgenommen worden; sie nährten sich kärglich von dem kurzen groben Grase, den Kräutern und Dornen, die der dürre Boden trug. Besonders von recht scharfen, stachlichen Dornen ist das Kameel ein großer Liebhaber, und mit Verwunderung sieht man es dieselben mit seinem anscheinend zarten Maul zermalmen.

Der Bey von Tunis ist Eigenthümer einer zahllosen Menge von Kameelen, die er verpachtet. Er hält nämlich in gewissen Distrikten Aufseher, denen er eine Anzahl derselben überläßt, um sie zum Gebrauch in Mühlen oder zu Feldarbeiten auf Tagelohn an die Leute zu verdingen. Die Aufseher müssen der Regierung jährlich Rechnung ablegen, und so oft sie dazu aufgefordert werden, eine bestimmte Anzahl stellen. In Folge von Nachlässigkeiten war nun kürzlich eine große Sterblichkeit unter den Kameelen eingerissen, und dies war der Grund zu einer so gewaltthätigen Besitzergreifung. Wenn ein Araber einen Todtschlag begeht, so muß sein Stamm dreiunddreißig Kameele aufbringen; und da jenes Verbrechen keineswegs zu den Seltenheiten gehört, so ist der Gewinn des Bey's ein sehr beträchtlicher.

Die Gegenden, welche wir durchzogen, boten dem Auge einen mannichfaltigen Wechsel dar. Bald waren es mit Dornen und Gras bewachsene Ebenen, bald Hügel- und Bergparthien; dann wieder ward man durch das kahle, sandige Terrain, durch lange unbewohnte Strecken nur zu deutlich an die unheimliche Nachbarschaft der großen Sahara erinnert. Ein großer Theil des Landes aber ist mit den herrlichsten Palmenpflanzungen bedeckt, deren köstliche Frucht ihm den Namen „Biledulgerid" oder „Dattelland" gegeben. Von hohem majestätischen Wuchse scheint die Krone der Dattelpalme den Himmel zu berühren, während die schlanken, dunkeln, herabhangenden Blätter von den arabischen Poeten dem aufgelösten Lockenhaar einer schönen Frau verglichen werden. Die Palme wird meist durch Schößlinge ausgewachsener Bäume fort-

gepflanzt. Wenn man dieselben ausgräbt, umpflanzt und gut pflegt, so tragen sie schon nach sechs oder sieben Jahren Früchte, während der aus dem Kern erzogene Baum sechzehn Jahre zu seiner Entwickelung bedarf. Der Gipfelpunkt der Kraft fällt etwa in das dreißigste bis siebzigste Jahr der Palme; da pflegt sie wohl fünfzehn bis zwanzig Dattelbüsche zu tragen, jedes zu einem Gewicht von fünfzehn bis zwanzig Pfunden.

Zu ihrer Pflege bedarf sie nichts weiter, als daß ihre Wurzeln alle vier bis fünf Tage einmal reichlich bewässert werden; zu viel Regen schadet ihr, wie denn auch die Gegenden Afrika's, in denen sie am besten gedeiht, fast ohne Regen sind. Dennoch darf man darauf rechnen, daß wo Palmen stehen, durch Bohren leicht Wasser gefunden werden kann. Der Saft der Palme ist ein köstliches und gesundes Getränk, wenn man es frisch genießt; aber auch nur einige Stunden alt, nimmt er einen scharfen Geschmack an und wirkt sehr berauschend. Die Araber nennen diesen Saft in ihrer poetischen Ausdrucksweise „Thränen der Palme". Man gewinnt ihn auf folgende Weise: Wenn es sich herausstellt, daß ein Baum schlecht trägt, so wird er geköpft und eine Vertiefung in dem obern Theil des Stammes ausgehöhlt, in welcher sich der aufsteigende Saft sammelt, den man ohne jede Zubereitung trinkt. Wird der Saft dem Baum nicht bis zur Erschöpfung entzogen, so schlägt dieser in fünf oder sechs Monaten von Neuem aus, und kann nach Verlauf von zwei oder drei Jahren wiederum geköpft werden. So überdauert die Palme diese Operation wohl fünf oder sechs Mal.

Die Datteln selbst werden in der Sonne getrocknet und theilweise zu einem Mehl zerrieben, das sich sehr lange hält, und mit ein wenig Wasser befeuchtet, den durch die Wüste Reisenden oft eine ausreichende Nahrung liefert.

In den Wohnungen der Araber sind an den Wänden entlang überall acht oder neun Fuß hohe Pfähle errichtet, an denen die Dattelbüschel aufgehängt werden, um den Wintervorrath für die Familie zu bilden; in den Winkeln der Zimmer aber stehen große irdene Krüge, die mit eingestampften Datteln gefüllt sind, und an deren Fuß Hähne angebracht werden, mittelst welcher man den dicken, syrupartigen Saft abzapft.

Außer der Nahrung hilft die Palme noch allen möglichen andern Bedürfnissen ihrer Pflege ab. Aus den Zweigen werden Körbe und sonstige Geräthschaften geflochten; die starken Fasern werden zu Seilen gedreht oder zu Kleidern gewebt, und das Holz, wenn es vom Alter gehärtet ist, dient zum Bauen. In der That, ganz wie das Kameel für die Wüste geschaffen zu sein scheint, so die Palme für Biledulgerid, und Biledulgerid wiederum für die

Palme. Auch ist sie bei den Muselmännern förmlich ein Gegenstand der Verehrung und des Aberglaubens; sie sind der Meinung, daß gerade ihnen die Palme eigens zugehört, und erzählen, sobald Constantinopel von den Türken erobert worden, habe die Palme ihr anmuthig wehendes Haupt über die Dome der ehemals ungläubigen Stadt erhoben; während sie in Spanien seit Vertreibung der Mauren allmälig seltener und seltener geworden und jetzt fast ausgestorben sei, was allerdings der Fall ist. „Gott," fügt der fromme Muselman hinzu, „hat die Palme nur uns geschenkt; unter den Christen wird sie nie gedeihen!"

Und in der That bildet die Palme ein unentbehrliches Zubehör zur Poesie der nordafrikanischen Landschaft. Der Maure oder der Araber, dessen Gemüth von Jugend auf mit den Bildern einer großartigen Natur, wie sie auf den heiligen Blättern des Koran mit so glühenden Farben geschildert wird, gleichsam gesättigt ist, kann sich keine Moschee und keine Einsiedelei ohne den wohlthuenden Schatten des dunkeln Palmenblattes denken. Der lieblichste, anmuthigste Gegenstand aber in der Landschaft ist „die einsame Palme", wenn sie entweder durch Zufall das Haupt eines Hügels krönt, oder absichtlich zur Zierde eines heiligen Fleckes der Mutter Erde gesetzt ist.

Einer der interessantesten Punkte, an dem wir unser Lager aufschlugen, ist Ghaffa. Die Stadt selbst ist zwar nichts als ein elender Trümmerhaufen, in denen ein schmutziges Volk nistet, aber es findet sich hier eine große Menge heißer, mineralischer Quellen der merkwürdigsten Art. Es existiren nämlich in denselben kleine Schlangen und Fische, an Aussehen und Geschmack unsern Barsen ähnlich. Als wir uns der Stadt näherten, wurden wir von einem Trupp Araber empfangen, die den ganzen Tag über vor dem Bey beim Donner ihrer Ehrensalven Reiterkunststücke ausführten. Sie wußten Waffen und Pferde wirklich mit bewunderungswürdigem Geschick zu handhaben. So balancirten sie z. B. die Flinten auf dem Kopf, feuerten sie ab, warfen sie hoch in die Luft und fingen sie wieder, Alles im vollen Lauf ihrer wohlgeschulten Thiere.

Wahrscheinlich in Folge des unmäßig genossenen Palmenweins war unser Boab erkrankt. Eines Tages meldete sich daher ein Derwisch, der ihn in die Kur zu nehmen wünschte. Er stimmte zuerst einen Gesang an, hielt dann plötzlich inne, faßte den Boab bei der Mitte des Körpers, warf ihn zu Boden, riß ihn wieder in die Höhe und hob ihn auf seine Schultern empor. Dann stellte er ihn auf die Füße, schüttelte ihn und brachte nach mehreren Versuchen endlich ein paar kleine bleierne Kugeln zum Vorschein, die er, als Ursache der Krankheit, aus dem Magen des Patienten ge-

holt haben wollte, und die er der erstaunten Menge recht mit der wichtigen Miene des Charlatans vorzeigte. Die Kur war jedoch noch nicht zu Ende. Nachdem der Boab sich ein wenig von den mit ihm angestellten Experimenten erholt hatte, spie der Derwisch sich in die Hände, strich ihm den Rücken der Länge nach, rieb ihm Kopf und Bart, und nachdem er sodann seinen Lohn empfangen, erklärte er den Zauber für beendet und den Kranken für genesen.

Das Hauptquartier des Lagers in Biledulgerid und zugleich das äußerste Ziel unsrer Reise war die berühmte Stadt Tofer. Hier verließ der Bey sein Zelt, um in seinem sogenannten „Palast" zu wohnen, der nach unsern Begriffen nichts mehr und nichts weniger war, als eine große, in verschiedene Räume abgetheilte Scheune. Auch uns ward ein „Zimmer" darin eingeräumt, das beste, welches die ganze Stadt aufzuweisen hatte, ein schmales, finsteres Loch. Tofer ist ein Haufen von Lehm- und Ziegelhütten, nichts weiter. Seine Palmengärten aber erschienen uns dafür um so schöner; alle sind mit Strömen warmen Wassers durchschnitten, in denen mein Freund und ich zu baden pflegten, und die immer ein wohliges Gefühl verjüngter Kraft durch unsere Adern ergossen.

Die wichtigste Person der Stadt war der Scheik Tahid, und dieser ward vom Bey in's Gefängniß geworfen, weil er seinen schuldigen Tribut nicht zahlen konnte oder wollte. Es mußte also ein neuer Scheik eingesetzt werden, ein sehr fröhliches Ereigniß für die Offiziere des Bey's, die viele Geschenke bei dieser Gelegenheit erhielten. Da der alte Tahid nach einigen Tagen der Gefangenschaft noch immer nicht zahlen wollte, so erhielt er Stockschläge. Schon nach dem ersten Hundert versprach er, sein Versteck zu zeigen; man gab ihm sogleich einige Leute mit, die an der von ihm bezeichneten Stelle nachgruben, aber ohne etwas zu finden. Dasselbe Manöver wiederholte sich mehrere Tage hinter einander, und da es immer mit demselben Erfolg geschah, so ward der Alte endlich in Ketten gelegt. Millionen von Dollars liegen, wie schon erwähnt, vielleicht in Nord-Afrika vergraben; nicht nur geschieht es aus Furcht vor der Habgier der Herrscher, in vielen Fällen auch nur, weil es einmal die hergebrachte, von den Vätern angeerbte Sitte ist. Unter jeder Ruine, unter jedem alten Trümmerhaufen vermuthen daher die Araber vergrabene Schätze, die von Dämonen bewacht werden. Auch wollen sie nimmermehr glauben, daß die europäischen Reisenden so viele hundert Meilen weit herkommen, nur um die alten Steinhaufen mit ihren verwitterten Inschriften zu sehen; und wenn man sie davon zu überzeugen sucht, lächeln sie stets ungläubig.

Da alle körperlichen Züchtigungen nichts über den alten Scheik

vermochten, so ließ der Bey endlich seine Gärten für 15,000 Piaster verkaufen; seine Frau wußte noch 1000 dazu zu schaffen; somit war die geforderte Summe beisammen. Tahib ward in Freiheit gesetzt, und wir brachen unser Lager ab, um nach Tunis zurückzukehren.

Es war bisher, einige wenige Abende und Nächte abgerechnet, immer außerordentlich heiß gewesen. Von den zwölf Gefangenen, die wir, weil sie ihren Tribut nicht gezahlt hatten, mit uns führten, waren schon mehrere in Folge der Hitze gestorben. Da plötzlich stellte sich ein Unwetter mit Regen, Wind und Hagelschlag ein, und eine wahrhaft sibirische Kälte legte sich auf die eben noch glühenden Fluren Nord-Afrikas. Der Boden, auf dem wir uns befanden, war lehmig und von der Nässe so schlüpfrig geworden, daß die Kameele hin- und hertaumelten. Es dauerte außerordentlich lange, ehe die Zelte aufgeschlagen waren und uns ein schützendes Obdach vor der Kälte boten. Dieser allzu schnelle Uebergang von den beiden Extremen der Temperatur aber wirkte so nachtheilig, daß am Abend zehn Todte hereingebracht wurden; acht starben noch in den nächsten Tagen, und drei wurden vermißt. Zum Glück trat bald wieder eine wenigstens etwas mildere Witterung, und mit ihr auch wieder ein besserer Gesundheitszustand ein. An Kameelen hatten wir während der ganzen Reise fünfhundert und fünfzig eingebüßt!

Man stößt in Tunis fast bei jeder Meile Landes auf Ruinen römischer, christlicher oder maurischer Städte, Tempel, Wasserleitungen u. s. w. So erzählte unser Boab, als wir bei der Stadt Gilma lagerten, daß sich auf der Höhe eines in nicht allzu großer Ferne sichtbaren Hügels die Ruinen einer alten Stadt befänden, daß man aber den Ort sorgfältig meiden müsse, weil böse Djinns (Geister) dort ihr Wesen trieben.

Diese Aussage machte meine und meines Freundes Neugier rege, und entschlossen, die Wohnung der Dämonen aufzusuchen, nahmen wir unter dem Vorwande einer Jagdparthie unsere Flinten. Der Berg war bald erstiegen, nur ein schmaler Pfad führte durch das dichte Gestrüpp an eine Mauer von rohen, großen, fast zusammengekitteten und wahrscheinlich vom Feuer geschwärzten Steinen. Der Boden klang hohl unter unsern Schritten, und das Gesträuch wurde immer dichter, so daß wir uns zuletzt erst unsern Weg bahnen mußten. Endlich nach vielen Anstrengungen gelangten wir an eine zweite Mauer, in der sich eine Oeffnung befand, breit und hoch genug, um uns hindurchgleiten zu lassen. Wir standen am Eingang eines Gewölbes, dessen rabenschwarzer Schlund uns angähnte, und aus dem ein Gestank wie von den Ueberresten vermodeter Thiere hervordrang. So waren wir gezwungen, umzu-

kehren, und kamen zuletzt an einen Säulengang, dessen prächtige, wiewohl gänzlich verstümmelte Säulen mir bewiesen, daß die Gebäude, in deren Ruinen wir wandelten, mit dem Material von wahrscheinlich noch viel älteren Bauwerken aufgeführt worden waren.

In dem Augenblick, wo ich unter einem dicken Oelbaum vorbeiging, stürzte von einem Aste ein großes Thier auf mich, streifte meinen Kopf und Arm, und verschwand im Strauchwerk. Ich vermuthe, daß es eine Schlange war; wegen seiner allzuschnellen Bewegung konnte ich jedoch seine Formen nicht näher unterscheiden. Als wir in dieser Einöde, die vielleicht seit Jahrzehnden von keinem menschlichen Fuß betreten worden war, unsere Flinten abfeuerten, flog mit einem fast betäubenden Rauschen ihrer Flügel eine Unzahl von Vögeln auf; durch alle Gebüsche aber raschelte es wie von der Flucht einer ganzen Heerde von Thieren.

Nach unsrer Rückkehr ins Lager, wo unser treuer Boab bereits ängstliche Blicke nach uns aussandte, erzählten wir unser Abenteuer. Als ich auf das fabelhafte Thier zu sprechen kam, rief er aus: „O, preise Dich glücklich, Nazarener, einer so großen Gefahr entgangen zu sein! Jene Schlange war Niemand anders, als der böse Djinn. Der letzte, der von uns Gläubigen sich dort hinauf gewagt, war vor langen Jahren ein junger Schäfer. Er ward von der nämlichen Schlange angefallen, gebissen und starb, noch ehe er seine Wohnung erreicht hatte.

Unser erlebtes Abenteuer und der von uns bewiesene Muth hatten nichts desto weniger dem Boab eine große Achtung für uns eingeflößt, so daß auch er plötzlich sehr mittheilsam gegen uns wurde. Am liebsten erzählte er von seinen siebenundzwanzig Frauen, die er gehabt zu haben sich rühmte, was allerdings nicht unmöglich war, da die Religion den Mauren vier Frauen auf einmal bewilligt. Sobald ein Mann sich mit seiner Frau entzweit, darf er sie, nach der Behauptung des Boab, in's Gefängniß bringen, muß aber hier für ihren Unterhalt sorgen, ihr zwei Anzüge jährlich liefen und sie allwöchentlich besuchen. Wünscht eine Frau sich von ihrem Mann zu trennen und zu ihren Eltern zurückzukehren, so muß sie ihm zuvor eine von ihm bestimmte Summe Geldes zahlen; will er sie dagegen los sein, so kann er sie ohne jede Entschädigung ihren Eltern wieder zuschicken, die Kinder behalten und sich von Neuem verheirathen. Bei der Verheirathung muß die Frau dem Mann eine ansehnliche Aussteuer zubringen, von der sie jedoch im Fall einer Trennung nicht das Mindeste zurückerhält. — So lauteten die Behauptungen des Boab; aber er mag wohl die Strenge der mohamedanischen Ehegesetze übertrieben haben; er-

zählten mir doch viele rechtschaffene Mauren, daß sie nur eine einzige Frau hätten, und daß ihnen diese vollkommen genug sei.

Ehescheidungen kommen allerdings, namentlich bei gelehrten Mauren, oft vor, da die Frauen, sobald sie altern, vermöge ihres Mangels an Bildung und Erziehung dem Manne nur noch eine Last sind. Liefert dagegen die Frau den Beweis, daß sie vom Mann übel behandelt oder vernachlässigt wird, so steht ihr das Recht der Trennung eben so wohl zu Gebote.

Nach unsrer Wiederankunft in Tunis versäumten wir nicht, dem Bey nochmals einen Besuch auf dem Schlosse Barda abzustatten und ihm für die uns gewährte Güte und den Schutz, den er uns hatte angedeihen lassen, zu danken. Sidi Mohamed war wiederum sehr herablassend, und übersandte uns durch seinen Pfeifen-Inspektor mancherlei Geschenke zur Erinnerung, darunter gefüllte Dattelkörbe, wollene Stoffe, Häute und Pelze jeder Art.

Abenteuer in Algerien.

I.

Erste Eindrücke von Algier.

Nicht unter einem blauen Himmel und bei lieblicher Wärme der Luft betrat ich Algier, das klassische Land der Sonne. Es war im Monat Februar, der Regen strömte, der Hagel schlug mir in's Gesicht, die Kälte war fast unerträglich. Kaum hatte ich von dem Schiff aus, das mich hiehergeführt, durch die Trübe der Atmosphäre hindurch das Fort der „Vierundzwanzig Stunden" und das kaiserliche Schloß erkennen können. So patschte ich durch die Straßen Algiers; zwei „Biskris" oder Wüsten-Araber schritten mit meinem Gepäck voraus, führten mich in das „Hôtel de la Régence" und überließen mich dann den Unbequemlichkeiten und Verdrießlichkeiten meiner ersten Einrichtung. Nie fühle ich mich in einer so trüben Stimmung, als während der ersten Augenblicke, wo ich im fremden Lande, im Zimmer des Gasthauses meinem Mantelsack so zu sagen unter vier Augen gegenüber stehe. Ich beeilte mich deshalb, meinen Freund C., der in militärischen Diensten schon seit längerer Zeit hier anwesend und dasselbe Hotel bewohnte, von meiner Ankunft benachrichtigen zu lassen.

Als er erschien, befand ich mich am Fenster, um, so gut das finstere Wetter es gestattete, die Aussicht zu prüfen: ich übersah einen Theil des Hafens, das alte Schloß, die große Moschee, von welcher der Muezzin die Gläubigen allabendlich zum Gebet ruft, die Casbah und endlich die noch mit Schnee bedeckte Kette des kleinen Atlas.

Noch vor Tisch konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, mir Algier — das e i g e n t l i c h e Algier — anzusehen; denn der Stadttheil, den ich vom Hafen aus durchwandert und in welchem meine Wohnung lag, war gänzlich neu gebaut, und hatte eine durch-

aus europäische Physiognomie. Wir versahen uns daher mit Mänteln, bewaffneten uns mit Schirmen, denn es regnete noch immer, und schlugen eine Straße ein, die uns der Casbah, dem alten Schloß der Dey's, zuführte.

Unmöglich kann ich den Eindruck wiedergeben, den der Anblick dieser neuen Welt auf mich hervorbrachte: diese engen Straßen, an der Basis kaum vier Fuß breit, deren Häuser sich in der ersten Etage buchstäblich fast berühren; diese Durchgänge, so finster, schmutzig und unheimlich, daß ich mich nimmermehr allein hineingewagt haben würde; diese Schwärme von Mauren, Arabern, Juden und Beduinen mit weißen, braunen, bunten Burnus, die Einen mit dem Turban, die Andern im Haïk, mit Gesichtern, schwarz, sonnverbrannt, von jeder Farbenabstufung; die Einen schweigsam und majestätisch einherschreitend; Andere die engen und steilen Straßen wie Affen hinauf- und hinunterkletternd; Diese gleich wilden Thieren am Fuß eines Ecksteins zusammengekauert, Jene ernst und gemessen an der Thür des Hauses ihre Pfeife rauchend. Dazwischen einige maurische Damen, von Kopf bis zu Fuß in ein weißes Gewand gehüllt, welches nichts als den schwarzen Augenstern sichtbar läßt, die langsam in Begleitung einer Sklavin die kleinen Pfade hinansteigen, welche zu den Bädern führen; dazu diese Mauern, statt der Fenster nur von kleinen vergitterten Luftlöchern durchbrochen; diese Kaufläden, nicht mehr als zwei Ellen in's Geviert, wo ein Mann oder ein Knabe hinter einem Haufen Datteln, Orangen, Parfüms oder Kerzen sitzt; endlich die Abwesenheit jedes Europäers in diesen schon so seltsamen Straßen — Alles dies setzte mich fast bis zur Betäubung in Erstaunen.

Endlich standen wir vor der Casbah, dieser einst so glänzenden Residenz der Dey's, die heut zu Tage den Zuaven und der Artillerie als Kaserne dient, und schon einen etwas andern Anblick darbietet, als an jenem Tage, wo ein unglücklicher Palmenfächer, den der Dey Hussein gegen einen Consul erhob, seinen Fall und die französische Eroberung veranlaßte*). Noch immer ist indessen von dem ursprünglichen Bau genug zu sehen, um einen Begriff von diesem berühmten Schloß, dieser Citadelle der Pascha's und Dey's von Algier, zu bekommen. —

Obwohl der Regen noch längere Zeit anhielt, so ward er doch schon in den folgenden Tagen wenigstens von einigen Stunden sonniger Helle unterbrochen, die ich benutzte, um mich mit der nächsten Umgegend von Algier, deren wunderbare Fruchtbarkeit man

*) Bekanntlich ward ein Schlag, welchen der Dey dem französischen Consul mit dem Palmfächer gab, also so zu sagen eine Ohrfeige, die Veranlassung zur Occupation Algeriens.

mir gerühmt, bekannt zu machen. Da die meisten mir befreundeten Offiziere entweder auf irgend einer militärischen Expedition begriffen oder sonst durch ihren Dienst gebunden waren, so blieb mir nichts übrig, als mich nur dem Zufall anzuvertrauen, und allein, meinen Stock in der Hand — denn ein Pferd hatte ich noch nicht zu kaufen Gelegenheit gefunden — wanderte ich zum Thore Bab-el-Oued hinaus.

Kaum war ich einige Schritte von der Stadt entfernt, so trugen schon alle Dinge den Charakter der höchsten Originalität. Haufen von Beduinen lagerten hier mit ihren Vorräthen, die sie zum Verkauf nach Algier bringen; Fußgänger von allen Nationen der Welt, Reiter und Wagen füllten die Wege bis eine Meile vor Algier hinaus, und maurische Villa's hoben sich weiß auf dem dunkeln Grunde des frischen und köstlichen Laubes ab.

Ich war so sehr in Anspruch genommen durch Alles, was ich sah, daß ich, ohne es zu merken, die Landstraße verließ und mich auf einen Gebirgspfad verlor. Ich ward es erst gewahr, als ich von Zeit zu Zeit auf einen Araber stieß, der entweder wie ich einsam seinen Weg verfolgte oder schlummernd unter einer Aloe ausgestreckt lag. Das erste Mal faßte ich unwillkürlich meinen Stock fester in der Hand, bis ich mich allmälig an diese ungefährlichen Begegnungen gewöhnte. Zuletzt gelangte ich an die Besitzung eines Ansiedlers, der seinen tief im Thal von hohen Bergen eingeschlossenen Garten umgrub. Die heftigen Regengüsse der letzten Wochen hatten diesen von Grund aus zerstört; er trug keine Spur der Kultur mehr an sich, und doch versicherte mir der fleißige Mann, würde er in weniger als einem Monat schon die schönsten Gemüse, Früchte und Blumen tragen. Nirgends sieht man eine reichere, üppigere Vegetation, als in der unmittelbaren Nähe Algier's; überall ist der Boden mit Aloen, Zwergpalmen und Erdbeerbäumen bedeckt; die Oelbäume aber erreichen ohne die geringste Pflege eine fast riesenhafte Größe, und Alles entwickelt sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit. Der Ansiedler zeigte mir Wein- und Maulbeerpflanzungen, die er vor zwei Jahren angelegt, und die in Europa vielleicht nicht in zwölf bis fünfzehn Jahren zu einer solchen Ausdehnung gediehen sein würden.

Am folgenden Tage machte ich einen Ausflug nach der entgegengesetzten Seite der Stadt, durch das Thor Bab-Azoun. Hier war das Leben und Treiben wo möglich noch reger: nichts als Omnibusse, Pferde, Kameele, Cabriolets. Am possirlichsten erschienen mir die kleinen Eselchen, die das Land hervorbringt; sie sind von so geringer Größe, daß wenn ein Araber in seinem Burnus auf ihnen reitet, der Esel vollständig unter letzterem verschwindet, und

nichts übrig bleibt, als eine Art von Thier mit einem Menschenkopf und den sonderbarsten Bewegungen.

Nach einigen Tagen wurde ich zu einem maurischen Ball eingeladen, oder was man mit diesem Namen zu bezeichnen beliebte. Nachdem ich in Begleitung eines Mauren, der eine kleine Papierlaterne in der Hand trug, durch die finsteren Straßen geirrt war, ward ich in ein noch finstreres Haus im obern Theil der Stadt geführt. Der Saal, ein längliches Viereck, ward nur durch eine einzige an der Erde stehende Kerze erhellt; man zündete indessen bald noch eine zweite an, so daß ich wenigstens die seltsamen Gestalten unterscheiden konnte, welche das Fest zierten. Rings um den ganzen Saal kauerten oder lagen Araber, Mauren und die Häuptlinge oder Scheiks einiger fremder Stämme; der Herr des Hauses aber, geschmückt mit seinem Haïk und zwei Burnus, trat mir feierlich entgegen und ließ mir durch einen Sklaven einen Stuhl bringen, eine Aufmerksamkeit, für die ich ihm sehr dankbar war, da ich mit meinen nach damaliger Mode sehr engen Beinkleidern nicht wohl die Stellung der anwesenden Herren hätte nachahmen können. Nachdem ich nun Platz genommen, fing die Musik an.

Das Orchester war folgendermaßen zusammengesetzt: Mitten im Saale saßen vier Musikanten, Neger, auf der Erde; vor ihnen stand eine bunte Wachskerze; der Hauptmusikant strich mit einer Art von stählernem Fidelbogen eine Art von Geige mit zwei Saiten; Zwei kratzten mit einem Federkiel eine Art von Guitarre, und der Letzte klapperte unaufhörlich mit den Schellen eines Tambourins. Sie brachten im Ganzen jeder nur zwei oder drei verschiedene Töne hervor; aber diejenigen, denen diese Töne gefielen, konnten außerordentlich zufrieden damit sein. Zu dieser Instrumental-Musik kam aber noch die Vokal-Musik; die Musikanten sangen den ganzen Abend in den kläglichsten Lauten, die man hören kann, die Lieder ihres Volkes und Landes.

Ein Diener, der einen Topf mit eingemachten Früchten in der einen, einen Löffel in der andern Hand hielt, ging während dessen rings herum und bot uns eine Erfrischung an. Ich war so glücklich, daß er mir den Löffel zuerst in den Mund steckte; denn es versteht sich von selbst, daß derselbe Löffel zum Gebrauch der ganzen Versammlung diente. Dann kam Sorbet, Kaffee und — Champagner! Ja wahrhaftig, echter Champagner! Ein Maure, der französisch sprach, erklärte mir — vielleicht um meine Gewissenszweifel zu beruhigen — daß dies k e i n W e i n sei, und daß, wenn Mohamed den Champagner gekannt, er ihn sicherlich unter die Sorbets gezählt haben würde. Man sieht, daß auch in der Religion der Muselmänner ein gewisser Fond von Jesuitismus vorhanden ist,

und daß der Himmel mit sich reden läßt, denn der Champagner gilt in allen muselmännischen Ländern nicht für Wein.

Einige Araber schlürften mit Behagen kaltes Wasser, in welchem ein Myrthenzweig steckte; wie gern wär' ich ihrem Beispiel gefolgt, um meinen brennenden Durst zu löschen; aber ich hätte aus dem nämlichen Kruge mit ihnen trinken müssen, und der bloße Gedanke schon verjagte meinen Appetit. Nach einer Stunde konnte man vor dem Rauch der Pfeifen und Cigaretten fast nichts mehr unterscheiden; die beiden Kerzen glichen nur noch zwei trübrothen Feuerkreisen. Gegen eilf Uhr wurden die Damen hereingeführt; natürlich nicht die Damen des Hauses, denn diese sind niemals sichtbar, sondern Damen, deren Gewerbe darin bestand, bei Festlichkeiten zu tanzen. Es waren ihrer vier, alle kostbar gekleidet und mit Schmuck bedeckt; zwei von ihnen schienen noch sehr jung, und hatten regelmäßige, man hätte sagen können, bezaubernde Züge, wenn sie nur nicht völlig ausdruckslos gewesen wären.

Die Musik beschleunigte nun ihren grabliedartigen Rythmus ein wenig, und ein fünfter Musikant nahm neben seinen Gefährten Platz. Sein Instrument, das „Narbuka" genannt ward, bestand in nichts anderm, als einem irdenen, mit einem Fell bespannten Kruge, auf dem der Virtuos mit den Fingerspitzen herumtrommelte. Der Tanz begann. Während drei der Tänzerinnen mit untergeschlagenen Beinen am Boden warteten, stand die eine aufrecht vor den Musikanten, wo sie, ohne sich von der Stelle fort zu bewegen, ohne selbst einen Fuß zu rühren, sich nur nach dem mehr oder weniger schnellen Takt der Musik in den Hüften hin- und herschaukelte; dabei schwenkte sie ein paar seidene Tücher, die sie in den Händen hatte, bald nach rechts, bald nach links, und bedeckte sich damit bei einem gewissen crescendo der Musik das Gesicht. Jetzt ist der Augenblick da, wo die Lions des Landes sich erheben und auf die von Schweiß triefende Stirn der Tänzerin, je nachdem der Tanz ihnen mehr oder weniger Vergnügen gewährt hat, kleine Gold- oder Silbermünzen legen. Diese fallen in das seidene Tuch und werden zwischen den Tänzerinnen und Musikanten getheilt.

Nach den Damen erschien ein Spaßmacher, der in einer rohen und plumpen Weise jene parodirte; darauf fing man wieder an zu rauchen und Kaffee zu trinken, ich aber war bereits vollständig befriedigt, und da es ohnehin ein Uhr war, so warf ich mit der größtmöglichsten Würde der herrschenden Sitte gemäß zwei Fünffrankenstücke auf den Teppich und zog mich zurück.

Dergleichen maurische Festlichkeiten zeigen allerdings einen gewissen Anstrich von Originalität; aber sie haben für unsern Ge-

schmack auch eben nur den Reiz der Neuheit, ohne dem Auge die Grazie und Mannigfaltigkeit unsrer Tänze darzubieten.

Da ich noch immer kein mir zusagendes Pferd gefunden hatte, so nahm ich das Anerbieten eines Freundes an, mir zu ein paar Ausflügen in's Land auf einige Tage das seinige zu leihen. Noch kannte ich nicht die Wonne, auf einem so geschmeidigen, sanften und doch zugleich so feurigen Thier zu sitzen, wie ein solches Berberpferd es ist. Man reist auf ihnen so bequem, wie in einem Fauteuil; selbst die weniger ausgezeichneten unter ihnen sind von großer Eleganz und ihr Fuß ist von einer Sicherheit ohne Gleichen. — Die zum Theil reizend gelegenen Dörfer im Osten von Algier, die ich am ersten Tage passirte, sowie die Bevölkerung derselben, gewinnen schon eine gewisse Bedeutsamkeit, und sogar die Bodenkultur hatte fast das Aussehen unsrer europäischen Felder.

Am folgenden Tage ritt ich nach El-Biar, der Besitzung eines Herrn v. F., dessen Bekanntschaft ich in Algier gemacht, und der mich zu sich eingeladen hatte. Es war ein sehr unterrichteter Mann von ausgedehnten Verbindungen, der sein ganzes Vermögen daran gesetzt hatte, um hier, drei Meilen von Algier, einen Grundbesitz zu erwerben. Er wohnte daselbst mit seinem Bruder, der den ehrenden Beinamen „Lederstrumpf" führte, weil er der erste Jäger des Landes war. Die Wohnung glich einer kleinen Festung; denn da sie sehr einsam lag, so mußten ihre Bewohner darauf gefaßt sein, sie zu vertheidigen, wie sie denn in der That erst vor kurzer Zeit eine förmliche Belagerung ausgehalten hatten.

Es ist unglaublich, welchen Mühseligkeiten sie sich unterzogen hatten, um diesen unkultivirten Boden anzubauen. Zuerst mußten die Zwergpalmen ausgerottet werden, ein Unkraut, das sich hier des Erdreichs bemächtigt, sobald die menschliche Hand ihnen dasselbe nicht streitig macht. Dann mußte das Land ausgetrocknet, unzählige Pflanzungen mußten angelegt, Wege eingerichtet, Gräben aufgeworfen, Kalköfen, Ziegeleien, kurz alle Arten von Bauwerken mußten aufgeführt werden. Und trotz aller dieser Arbeiten schien noch mehr als die Hälfte zu thun übrig. Mit dem größten Interesse prüfte ich die Schöpfungen dieser unermüdlichen jungen Leute. In Mitten ihrer ernsten Beschäftigungen waren sie aber auch nicht ohne alles Vergnügen; besonders gehörte die Jagd zu ihren täglichen Erholungen; sie waren von Wild jeder Art umgeben, vom Rebhuhn und von der Wachtel an bis zum Wildschwein und Panther. So oft sie ihre Flinte über die Schulter hingen, wußten sie, zu welcher Jahreszeit es auch sein mochte, daß sie finden und treffen würden, was ihnen beliebte.

An einer der Schweinsjagden nahm ich nach einiger Zeit in Gesellschaft mehrerer mir befreundeter Offiziere Theil. Auf einem

mit vier muntern Pferden bespannten Wagen begaben wir uns schon Tags zuvor nach El-Biar, übernachteten hier und standen mit Tagesanbruch unser zwanzig wohlbewaffnete Jäger schußfertig in der Ebene. Eine Anzahl von Arabern mußte in die Sümpfe vordringen, um die Wildschweine aus ihrem Lager aufzutreiben; sobald sie sich zeigten, wollten wir unsere trefflichen Windhunde gegen sie hetzen. Wir vertheilten uns rings um einen mit Schilf bedeckten weiten Raum; kaum hatte ein Jeder seinen Posten eingenommen, so hörte ich auch schon das wilde Geschrei der Araber, und gleich darauf unterschied ich auf der entgegengesetzten Seite zwei schwarze massenhafte Gegenstände, die sich mit Windesschnelle fortbewegten. Die Hunde wurden losgelassen, und die Pferde galoppirten davon. Da ich meinen Platz am äußersten Ende hatte, so kostete es mich viel Mühe, den andern Reitern zu folgen. Bald waren sie mir ganz aus dem Gesicht verschwunden, und erst nach einer Viertelstunde bemerkte ich in einem Dickicht von Zwergpalmen „Lederstrumpf", der einmal über das andere ausrief: „Er ist verwundet! er ist verwundet!" Ich hatte keinen Schuß fallen hören, und konnte nicht begreifen, wie er das Thier getroffen haben wollte; bald aber ward mir die Sache klar.

Ich sah nämlich über den Zwergpalmen eine Art von kleinem Mastbaum hervorragen, der einem kleinen von Wellen geschaukelten Schiff anzugehören schien. Dieser kleine Mastbaum oder vielmehr dieser Stab bewegte sich sehr schnell und unregelmäßig hin und her. Zu gleicher Zeit mit „Lederstumpf" kam ich an eine Stelle, wo das Gestrüpp noch dichter ward, und wir erblickten einen prächtigen Eber, welchem die Lanze, die jener nach ihm geworfen, aufrecht zwischen den Schultern steckte. Lederstumpf hatte keine andere Art, die Wildschweine anzugreifen und seine Kühnheit und Geschicklichkeit in diesem gefährlichen Handwerk hatten ihm seinen wohlverdienten Ruf verschafft. Bald erschienen nun auch die Hunde, packten das unglückliche Opfer bei den Ohren, und einer der Araber machte ihm mit einem Messerstich in die Kehle vollends den Garaus.

Außer diesem erlegten wir an demselben Tage noch zwei Eber; der eine fiel durch einen Flintenschuß, während der andere von den Hunden gefaßt und von den Arabern erstochen wurde.

Was wir noch an Wachteln, Rebhühnern und anderm kleinen Wild erbeuteten, ist über alle Beschreibung; auch waren wir in zwei Tagen nicht weniger als achtzehn Stunden zu Pferde gewesen; das Vergnügen der Jagd war so groß, daß ich auch nicht die geringste Ermüdung verspürte.

II.

Die Löwenjagd.

Noch eine Jagdbegebenheit, und zwar diesmal nichts Geringeres als eine Löwenjagd. Bescheidener Weise, und um allen Täuschungen vorzubeugen, muß ich jedoch im Voraus bekennen, daß die Bestie mit dem Leben davon kam, ganz so wie wir selbst. Nun zum Anfang.

Seit längerer Zeit schon waren die Bewohner der Ufer des Hamis durch die Erscheinung eines Löwen von auffallender Größe beunruhigt worden. Früher schon hatte er zwei Gebirgsbewohner verschlungen, neuerdings sich aber mehr der Ebene zugewandt, wo der Reichthum an Vieh ihm die angenehme Aussicht eröffnete, mehr Regelmäßigkeit und Mannigfaltigkeit in seine Mahlzeiten zu bringen. Vor wenig Wochen waren zwei Offiziere Zeuge gewesen, wie er einen Eber verzehrte, dem er mit einem einzigen Schlag seiner Tatze den Schädel zerschmetterte, als ob es ein dünner Kuchen sei; einen Tag später trug er vor den Augen einiger Landleute einen Esel im Rachen davon mit derselben Leichtigkeit, mit welcher ein Hund ein Kaninchen tragen würde. In der letzten Woche erst hatte der Löwe einen arabischen Reiter kurz vor einer Waldung angegriffen. Dieser hatte, ohne den Sattel zu verlassen, auf ihn gefeuert, ihn aber nur leicht verwundet. Thörichterweise ergriff der Araber, sich auf die Schnelligkeit seines Pferdes verlassend, die Flucht; der Löwe verfolgte ihn durch das Dickicht des Waldes, und nur durch einen fast unglaublichen Sprung, welchen sein geängstetes Pferd über einen hinter dem Dickicht gähnenden Abgrund machte, ward der Fliehende gerettet. — Furcht und Schrecken waren endlich so groß, daß Niemand mehr seine Wohnung zu verlassen wagte.

Der Gouverneur befahl also eine allgemeine Jagd anzustellen; um aber so viel als möglich Unglücksfällen vorzubeugen, und besonders, um keine Verantwortlichkeit zu tragen, beschloß er, keine reguläre Truppen für das Unternehmen zu verwenden, sondern ließ verschiedene Stämme der Eingebornen auffordern, freiwillig Theil zu nehmen.

Bald war in ganz Algier von nichts mehr die Rede als von der großen Löwenjagd. Auch einige Jagdliebhaber unter den Offizieren schienen nicht abgeneigt, sich anzuschließen, selbst ich hatte die größte Lust dazu, doch wollte ich nur in großer und guter Gesellschaft das Wagestück unternehmen. Da ich hörte, daß auch der Commandant des französischen Wachtschiffes mit einigen seiner Offiziere und einem Theil der Mannschaft sich rüstete, so meldete ich

mich bei ihm und ward willkommen geheißen. Wir waren unser zwanzig Schützen und sollten unsere Position hinter den mit Piken bewaffneten Reitern einnehmen.

Eine Unzahl von Reitern und Wagen bedeckten an dem bezeichneten Morgen den Weg, der zu dem Stamm der Hamis führte. Im Augenblick aber, als auch unser Häufchen aufbrechen wollte, erschien ein Bote des Admirals, der sich der Abreise der Matrosen widersetzte, da ja auch der Gouverneur seine Soldaten nicht hatte riskiren wollen. Dies verursachte allgemeinen Schrecken unter unserer Gesellschaft, denn gerade auf der festen und sichern Haltung der Matrosen hatte unsere Hoffnung gefußt; mit ihnen schieden noch mehrere unsrer besten Schützen, und bis auf mehr als die Hälfte reducirt, traten wir unsern Weg an.

Als wir das Lager der Hamis erreicht, lud uns ein Spahi im Namen des Oberst D. ein, die Nacht in einem der Zelte zuzubringen, ein Anerbieten, in welches wir mit Freuden willigten, da wir schon gefürchtet hatten, unter freiem Himmel campiren zu müssen.

Bevor wir uns der Ruhe überließen, versammelte sich ein allgemeiner Kriegsrath, um sich über die Art des Angriffs auf den Löwen zu verständigen! Es war ein feierlicher Anblick, beim Scheine mehrerer Feuer diese buntgemischte Gesellschaft von arabischen Häuptlingen, Offizieren, Jägern ꝛc. in ihren mehr oder weniger malerischen Costümen zu beobachten, die Gesichter theils geröthet von der Gluth der Flammen, theils wie verklärt durch den bleichen Schimmer des Vollmondes. Der Oberst D. sprach das Arabische geläufig und übersetzte uns die Reden der Eingebornen. Einen der Häuptlinge hatte man gefragt, wo er wohl glaube, daß der Löwe zu finden sei, da er ihn noch Abends zuvor gesehen habe.

„Der Löwe ist bald hier, bald da,“ hatte er entgegnet. „Niemand weiß, wo er ist; das ist Gottes Sache!“

Ein Anderer war um seine Meinung wegen der zweckmäßigsten Aufstellung der Schützen befragt worden. Er warf einen bedeutungsvollen Blick auf unser kleines Häuflein von Schützen und sagte:

„Ich rede nichts Unnützes; sobald Du Büchsen haben wirst, werde ich Dir sagen, was zu thun ist!“

Einen Dritten endlich fragte der Oberst, ob er es wohl für möglich halte, den Löwen zu tödten, ohne daß es ein Menschenleben koste.

„Der Löwe,“ antwortete er, „entflieht um so weniger, je größer für ihn die Gefahr ist. Die Frauen meines Stammes im Gebirge verfolgen den Löwen mit Stockschlägen, wenn er ein Stück Vieh aus unsern Heerden raubt, und jagen ihm nicht selten seine

Beute wieder ab. Aber hier, wo er sich von so viel Reitern eingeschlossen sieht, wird er sich niederkauern wie eine Katze, den günstigen Moment abwarten, und in drei Sprüngen wird er sein Opfer ergreifen. Nur auf dem Leichnam eines Menschen wird man ihn erschießen, und trifft man ihn nicht, so wird er sich ohne allzu große Eile zurückziehen. Auf alle Fälle wissen wir," fügte er hinzu, „daß ein gutes Pferd schneller ist, als er."

Diese Unterweisungen gaben uns zu denken.

Es ward endlich beschlossen, den Löwen am nächsten Morgen um fünf Uhr in der Nähe des Wassers zu erwarten. Hierauf trennten wir uns, um die Ruhe der Nacht zu suchen.

Da nur wenig Zelte vorhanden waren, so hatte man immer zehn Mann in eins quartiert, und ich fand keinen Augenblick Raum genug, um meine Beine auszustrecken. Vergeblich hoffte ich auf Schlaf. Die Schakale machten rings um das Lager einen Teufelslärm; die Hunde antworteten ihnen durch ein jämmerliches Geheul, die Pferde wieherten und stampften; die Araber schwatzten wie die Elstern; endlich ward es mir zu arg; ich stand auf, zündete eine Cigarre an und ging spazieren.

Ich hatte es nicht zu bereuen; nie werde ich die herrliche Nacht vergessen, welche ich hier verlebte. Die Feuer waren im Verlöschen, aber der Mond verbreitete eine hinreichende Helle, um die Scene zu erkennen, die sich mir darbot. Viele der Araber lagen in ihre weiten Burnus gehüllt zu den Füßen ihrer Pferde; einige rauchten schweigend den Chibuk neben den halb erloschenen Feuerbränden; andere hatten sich um das Zelt ihres Kaïd versammelt, eines schönen jungen Mannes mit bleichem, melancholischem Antlitz, der auf einen türkischen Teppich niedergestreckt, mit Gleichgültigkeit Gold- und Silberstücke an seine Freunde verspielte. Nur wenig Leute schliefen; und die muntersten weckten gegen zwei Uhr auch jene andern auf, so daß bald Alles auf den Beinen war. Wir sammelten uns um die von Neuem angezündeten Feuer, und schlürften mit Behagen den reichlich gespendeten Kaffee. Eine der ersten Sorgen der wirklichen Jäger war indeß, ihre Waffen zu putzen; denn es war ein so starker Thau gefallen, daß ich, als ich zufällig die Hand an meine Kopfbedeckung legte, mich unwillkürlich fragte, ob ich sie irgendwo habe in's Wasser fallen lassen.

Jetzt begann eine Zählung unsrer Kräfte; es fanden sich zweihundert Reiter und nicht mehr als vierundzwanzig Schützen zu Fuß. Der Oberst war damit sehr unzufrieden; viele der Araber hatten ihm nicht Wort gehalten; es kam hauptsächlich auf die Fußleute an; denn sie allein konnten in's Dickicht vordringen, in welchem sich der Löwe aufzuhalten pflegte.

Endlich setzten wir uns in Marsch; einer meiner Freunde, der

Hauptmann N., hatte die Absicht gehabt, sich unserm Peloton Schützen anzuschließen; da er aber sah, daß wir unser nur so wenige waren, zog er sich zurück, bestieg sein Pferd und rieth mir, ein Gleiches zu thun. Da ich das meinige jedoch gar nicht mit mir genommen, so mußte ich schon aushalten; auch hatte ich noch meinen Freund C. bei mir, der indessen kein besonders tüchtiger Jäger war; er hatte sich nur auf meine Bitte an der Parthie betheiligt, weil ich wünschte, daß er von sich sagen könne, er sei einmal in seinem Leben auf der Löwenjagd gewesen. N. drückte mir die Hand, empfahl mir Vorsicht und zog mit der übrigen Reiterei von dannen.

Ich erklärte mich jetzt als den Anführer unseres kleinen Häufchens. „Ich bin nicht gekommen," sagte ich zu meinen Gefährten, „um mich als Traqueur oder gar als Leithund gebrauchen zu lassen, wie man hier die Absicht zu haben scheint; ich werde mich nimmermehr in so kleiner Anzahl in das Dickicht begeben. Ich mag dem Löwen, der gegen Fußleute sehr unternehmend ist, nicht als Frühstück, noch den Herren Arabern, die gegen das schreckliche Thier sehr wenig unternehmend scheinen, als Schauspiel dienen!" — Alles stimmte mir bei; wir beschlossen, uns nicht von einander trennen zu lassen. Vereint schlugen wir denselben Weg ein, den vor uns die Reiterei genommen hatte. Auf einer Anhöhe, von wo sich die Gegend weithin überschauen ließ, waren wir bald Alle wieder beisammen; die Ebene vor uns war dicht mit Mastixstrauch, mit Zwergpalmen, Erdbeerbäumen, Wachholder, Ginster und Dornen bewachsen. Zwei Araber wagten sich ungefähr zwanzig Schritt weit in diese Ebene hinein, als sie uns plötzlich zu sich riefen. Alles eilte herbei und wir erblickten einen frisch getödteten und halb verzehrten Eber. Der Boden rings umher war zerstampft und der Eindruck, den die Tatze des Löwen zurückgelassen, noch deutlich sichtbar.

Jetzt ward beschlossen, vorwärts zu dringen; der Oberst ordnete hier und da an, aber er wagte nicht, unser kleines Peloton voran zu schicken. Während er noch zögerte, ließ sich plötzlich ein furchtbares Gebrüll vernehmen, dem ein tiefes Stillschweigen folgte. Alles war verstummt; wir sahen uns erschrocken an; Niemand rührte sich. Die Pferde erzitterten unter ihren Reitern, die Hunde schmiegten sich mit herabhängendem Schwanz an ihre Herren.

Als dieser erste Moment des Schreckens vorüber war, schien jeder Blick zu sagen: „der Löwe ist da!" — Es war in der That kein Zweifel mehr möglich; aber wie sollte man mit den Pferden in dieses Dickicht dringen, das kaum der Fußmannschaft zugänglich war? Die anwesenden Araber blieben gegen alle Vorstellungen des Obersten taub; sie wagten sich nicht hinein. Da ward dieser

von einer edlen Bewegung ergriffen, die auch uns zwang, unsere vorsichtige Haltung aufzugeben.

„Pfui über diese Feigheit!“ rief er aus, sprang vom Pferde, und nahm eine Büchse. „Meine Herren, der Löwe ist da; nur zu Fuß können wir ihn aufjagen; wie viele sind da, die mir folgen?“

Wir waren nur noch achtzehn Schützen; die andern hatten sich absichtlich entfernt, oder waren zurückgeblieben.

„Nun wohl,“ fuhr er fort, „acht von Ihnen mögen mit mir kommen; die andern neun bilden ein zweites Peloton. So bahnen wir zwei Lichtungen in das Gestrüpp; rings umher postirt sich die Reiterei, und sobald sich der Löwe zeigt, wird sie ihre Schuldigkeit thun!“

Jetzt war es, ich muß es zu unsrer Ehre sagen, mit allem Zaudern ein Ende. Ich gestehe, daß ich nicht die mindeste Lust verspürte, mich fressen zu lassen; aber als der Oberst, der als Anführer des ganzen Unternehmens das erste Recht besaß, zu Pferde zu bleiben, uns ein so edles Beispiel gab, verlor ich jede Anwandlung von Furcht.

In den ersten Augenblicken hemmten die Zweige, Wurzeln und Dornen unsere Schritte dermaßen, daß wenn der Löwe sich jetzt gezeigt, Niemand von uns auf ihn hätte zielen können. Nur Einer hinter dem Andern drangen wir vorwärts; mein armer Freund, an dessen Anwesenheit ich allein Schuld war, sagte mit fast vorwurfsvoller Miene zu mir:

„Warum zum Teufel muß ich denn dabei sein?“

„Muth!“ entgegnete ich. „Und laß es Dir zum Trost gereichen: wenn irgend Jemand verschlungen wird, so sind wir Beide es nicht.“

Dabei wies ich mit dem Finger auf einen unsrer unglücklichen Gefährten, dessen außerordentlicher Leibesumfang ihm hier sehr hinderlich war, und der für unsern Feind einen fetten Bissen abgegeben hätte.

Mehrmals begegneten wir unterwegs der Spur des Löwen, dessen Hauptquartier augenscheinlich in unsrer Nachbarschaft war; wir verdoppelten daher unsere Vorsicht, und wären am liebsten auf den Fußspitzen gegangen.

Endlich hatten wir uns durch das Dickicht hindurch gearbeitet, und fanden uns am jenseitigen Saum mit unserm zweiten Peloton wieder zusammen. Nach einer kurzen Rast brachen wir jedoch wieder auf, um die Ebene nochmals in einer etwas andern Richtung zu durchschneiden. Wir waren noch keine zweihundert Schritte weit, als wir plötzlich Flintenschüsse fallen hörten, und gleich darauf jagte eine Hyäne an uns vorüber; doch erschien sie uns im Vergleich zu

dem, was wir hier erwarteten, so ungefährlich, daß wir auch nicht die leiseste Gemüthsbewegung empfanden.

Obwohl wir wiederum vielfach auf die Spuren des Löwen trafen, so beendeten wir doch auch unsern zweiten Zug, ohne daß er selbst sich gezeigt hätte. Der Oberst stieg jetzt wieder in den Sattel und befahl uns, der Reiter-Colonne in ein anderes Thal zu folgen. So zogen wir unter gewaltigen Anstrengungen aus einem Dickicht in's andere; überall nur die Spuren des Feindes, den wir suchten! Ohne daß Einer gegen den Andern seine Ansicht ausgetauscht hätte, waren wir Alle überzeugt, daß wir den Feind selbst in der ersten Ebene zurückgelassen hatten. Vielleicht waren wir nur zwanzig Schritt von ihm entfernt gewesen, während er es nicht einmal der Mühe werth gehalten hatte, die geringste Notiz von uns zu nehmen! Wir hätten über ein paar hundert Schützen zu Fuß gebieten müssen, statt dessen waren wir nur unser achtzehn!

Gegen Mittag, als wir vor Hunger, Durst und Erschöpfung fast erlagen — denn wir hatten nichts genossen, als eine Schale Kaffee um drei Uhr Morgens — machte ich meinen Gefährten den Vorschlag, in unsere Zelte zurückzukehren. Alle waren damit einverstanden. Unterwegs, da wir uns auf einer Anhöhe befanden, sahen wir die Reiterei ihre Büchsen laden, zielen, schießen. Es wurden zwei Eber erlegt. Wir ließen uns indeß dadurch nicht abhalten, so rasch als möglich unter unsere Zelte zu eilen, wo wir eine gute Mahlzeit in Bereitschaft fanden. Zwei Stunden später trafen auch die Reiter mit den zwei Ebern und einer Hyäne ein.

Um vier Uhr Nachmittags war Alles auf dem Rückweg nach Algier begriffen, in hohem Grade mit dem Resultat der Jagd zufrieden; denn wenn wir den Löwen getroffen und irgend ein Opfer zu betrauern gehabt hätten, so wäre dasselbe sicher aus unsern Reihen gewesen, da die Araber zu feige sind, um ihr Leben daran zu wagen.

Eine noch viel lebhaftere Aufregung als wir, hatte aber Freund N. empfunden, der uns, wie man sich erinnern wird, verlassen hatte, um sich der Reiterei anzuschließen. Ein Mann von wahrhaften Muth, war er, nachdem unser Peloton sich ins Dickicht begeben, uns auf dem von uns gebahnten Wege eine Strecke nachgefolgt. In einem Moment, wo er sich von der ganzen übrigen Jagdgesellschaft entfernt sieht, bäumt sich plötzlich sein Pferd hoch auf, seine Haare stehen zu Berge, er vernimmt ein rauhes, dumpfes Geschrei und erblickt ein großes gelbfahles Unthier, welches sich hinter einem Gebüsch emporrichtet. Er giebt sich keine Rechenschaft von dieser Erscheinung, spornt sein Pferd und jagt zurück, fest überzeugt, daß das gewaltige Thier ihm auf der Ferse folgt. Endlich

hat er das Dickicht im Rücken, er hält an, und sieht — ein friedliches Kameel, das unzufrieden murrt, weil man es aus seiner Ruhe aufgestört. „Niemals in meinem Leben," sagte N., „habe ich einen solchen Schreck empfunden; ich habe in Wahrheit das „Löwenfieber" gehabt.

Außer einem Streifschuß, den ein junger Offizier durch das unzeitige Losgehen seines Gewehrs in den Arm bekommen, hatte sich bei dem Unternehmen kein Unfall ereignet, und die Löwenjagd war somit möglichst ungefährlich abgelaufen.

III.

Feuerfresser, Hadjuten und Kabylen.

Mein Leben in Algier nahm jetzt für eine Weile einen ruhigeren Verlauf; viele meiner Bekannten waren abwesend; der einzige fast, der mir geblieben, war C., und mit ihm brachte ich gewöhnlich die Abende zu, emsig beschäftigt, seine stets von Neuem gefüllte Cigarrenbüchse zu leeren. Am Tage war ich meist auf Ausflügen ins Gebirge, in die Ebene, an's Meeresufer begriffen; denn Algier ist in Wahrheit das klassische Land der Promenaden. Immer neue herrliche Punkte, die man entdeckt, und die uns immer weiter und weiter hinauslocken!

Endlich eines Abends, nachdem wir uns reichlich mit Cigarren aus vorerwähnter Büchse versehen, schlug mir C. vor, die „Hdrh" (spr. Adra) oder „Feuerfresser" zu besuchen. Dies ist eine mohamedanische Sekte, die sich zu gewissen Zeiten des Jahres, versammelt, um auf ihre Weise ein Fest zu feiern, welches seinen Ursprung aus der christlichen Religion herschreiben soll. Diese Leute nennen sich nämlich auch „Beni-Aïssa", was nichts Anderes bedeutet als „Söhne Jesu". — Jesus, erzählen sie, sei einst mit seinen Jüngern in der Wüste gewesen, und als dieselben zu murren und über Hunger zu klagen begannen, habe er zu ihnen gesagt: „Was murret Ihr? Habet den Glauben, und Ihr werdet finden, was Euch fehlt! Esset Insekten, Steine, esset Feuer, und wenn Ihr den Glauben habt, so werden diese Insekten, diese Steine, dieses Feuer selbst sich in Nahrung für Euch verwandeln." — Dieses ist das Wunder, welches von den „Beni-Aïssa" gefeiert wird.

Die Versammlung ist keineswegs öffentlich; nur durch einen

der höher gestellten Polizeibeamten erlangten wir den Zutritt. Es ist doch gut, überall Freunde zu besitzen!

Mehr als fünfzehn Musikanten, darunter einige mit Schellen, Trommeln von ungewöhnlicher Größe, saßen niedergekauert im Kreis in dem innern Hof eines maurischen Hauses. Nach dem Klange dieser infernalischen Musik setzten sich zwei oder drei Individuen in Bewegung, machten Grimassen und drehten den Kopf in einer kreisförmigen Linie und mit einer schwindelnden Schnelligkeit. Je nachdem die Musik ihren Rhythmus beschleunigte, wuchs auch die Wuth, eben so wie die Zahl der Verzückten, und schon nach Verlauf von wenigen Minuten zählte ich ihrer zwanzig. Es entstand ein entsetzlicher Lärm; selbst die Frauen, die sich als Zuschauer über uns auf den Galerien befanden, fingen mit aufgelöstem Haar und unter Ausstoßung kreischender, wilder Laute an zu tanzen.

Es dauerte nicht lange, so stand vor dem Munde eines der Begeisterten ein dicker weißer Schaum, und mit lauter Stimme rief er nach Feuer. Man reichte ihm eine flache, rothglühende Schaufel. Er packte sie mit Raserei, biß krampfhaft hinein und leckte mit der Zunge darüber. Einige Andere suchten die Stimme und das Geschrei des Kameels nachzuahmen, warfen sich über stachlichte Kaktuspflanzen und verschlangen die Blätter, als ob es Kuchen sei. Ein Andrer spielte mit einer Schlange, indem er sich Armbänder und einen Turban davon machte; dieser verschlang mit einem Gesicht voll der höchsten Seligkeit einen Scorpion; jener bohrte sich scharfe eiserne Spitzen in's Auge; einige endlich balancirten mit nacktem Leibe auf der Schärfe eines bloßen Säbels. Mit einem Wort: sie überließen sich unter einem Gebrüll, das uns fast taub machte, allen nur erdenklichen Thorheiten. Zwei von uns Zuschauern mußten sich zurückziehen; ich selbst hatte von Anfang an die größte Neigung dazu verspürt, aber ich überwand meinen Ekel und mein Entsetzen und hörte und sah zuletzt kaltblütig zu.

Man nahm an diesem Abend einen jungen Neophiten von zehn bis zwölf Jahren in die Sekte auf. Das arme Kind jammerte mich, als man ihm das Feuer reichte, — und doch hatte es dasselbe gefordert. Es weinte ein paar Thränen, schüttelte mit dem Kopf, und fing wieder an, wie unsinnig zu tanzen. Uebrigens hatte die Aufnahme einen gewissen, eigenthümlich feierlichen Anstrich. Während man den kleinen Mauren empfing, sangen die Alten Gebete, rauften sich den Bart, die Frauen stießen ihr Geschrei aus, und die dumpfe Trommel ließ ihr betäubendes Geräusch ertönen. Man glaubte sich im Vorzimmer der Hölle zu befinden.

Tags darauf war ich Zeuge eines würdigern Schauspiels, nämlich einer Revue der sämmtlichen Truppen der Garnison zu

Ehren eines in Algier anwesenden Prinzen. Derselbe hatte seine Wohnung der meinigen gegenüber, und war Schuld, daß ich mich fast alle Morgen beim Ausgehen mit den Füßen in Straußenbeinen verwickelte, oder in die Klauen von Panthern und jungen Löwen gerieth, welche die Araber dem „Sohn des großen französischen Sultans" als Geschenke dargebracht.

Nachdem die Truppen der Garnison vor dem Prinzen vorbei defilirt waren, kamen die Araber der benachbarten Stämme, unter ihnen der schöne Kaïd der berühmten Hadjuten, um die sogenannte „Fantasia" auszuführen. Diese besteht darin, zu Pferde in der größtmöglichsten Geschwindigkeit auf die hohe Person zuzueilen, indem man das Gewehr über dem Kopfe schwingt und das Kriegsgeschrei ausstößt, dann aber plötzlich anzuhalten und zu feuern. Diese Araber gewähren, von Pulverrauch und vom Kriegsgeschrei aufgeregt und erhitzt, einen wundersam interessanten Anblick. Die Arme und Beine nackt, den Burnus im Winde flatternd, die Einen mit Gold bedeckt, Andere in der ganzen Einfachheit des numidischen Kostüms, erschienen und verschwanden sie mit der Eile des Windes, mit der Schnelle des Blitzes.

Dieses schöne Schauspiel hätte übrigens dem Prinzen theuer zu stehen kommen können. Beim ersten Anlauf fielen die Schüsse zu dicht vor der Nase seines Pferdes; das scheu gewordene Thier bäumte sich, warf den Reiter ab und ging durch. Dieser war mit dem Fuß im Steigbügel hängen geblieben, und ward wohl zwanzig Schritt weit fortgeschleift, bis endlich das Pferd umringt und aufgehalten ward.

Wenige Tage später rückten alle diese Truppen aus; es handelte sich darum, neue Stämme der Kabylen zu unterwerfen, und der Gouverneur hatte bereits Proclamationen an dieselben erlassen. Einige hatten als Zeichen der Unterwerfung ihre Pferde geschickt, andere dagegen voll Hochmuth geantwortet; unter diesen besonders Ben-Salem, der Anführer der Flitta's.

„Ich werde mich," schrieb er an den Marschall, „mit sechshundert Reitern an einen Ort begeben, den Du mir bestimmen magst. Nimm auch Du sechshundert von Deinen besten Pferden, und wir wollen uns mit einander messen. Bin ich der stärkere, so wirst Du mich zufrieden lassen, und ich werde den Tribut nicht bezahlen; werde ich besiegt, so werde ich zahlen und mich unterwerfen."

Der Marschall antwortete ihm: „Es ist ein ungleicher Kampf, den Du mir vorschlägst. Komm an die Ufer des Isser mit Deinen sechshundert Pferden; ich werde, damit unsere Kräfte gleich seien, nur zweihundert Reiter senden; auch verspreche ich Dir im

Voraus, daß weder meine Artillerie, noch meine Infanterie Dich beunruhigen sollen."

Dies war also eine Herausforderung von beiden Seiten. Der Schwadronchef, der die zweihundert Reiter anführte, aber war Niemand anders als mein Freund N., derselbe, welcher vor nicht langer Zeit das „Löwenfieber" gehabt. Er fordert mich auf, ihn eine oder ein paar Tagereisen weit zu begleiten, mit ihm unter seinem Zelt zu schlafen, und in seiner und in seines Obersten Gesellschaft zu speisen. Es sollte mit einem Wort weder mir noch meinem Pferde an an irgend etwas fehlen. Das Alles klang gar zu verlockend, und ich willigte ein. Früh Morgens am bezeichneten Tage schloß ich mich an der Seite meines braven N. dem Jäger-Regiment an und sah dem Ausrücken der ganzen Mannschaft zu. Welch' seltenes Schauspiel! Das waren nicht jene geschniegelten und gebügelten Truppen, die wir daheim auf unsern Paradeplätzen exerciren sehen, dicht bei ihren Kasernen, wo sie stets ein Obdach vor schlechtem Wetter und ein warmes Süppchen gegen die Kälte finden! Das waren Bursche, schwarz, sonnverbrannt, mit langem Bart; die Kapuze zurückgeworfen, um der Patrontasche Raum zu geben, das rothe oder roth gewesene Käppi auf dem Ohr; einen Sack mit Lebensmitteln für sieben Tage; eine Kasserolle auf der einen, und ein Trinkgefäß auf der andern Seite; kurz mit dem ganzen Zubehör, um allein mit sich fertig werden zu können, da man hier niemals weiß, ob nicht alle andern Hülfsquellen plötzlich einmal versiegen.

Endlich verkündeten die Trommeln, die Trompeten und die Musik den Moment des Abzuges; voran ritt der Marschall mit seinem Stabe. Sehr gut nahmen sich die Infanterie-Regimenter mit ihrer Last auf den Schultern aus; dann kamen die Pontonniers mit ihren beladenen Maulthieren; hierauf das Bataillon der Zuaven, mit dem Zunamen der „Schakale"; endlich die prächtige Gensd'armerie, die schönsten Leute der Armee. Ihr folgten die mit Lebensmitteln und Munition belasteten, und von zwölfhundert Arabern geführten Maulthiere und Kameele.

Durch einen Zwischenraum von dieser getrennt, setzte sich die Cavallerie in Bewegung, darunter die Spahis mit ihren rothen Burnus und ihren stolzen Pferden; endlich zuletzt rührten sich die Jäger, zu denen mein Freund und ich uns zählten. Wir bildeten so zu sagen den Nachtrab, hier in Afrika der schönste Posten, da die feindlichen Angriffe immer nach dieser Seite hin stattfinden und fast niemals auf die Spitze der Colonne gerichtet sind.

Es war nicht leicht, am Abend einen geeigneten Platz zu unserm Bivouac ausfindig zu machen; der Boden war in Folge der anhaltenden Regengüsse noch feucht und sumpfig; die Kameele aber

weigerten sich, weiter zu ziehen, und die Maulthiere legten sich gar mitten im Schmutz nieder. Das gab ein Rufen, Schreien, Toben und Fluchen von vielen tausend menschlichen und thierischen Stimmen. Endlich war indessen die Lagerstelle gewählt, und in wenig Augenblicken erhob sich wie durch einen Zauber die leinene Zeltstadt. Hier sah man Waffen putzen, dort ward Toilette gemacht, allenthalben loderten die Feuer auf; die Heerden mußten ihren Tribut zahlen, die Speisen wurden vertheilt, und mehr als zweitausend Kessel kochten zu gleicher Zeit. Ich hatte einen ganz herzhaften Appetit, einen echten Jägerhunger, und als ich mit dem Oberst und meinem Freunde unter einem guten Zelte zu Tische saß, gestand ich, daß ich nie zu Hause auf silbernem Service mit so viel Behagen gespeist. Der Champagner ward meinem ersten Bivouac zu Ehren nicht gespart, und wir stießen an auf das Zusammentreffen mit Monsieur Ben-Salem.

Nach beendeter Mahlzeit durchwanderte ich beim Mondschein das Lager, wo noch die Tausend Feuer glimmten. Ein tiefes Schweigen war der frühern allgemeinen Aufregung gefolgt; fast Alles lag im Schlummer, nur in den Zelten einiger Offiziere und des Marschalls sah man noch Licht, als Beweis, daß man hier auf den morgenden Tag dachte. Auch ich begab mich zur Ruh', nachdem ich nach meinem Pferde gesehen; aber der ersehnte Schlummer wollte sich nicht finden. Alle Augenblick hörte man Pferdegewieher und Hufestampfen; die Schildwache ließ von Zeit zu Zeit ihren Ruf ertönen, und auf jedes Geräusch antwortete das gellende Geheul der Schakale, die das Lager umschlichen. Endlich um drei Uhr Morgens ertönte die Reveille; nie wirkte die schönste Musik im glänzend illuminirten Opernsaal so begeisternd, so elektrisch, wie bei aufgehender Sonne hier in der Wüste die Reveille.

Mit unglaublicher Schnelligkeit waren von den Pontonniers zwei Brücken über den vorbeiströmenden Fluß geworfen; es war ein entzückender Anblick, diese achttausend Menschen im Glanz der Morgensonne am jenseitigen Ufer hinaufziehen und sich beim Schall der Musik in die Gebirgsgründe verlieren zu sehen. Als Alles sich entfernt hatte, kam ich zu meinem Jäger-Regiment zurück, das erst eine Stunde später aufbrechen sollte. Wir genossen zum Frühstück eine köstliche Zwiebelsuppe und eine Tasse guten Kaffee; dann zündete ich eine Cigarre an, dankte dem Oberst für seine Gastfreundschaft, drückte meinem braven Freund die Hand, und trat mit schwerem Herzen meinen Rückweg nach Algier an; denn hätte ich den Fluß überschritten, so hätte ich die ganze Expedition mit ihnen machen müssen.

Während man mir noch Rathschläge für meinen Ritt ertheilte,

kam ein Neger von einem der Gebirgsstämme zu uns geflüchtet und bat um Aufnahme in unser Lager, da er bei seinem bisherigen Herrn zu hart behandelt worden sei. Er versprach, die Pferde zu verbinden und sich nützlich zu machen, wo er nur könne; vor allen Dingen bat er um ein Stück Brod, da er vor Hunger fast umkomme. Man versprach, ihn da zu behalten, drohte aber, bei dem geringsten verdächtigen Schritt ihm sogleich den Kopf abschneiden zu lassen. Er schien entzückt von dieser Bedingung und trat seinen Dienst sogleich an. Wenige Tage später indessen erfuhr ich, daß der Unglückliche ein Spion Ben-Salem's gewesen, und daß in Folge der Mittheilung dieses Umstandes durch einen Gefangenen die schreckliche Drohung buchstäblich an dem Neger ausgeführt worden war. Die Hitze wurde so groß, daß mehrere Leute von den Truppen am Schlagfluß starben; auch ich hatte auf meiner Rückkehr nach Algier nicht wenig von der brennenden Sonne zu leiden.

Uebrigens lief die Expedition siegreich für uns ab; ein paar tausend Kabylen wurden getödtet oder gefangen; ein Dorf wurde niedergebrannt, mehrere andere geplündert, und die Ernten verwüstet. Dies ist einmal die Art der Kriegführung in Algier; ja es kommen selbst hier und da Grausamkeiten vor, die man am besten mit Stillschweigen übergeht, da sie, Gott sei Dank, nur zu den Ausnahmen zählen.

Ungefähr einen Monat nach dem Ausrücken unsrer Truppen empfing ich einen Brief von meinem Freunde N., der mir seine Erlebnisse seit unsrer Trennung schilderte. Wie groß war mein Erstaunen, als ich beim Oeffnen des Briefes zwei unförmliche Dinger von ekelhaftem Anblick herausfallen sah. Ich konnte nicht begreifen, was dies zu bedeuten habe, und glaubte fast, es seien Champignons oder eine neue Art von Morcheln, als ich mich plötzlich erinnerte, daß mich mein Freund bei unserm Abschied gefragt, was er mir von der Expedition mitbringen solle, und daß ich ihm scherzend geantwortet: „Schicke mir die Ohren des ersten Kabylen, den Du tödten wirst.“ Er hatte Wort gehalten, und diese beiden Morcheln waren nichts anders als — zwei Kabylenohren.

Entsetzt schob ich mein Frühstück, das ich eben hatte verzehren wollen, zurück.

Diese Sitte des Ohrenabschneidens ist übrigens noch nicht sehr alt bei unsern Spahis. Um sie zum Kampf anzuspornen, bewilligte man ihnen nämlich eine bestimmte Summe für den Kopf, so daß sie, sobald sie einen Feind niedergestreckt, ihm denselben abschnitten und mit Sorgfalt an ihrem Sattel befestigten. War nun die Zahlung geschehen, so wurden die Ohren von den Köpfen abgeschnitten, damit nicht derselbe Kopf zweimal zur Bezahlung gebracht werden konnte. Späterhin fand man es ausreichend, nur die beiden

Ohren allein als Beweisstücke vorzeigen zu lassen. Man erzählte mir in Bezug hierauf eine Anekdote von zwei Eingebornen, die, um ihre Einnahme zu erhöhen, übereinkamen, jeder eins von seinen eigenen Ohren daran zu setzen. Unglücklicher Weise erkannte der mit der Zahlung beauftragte Beamte zwei linke Ohren, und wollte das Geld nicht eher geben, als bis auch die rechten vorgezeigt würden. Er wartet heute noch darauf. Die beiden Eingebornen nahmen sich indessen ihr Unglück nicht sehr zu Herzen; sie trugen hinfort ihren Turban „à la tapageur", d. h. auf dem linken Ohr — welches sie nicht mehr hatten.

IV.

Maurische Bäder und Hotels.

Der Oberst J., dessen interessante Bekanntschaft ich in Algier gemacht, hatte mich eingeladen, ihn über Blidah nach Cherchell zu begleiten, wohin ihn seine Geschäfte riefen, und wo sich in den dortigen altrömischen Ruinen meiner Vorliebe für Antiquitäten mancherlei Stoff darbot.

Den Weg nach Blidah legten wir zu Wagen in etwa fünf Stunden zurück; man durchschneidet auf dieser Reise die schöne und fruchtbare Ebene, die Metidja, und während man die Gebirge hinter sich zurückläßt, tritt man in weite endlose Sümpfe ein. Sie gleichen aus der Ferne einem großen See, auf dem man von Zeit zu Zeit weiße Störche und Millionen von Staaren sieht. Diese letztern fliegen in so gedrängten Massen, daß ich ihre Flüge oftmals für Wolken hielt.

Je mehr wir uns Blidah näherten, desto stärker ward der Duft der Orangen- und Citronenbäume, von denen diese Stadt weithin umgeben ist. Dazu schlängelten sich tausend Bäche durch das üppige, reiche Gras, und an ihren Ufern sproßte eine so dichte Menge der mannigfaltigsten Blumen, daß man wie auf einem türkischen Teppich wandelte. Die Umgebung der Stadt gleicht einem wahren Paradiese; die fernen Berge sind von einem so tiefen Blau, und zeichnen sich mit einer solchen Reinheit und Klarheit auf dem durchsichtigen Aether ab; die Weideplätze, die Gefilde sind so grün; die Nachtigallen, die Finken, die Grasmücken, die ich alle in Algier

kaum bemerkt, waren so munter und liederreich, daß ich ganz berauscht von diesen Wonnen meinen Einzug hielt.

Bald aber stellte sich nach den Anstrengungen der Reise bei der glühenden Hitze ein so heftiger Kopfschmerz bei mir ein, daß mir die Gedanken fast vergingen, und ich den Rath des Oberst J. befolgte, ein Bad zu nehmen. Diese Operation — denn so kann man ein maurisches Bad mit Recht nennen, weil es für den, der es giebt, eine nicht geringe Arbeit ist, während derjenige, der es empfängt, unter seinen Händen zu einem vollkommen widerstandslosen Dinge wird — diese Operation also wirkte Wunder an mir, und belebt, frisch genesen ging ich daraus hervor.

Man führte mich zuerst in einen sehr dunkeln und feuchten Saal, an dessen Thür ich kaum den weißen Bart eines alten ehrwürdigen Mauren unterschied, dem ich meine Uhr und meine Ringe anvertrauen mußte. Sobald man die Schwelle dieses düstern Raumes überschritten, gehört man sich selbst nicht mehr an.

Zwei Mozabiten, Kinder der Wüste, mit kupferrother Haut, bemächtigten sich meiner und entkleideten mich von Kopf bis zu Fuß. Dann warfen sie mir ein großes Tuch um die Schultern und schleppten mich in einen dritten Saal, der so mit heißen Dämpfen angefüllt war, daß ich glaubte, man bringe mich in die Küche des Teufels. Vier oder fünf Burschen, nackt wie Würmer, schwarz wie Maulwürfe, glänzend wie Schlangen und häßlich wie die Affen, nahmen mich hier aus den Händen meiner Führer in Empfang und unterstützten mich beim Gehen, damit ich auf den von Feuchtigkeit rieselnden Dielen nicht ausglitt. Sie führten mich in die Mitte dieser Höhle, wo sich eine Art von Tabernakel, Altar oder Opferstein befand, auf welchen sie mich der Länge nach niederlegten. Ich war überzeugt, daß man mich hier abschlachten wolle, und daß ich nichts mehr zu thun habe, als meine Seele Gott und allen Heiligen zu empfehlen.

Bald in der That empfand ich eine sengende Hitze; der Athem wollte mir vergehen in den erstickenden Dämpfen, die mich umgaben, und rings umher aus den Winkeln der finstern Höhle glaubte ich Seufzer, Gestöhne und Grabeslieder zu vernehmen.

Als ich nach Verlauf einiger schrecklicher Minuten unter den Händen meiner Peiniger die gewünschte Temperatur erlangt hatte, nahmen sie mich von dem Stein herunter, schleppten mich in einen jener Winkel, aus denen die Klagen hervordrangen, und wo sich, wie mir jetzt klar ward, andere Patienten gleich mir befanden. Hier legte man mich auf eine glänzende Platte nieder, über welcher ein Hahn mit kochendem Wasser sprudelte, ganz in der Stellung der Ertrunkenen, die man zu Paris in der Morgue ausstellt, und über deren Häuptern auch unaufhörlich ein Wasserstrahl rinnt.

Ein Mozabite nahm mich zwischen seine Beine, überzog mich mit schwarzer Seife, spülte mich, rieb mich, wand, reckte mich, ließ meine Knochen knacken, dehnte mir die Glieder, bog mich hin und her, knetete und rollte mich, Alles mit Begleitung der schauerlichen Lieder seiner Nation. Nun erschienen ein paar neue Affen, brachten mich unter einen andern Hahn, der den letzten Rest der Seife von mir entfernte, wickelten mich dann in weiches feines Leinen, und machten mir künstlich einen Turban zurecht, so daß ich das treue Abbild einer ägyptischen Mumie war.

So ward ich in ein viertes Zimmer geschafft, auf eine Matratze niedergelegt, und hier begann ich endlich, ein gewisses Wohlbehagen zu empfinden. Mein Blut fing an, sanfter und ruhiger zu strömen; eine laue Temperatur durchdrang meine Glieder; mein Kopf wurde frei und klar, und eine nie gekannte Seligkeit bemächtigte sich meiner. So blieb ich wohl eine Viertelstunde liegen, als ein Sklave erschien und mir eine lange Pfeife und Kaffee brachte. Darauf zog ich meine Kleider wieder an, zahlte eine sehr mäßige Summe, und war entlassen, frisch und wohl, und ohne die mindeste Erinnerung an die Anstrengungen meiner Reise. —

In Cherchel kannte ich keine lebende Seele, und der Oberst J. war namentlich während der ersten Tage so mit Geschäften überladen, daß mir seine Gesellschaft dadurch gänzlich entzogen ward. Ich erkundigte mich daher bei einem Matrosen, der mir begegnete, nach einem Gasthof, und wurde von ihm in das Haus eines Colonisten, Weinhändlers, Gewürzkrämers und Cafetiers gewiesen, der ein paar unbewohnte und zerfallene Häuser aufgekauft hatte. Die ehrliche Seele führte mich in eine Art maurisches Haus, von dem nur noch die vier Wände und eine von Erdbeben und Alter ganz zertrümmerte Stube vorhanden waren. Es stand ein mit Staub und Spinneweben bedecktes Feldbett darin, und um das Meublement zu vervollständigen, ließ ich noch einen Strohsack und eine Bank hinzufügen. Ich hatte nichts weniger als ein Hotel royal in Cherchel erwartet, aber beim Anblick dieser Oede und Verlassenheit, dieser Spalten in allen Wänden, dieser graugrünen Feuchtigkeit, die den Boden und die Mauern bedeckte, dieses nur durch einen Nagel verschlossenen und aller seiner Scheiben beraubten Fensters, dieser nur halb in ihren Angeln hangenden Thür, die durch einen Stein zugehalten werden mußte, dieser Ratten, die bei unserm Eintritt über unsere Füße liefen, dieser beiden Scorpione, die ich aufmerksam beobachtete, ehe ich sie mit meinem Stock todt schlug — bei diesem Anblick, ich gestehe es, sank mir für einen Augenblick der Muth. Ich machte indeß so schnell als möglich ein

wenig Toilette und entfernte mich dann, um die Stadt in Augenschein zu nehmen.

Die frische Luft und Bewegung machten mir bald Appetit; ich mußte daran denken, etwas in den Magen zu bekommen. Zufällig ging ich gerade bei einem frisch geweißten Hause vorüber, das eine zwei Fuß hohe Inschrift trug: „Restauration der Colonie"; „man speist à la carte". — „Gut!" dacht' ich, „das ist mein Mann!" — Dieser großartige, berühmte Restaurateur war ein Spanier, der mit einer weiten Küchenschürze von etwas zweifelhafter Reinlichkeit vor der Thür stand und mit Behagen eine Cigarre rauchte. Sobald ich eintrat, bot er mir ein Glas Absynth, das in Algier eine große Rolle spielt, das ich aber höflichst dankend ausschlug. Ich bat um Brod und was er sonst hätte, um das Mahl zu vervollständigen.

An den Tischen saßen in dichten Gruppen schon Soldaten und Arbeiter; als der Wirth mich aber nöthigte, bei ihnen Platz zu nehmen, sagte ich ihm, daß ich die Gewohnheit hätte, sehr schnell zu essen, und deshalb allein zu sitzen wünsche. Nur mit Mühe ward eine Ecke an einem Tisch für mich eingeräumt, und eine Portion von einer sonderbaren Speise vor mich hingestellt, die sich weder beschreiben noch analysiren läßt, da ich nicht in's Klare darüber gekommen bin, woraus sie eigentlich zusammengesetzt war.

Die Garnison der Stadt bestand nur aus „Zephir's", die den Ruf der geschicktesten und kühnsten Diebe genossen, so daß man mich Abends warnte, ja vor ihnen auf meiner Hut zu sein. Ich suchte also den Nagel meines Fensters so fest als möglich zu klopfen, legte meinen Dolch unter den Strohsack, und schlief trotz der nächtlichen Promenaden der Ratten auf meiner Decke und der Flöhe auf meinen Beinen, und trotz des Geheuls der Schakale in den Straßen der Stadt bald ein.

Bei meinem Erwachen fand ich meine Kleider und Stiefel von der Feuchtigkeit des Zimmers so durchnäßt, als ob sie im Wasser gelegen, und ich hatte eigentlich nicht übel Lust, bei meinem Wirth auf Schadenersatz anzutragen.

Dies waren für einige Tage mein Quartier und meine Mahlzeiten; ich kann indessen nicht sagen, daß ich mich gerade übel dabei befand; täglich mehrmals genoß ich einen herrlichen maurischen Kaffee, der mir immer von Neuem Stärkung und Wohlbehagen verschaffte.

Ein Jahr früher war noch die ganze Umgegend von Cherchell im Kriege begriffen; jetzt aber war allerwärts Ruhe und Friede; die Stämme der Kabylen hatten sich unterworfen, und

brachten täglich ihre Hühner und Hammel zum Verkauf nach der Stadt.

In der Nähe von Cherchell finden sich noch die Ruinen einer altrömischen Stadt, die nach dem weiten Umkreis der zertrümmerten Mauern, den ungeheuren Marmorsäulen, dem Circus, der jetzt den Ochsen als Weide dient, und den Tempelresten, aus denen man Moscheen gemacht hat, zu urtheilen, von beträchtlicher Größe gewesen sein muß. Auch der Hafen von Cherchell war von den Ruinen eines alten Tempels, der hier einen Felsen krönte, und von einem Erdbeben hinabgeworfen ist, ganz verschüttet worden, so daß ich die Zephir's beschäftigt fand, ihn zu reinigen. Diese Zephir's sind zu jeder Art von Arbeit tüchtig; ihre Geschicklichkeit ist geradezu sprichwörtlich geworden; auch von ihrer Unerschrockenheit und Tapferkeit erzählt man viele Beispiele: Ein Offizier hatte an der Spitze von etwa sechzig Zephir's einen ansehnlichen Trupp Kabylen zurückgedrängt. Da er indessen das Leben seiner kleinen Bande nicht unnützer Weise auf's Spiel setzen wollte, so ließ er zum Rückzug blasen. Dies ist der Moment, wo stets die zerstreuten Kabylen wieder erscheinen, sich sammeln und ihren Feind verfolgen. Sie näherten sich mehr und mehr, und schon hatten ihre Kugeln diesen oder jenen von den letzten Zephir's erreicht. Besonders bemerkte der Offizier einen seiner Leute, der weit zurückgeblieben war und wenig Eile zu haben schien, den andern nachzukommen. Er rief ihn daher und gab ihm ein Zeichen, seine Kameraden einzuholen. „Ach, Herr Hauptmann," entgegnete der Zephir, indem er seinen Proviantbeutel an die Erde warf, „es wird mir zu heiß; ich muß erst ein frisches Hemd anziehen!" Und wirklich, er nahm ein Hemd aus dem Beutel, zog es an und packte das andere fort; dann griff er gelassen wieder nach seinem neben ihm auf dem Boden liegenden Gewehr. Es war die höchste Zeit; drei der Kabylen waren ihm auf wenige Schritte nahe. Einen streckte er sofort mit einem Flintenschuß nieder, und während die beiden Andern entflohen, hatte er seine Gefährten wieder erreicht.

Eines Abends wartete meiner eine Ueberraschung seltener Art; wir hatten Schauspiel. Die Zephir's hatten nämlich ein Theater arrangirt und eine Truppe gebildet. Kostüme, Dekorationen, Musik, Alles war von ihnen selbst geschaffen; nur die Stücke nicht, kleine französische Vaudevilles.

Als erste Liebhaberin agirte ein hübscher, frischer Korporal von zwanzig Jahren, der manche Schauspielerin eifersüchtig gemacht haben würde. Ein junger Ungar, der zu unsrer Gesellschaft gehörte, verliebte sich bis zum Sterben, und wir mußten ihm die

Primadonna als Korporal vorführen, um ihn zu enttäuschen; dennoch fürchtete er irgend einen Betrug.

Während einer Nacht hatten mich die Schakale, die jeden Abend von zehn Uhr an die Stadt durchschwärmen, wieder auf's Aeußerste durch ihr Geheul gestört, so daß ich meinem Freunde, dem Hauptmann J., den Vorschlag that, am nächsten Abend mit mir auf die Schakaljagd zu gehen. Ein Lieutenant und ein Regiments-Adjutant wollten auch dabei sein, und so postirten wir uns in der Dunkelheit etwa zwei- oder dreihundert Schritt von den letzten Häusern der Stadt entfernt, dicht bei dem Platz, wo man die Hammel zu schlachten pflegte; denn hier hatten wir die sicherste Aussicht, Schakale zu finden. Die Nacht war stockfinster. Wir mochten wohl eine Stunde auf einer kleinen Erderhöhung gesessen haben, und ich glaubte fast, daß ich dem Einschlafen nahe war, als ich plötzlich durch einen Schreckensschrei aus meiner Träumerei aufgerüttelt ward, den mein Nachbar zur Linken ausstieß, indem er wie besessen aufsprang, seinen Mantel fallen ließ, sein Gewehr wegwarf und davonlief, so rasch seine Beine ihn trugen.

„Ein Thier! ein Thier! Ein entsetzliches Thier!" Nur so viel verstand ich, und da ich glaubte, daß es sich, wenn nicht um einen Löwen, so doch mindestens um einen Panther handelte, so sprang auch ich geschwind empor.

„Wo denn? Wo denn?" fragte ich, und lief dem Flüchtigen nach. „Wo denn nur? Auf welcher Seite?" „Da, da!" wiederholte er mit erstickter Stimme; aber die Dunkelheit erlaubte mir nicht, die Stelle zu erkennen, auf welche er wies. Endlich waren auch die Andern herbeigekommen: „Nehmt es mir ab," rief er nun, „nehmt es mir um Gotteswillen ab!" Jetzt erst verstanden wir, daß das Thier, der Gegenstand des Schreckens, an ihm saß; ich fuhr mit der Hand an seinem Rücken hinunter, wir hörten einen schweren Körper zur Erde fallen, und erblickten eine tellergroße, unförmliche Kröte, die so schnell ihre kurzen Beine es erlaubten, den Ort wieder zu erreichen suchte, an dem wir ihre Ruhe gestört. Das gräuliche Thier hatte wahrscheinlich die Wärme unsrer Körper sehr angenehm empfunden, und da unsere Unbeweglichkeit ihr Vertrauen eingeflößt, so war sie langsam am Mantel hinaufgekrochen und hatte sich auf dem Nacken des Lieutenants niedergelassen, der, als er seine Hand zufällig dahin führte, diese kalte, schleimige Masse unter seinen Fingern erzittern fühlte. Ich begriff seinen Schrecken und Ekel, ja ich glaube, daß ich an seiner Stelle ebenfalls Waffen und Kameraden im Stich gelassen hätte.

Nachdem der Lieutenant, der um keinen Preis an seinen frühern Platz zurück wollte, sich ein wenig von seinem Schreck erholt,

kehrten wir zur Stadt zurück, und gaben für diesmal natürlich die Schakaljagd auf.

Unsere Rückreise nach Algier machten wir auf einem Schiff, welches zufällig in Cherchell anlegte; wir hatten ein wahrhaft entzückendes Wetter, prächtigen Sonnenglanz und ein blaues, durchsichtiges, spiegelglattes Meer. Schaaren von Delphinen spielten im Wasser in der unmittelbaren Nähe des Schiffes; ich nahm meine Büchse und feuerte wohl vier oder fünf Mal mitten unter sie; aber ihre fröhliche Laune schien dadurch nur zu wachsen. Je näher wir aber der Küste kamen, je mehr verloren sie sich aus unsrer Nähe, und lange, ehe wir landeten, hatte auch der letzte uns seine freundliche Begleitung entzogen.

V.

Reisen im Innern des Landes.

Mein Aufenthalt in Algier war jetzt von kurzer Dauer; ich schloß mich nämlich wenige Wochen nach meiner Rückkunft einer Gesellschaft von Kaufleuten an, die sich zu Schiff über Dellys, Bougie und Gigelly nach Philippeville begaben.

In Dellys lernten wir einen Ort von elendem Aussehen und höchstens drei- oder vierhundert Häusern kennen. Ganz in seiner Nähe hatte am Abend zuvor ein heftiger Kampf zwischen unsern Truppen und den rebellischen Kabylen stattgefunden; wir hatten wohl fünfzig Mann dabei verloren, und hundert und vierzig Verwundete, darunter mehrere Offiziere, hatte man in Dellys einquartiert. Da es hier noch an jeder Bequemlichkeit fehlte, so war den armen Leuten auf der flachen Erde ein Lager bereitet worden; wir selbst brachten von unserm Schiff herbei, was an alter Leinwand und Medicamenten vorhanden war. Wäre es nicht schon zu spät gewesen, so hätten wir die Verwundeten gern sogleich nach Algier geschafft; aber man gab uns die Versicherung, daß schon am nächsten Tage ein Schiff sie dahin transportiren würde.

Auch die Kabylen hatten viel Leute in dem Kampf eingebüßt; die Offiziere versicherten, nie einen hartnäckigern Widerstand erlebt zu haben; jeder Garten, jedes Haus hatte sich in eine kleine Festung verwandelt, die einzeln erobert werden mußte, und auf's Aeußerste selbst von den Frauen vertheidigt wurde.

Bougie, unsere nächste Station, zeichnete sich durch eine wahrhaft reizende Lage aus. Im Rücken von himmelhohen Gebirgen gedeckt, und von einer kleinen Festung beherrscht, steigt die Stadt amphitheatralisch an den Abhängen empor. Wir verweilten hier nur eine Stunde, und ebenso setzten wir von Gigelli aus unsere Fahrt nach Philippeville sogleich fort. Wir hätten diese letztgenannte Stadt schon während der Nacht erreichen können; da aber die Dunkelheit groß, und die Fahrt längs der Küste, der vielen Untiefen wegen, unsicher war, so suchten wir die hohe See zu gewinnen, und fuhren erst am Morgen in den Hafen von Philippeville ein. Die Stadt ist von den Franzosen erbaut, und gleicht jedem französischen Städtchen. Ich nahm mein Quartier in einer kleinen Schenke, die sich den hochtrabenden Namen „Regentschafts-Hotel" anmaßte und wo mir ein schlechtes Zimmerchen angewiesen ward, aus dem man so eben einen Offizier heraustrug, der an vier schweren Wunden gestorben war. Denn auch in der Nachbarschaft von Philippeville hatten sich die Stämme der Kabylen empört, so daß wir zu unsrer Reise eigentlich einen übeln Moment gewählt hatten. Wir wollten schon am folgenden Tage unsere Tour landeinwärts nach Constantine antreten, aber es ward uns nur unter der Bedingung einer militärischen Bedeckung gestattet, und so verzögerte sich unser Aufbruch um mehrere Tage. Ich hätte diese Zeit gern zu kleinen Ausflügen in die Umgegend benutzt, aber man rieth mir wegen der feindlichen Angriffe der Kabylen entschieden ab; ereignete es sich doch während meines Aufenthaltes in der Stadt, daß ein Beamter, der seine Pfeife rauchend in seinem Garten promenirte, von einer heimtückisch aus irgend einem Hinterhalt abgesandten Kugel niedergestreckt wurde.

Ebenso kam, während ich zum Besuch beim Kommandanten war, zu diesem ein mit Blut bedeckter Scheik, um die Anzeige zu machen, daß sein Bruder vom Anführer der rebellischen Kabylen ermordet worden, weil er, wie er selbst auch, sich geweigert hatte, an dem Aufstande Theil zu nehmen.

Endlich am Morgen des vierten Tages rückten wir von Philippeville aus. Die vorerwähnten Ereignisse heischten die größte Vorsicht; unser Detachement aber hatte eine hinlänglich imposante Haltung, um auch die Furchtsamsten zu beruhigen. An der Spitze befand sich eine Abtheilung Jäger, denen einige Spahis voranritten, um den Weg anzugeben. Dann folgte eine Anzahl wohl bewaffneter und berittener Offiziere; diesen schloß ich mich auf einem gemietheten arabischen Pferde an, das mir viel zu schaffen machte, weil es zum ersten Mal in Leben Wagen sah. Hinter uns endlich kamen die Kaufleute und Colonisten, alle in seltsamem Costüm; die einen in Burnus gehüllt und mit Pistolen und Sä-

beln bewaffnet, die andern in Jagdkleidern; die Mehrzahl hatte das Ansehen echter Banditen. Da sich uns Alles beigesellt hatte, was irgend ungefährdet von Philippeville nach Constantine zu gelangen wünschte, so nahm unser Zug wohl eine Viertelmeile ein.

Eine Stunde ungefähr ging die Reise ohne jeden Vorfall von Statten. Als wir aber an eine kleine, über eine tiefe Schlucht führende Brücke kamen, wurden wir von Arabern angehalten, die uns mittheilten, daß nicht hundert Schritte weit ein Mann, wahrscheinlich von den Eingebornen ermordet, liege. Wir stellten Nachforschungen nach den Urhebern der That an, fanden aber nichts als den Leichnam des Unglücklichen, der sich von der Straße entfernt zu haben schien, um aus einem Bache zu trinken.

Nach einer kurzen Rast erreichten wir einen Olivenwald, und hier ward uns der Befehl ertheilt, uns Alle dicht beisammen zu halten, weil an dieser Stelle schon oftmals Angriffe durch die Kabylen stattgefunden hatten. Man ließ das Gehölz durch die Spahis recognosciren; da sich aber nichts Verdächtiges zeigte, als einige vereinzelte Araber, die man entfernte, so drang ich mit einem Hauptmann von den Jägern in das dichte Gebüsch vor, wo wir eine Menge von Turteltauben erlegten.

Von nun an bis zu unsrer nächsten Station, El-Arusch, begegneten wir keiner Seele mehr. Das Land war, wiewohl in hohem Grade malerisch, doch durchaus öde und verlassen, aber es besaß einen Ueberfluß an Wild, so daß der Hauptmann und ich bald wieder Lust bekamen, ein kleines Jagdvergnügen zu improvisiren. Noch eher als unser Zug erreichten wir das Lager von El-Arusch, wo unsere reiche Beute unser Mittagsmahl vervollständigen half.

Im Augenblick, wo ich vom Pferde stieg, wartete meiner eine nicht geringe Ueberraschung, ein Schreck sogar, wie ich gestehen muß: ich befand mich Auge in Auge mit einer prächtigen Löwin mit weit geöffnetem Rachen, der zwei Reihen Zähne zeigte, weiß wie Elfenbein, aber auch spitz und scharf wie Nägel. Ich faßte mich indessen bald, als ich dieses schöne Thier sich freundlich wie ein Kätzchen an Jedermann anschmiegen sah; ja ich besaß sogar die Kühnheit, ihm den Kopf zu streicheln, und bald war ich gut Freund mit „Jacqueline", die mir während meines Verweilens in El-Arusch viel Vergnügen gewährte. Der Schenkwirth, dem sie gehörte, hatte sie ganz klein eingefangen, und durch eine Hündin mit deren eignen Kleinen aufziehen lassen. Jetzt war sie ein Jahr alt, von der Größe unsrer stärksten Hofhunde, und es war ein sonderbarer Anblick, dieses große Thier noch an seiner Pflegemutter saugen zu sehen in Gesellschaft seiner kleinen Milchbrüder von einem zweiten Wurf.

Wir übernachteten auf ziemlich schlechten Feldbetten, in denen die Flöhe uns nicht übel mitspielten. Um vier Uhr Morgens ward zum Aufbruch geblasen, und Alles setzte sich in Bewegung.

Unsere zweite Tagereise führte uns bis El-Smendu durch die ödesten, wildesten Gegenden, die ich je gesehen. Dürre, nackte Gebirge und Plateaux ohne eine Spur menschlicher Wohnungen, so weit das Auge reichte, und dann und wann eine Heerde mit ihrem Wächter: das war Alles, was wir den ganzen Weg über sahen.

Da wir außerordentlich heißes Wetter hatten, so brachen wir schon Morgens um drei Uhr von El-Smendu auf. Während der nächsten vier oder fünf Meilen zeigte das Land keine Veränderung gegen gestern; dieselbe Trockenheit, Unfruchtbarkeit und Oede! Je mehr wir uns indessen Constantine näherten, je mehr belebten sich die Bergabhänge mit Pflanzenwuchs und die Thäler mit Heerden; das Land war angebaut, die Ernten standen prächtig, und die Araber waren mit Feldarbeiten beschäftigt.

Plötzlich aber, als wir den reißenden Rummel vor uns sahen, der ein mit Orangen, Lorbeern, Palmen und Erdbeerbäumen geschmücktes Thal durchströmt, veränderte sich die Landschaft noch einmal; wir erblickten zur Rechten und zur Linken steile, zerrissene, himmelhohe Felsen, welche drohend über uns herabhingen. Bald hatten wir die Stelle erreicht, wo wir den Fluß überschreiten mußten, und welch' überraschendes Schauspiel bot sich hier unsern Augen dar! Die Bibel, das alte Testament, das Zeitalter Jakobs und Abrahams schien sich vor meinem Blick zu entrollen. Ich war wie um zweitausend Jahre älter, oder lieber um zweitausend Jahre jünger geworden. An der entgegengesetzten Seite des Rummel erblickte ich Mauren im reinsten orientalischen Styl gekleidet, Araber mit weiß und schwarz gestreiften Burnus, jüdische Familien, wie man sie noch auf alten Gemälden bei uns sieht, die Frauen mit gelben seidenen Roben oder in goldgesticktem Musselin, die Knöchel mit silbernen Spangen (Krolkrals) geziert, die beim Gehen wie Glocken klingelten; einige zu Fuß mit kostbaren Shawls über den Schultern, andere auf Eseln oder Maulthieren; Alle aber beschäftigt, eine Durchgangsstelle durch den Rummel zu suchen, der von den letzten Regengüssen beträchtlich angewachsen war. Das Ganze gewährte einen ungemein malerischen Anblick, den die Sonne mit echt südlicher Gluth und Klarheit vergoldete. Die Jüdinnen waren von auffallender Schönheit, und die weibliche Aengstlichkeit, mit der sie sich dem Wasser näherten, machte sie noch reizender.

Endlich war von beiden Seiten der Durchgang bewerkstelligt, nicht ohne daß dabei manch zierliches Füßchen und schlankes Bein

von dem Auge des aufmerksamen Beobachters zu erlauschen gewesen wäre. Jetzt erst entdeckte ich auch Constantine, hoch oben wie ein Adlernest auf dem steilsten Felsen; man muß es wissen, daß da oben eine Stadt steht, um ahnen zu können, daß der Mensch die Kühnheit besitzt, sich so hoch in den Wolken eine Wohnung zu erbauen.

Mit vieler Anstrengung erstiegen wir den dürren, kahlen Bergpfad, der zu dem sogenannten „Breschenthor" hinaufführt; hier passirten wir die Stelle, wo der General Damremont bei der Belagerung von Constantine fiel, wo die größten Waffenthaten vollbracht wurden, wo man nur über Berge von Leichen in die engen Straßen der Stadt zu dringen vermochte, und wo der kühne Lamoricière sich an der Spitze seiner Zouaven den Durchgang ertrotzte, von denen die Hälfte durch eine mörderische Explosion in die Luft gesprengt ward.

Wir kehrten in dem Hotel de l'Europe ein; ich warf mich in einem nach maurischer Art eingerichteten Zimmer sogleich bis zum Mittagsessen auf den Divan nieder, denn die afrikanische Sonne, der Staub, die Anstrengung, die Neuheit Alles dessen, was ich sah, hatten mich total ermüdet.

Neu gestärkt machten wir uns am Abend auf, um ein wenig in den Straßen der Stadt umherzuschlendern, die eben noch vom Glanz der untergehenden Sonne beleuchtet ware. Elende Lehmhütten, schwarz von Rauch, mit den noch deutlichen Spuren der Belagerung, waren Alles, was wir sahen.

Hauptsächlich besuchten wir den Bazar, der aus kleinen, kaum zwei Ellen langen und breiten, unter einem Säulengang errichteten Kaufhallen bestand, und von trüben Lämpchen nothdürftig erleuchtet wurde. Die Araber lagen gleich Todten in ihren Leichentüchern, unbeweglich und mit ihren Burnus bedeckt vor dem dem Eingange ausgestreckt.

Am nächsten Morgen um fünf Uhr richtete ich meinen Weg mehr nach dem Innern der Stadt, in ihre finstern und winkligen Straßen. Alles trug hier, weit mehr als in Algier, die echt afrikanische Lokalfarbe; ich begegnete auch nicht einem einzigen Europäer, aber ganzen Schaaren von Arabern, Kabylen, Türken, Mauren, Spahis und Juden. Mit Freude bemerkte ich, daß diese ganze Bevölkerung hier weit glücklicher, heiterer und gefälliger aussah, als in Algier. Das macht, man hatte sie hier nicht aus ihrem Besitzthum verdrängt; sie waren bei sich zu Hause; sie bewohnten ihre eignen Hütten, und ihre Zahl belief sich auf achtzehntausend, während vielleicht nur zwölfhundert Europäer im Ort lebten.

Nachdem ich mehrere steile Straßen hinabgestiegen war, befand

ich mich an dem Thor El Kanthra; eine riesenhafte Brücke führt hier über den Rummel, den man in einem unergründlichen Abgrund brausen hört. Gegenüber die finstern Berge, hinter mir Constantine auf seinem Felsenstuhl!

Mein Herz erbebte bei diesem Anblick. Immer und immer von Neuem fragte ich mich, wie die ersten Erbauer der Stadt den Muth besitzen konnten, hier zu wohnen, und woher unsere Generale die Kühnheit nehmen, sie zu erobern. Es ist unmöglich, sich die seltsam verwegene Lage der Stadt vorzustellen.

Lange stand ich in diese Betrachtungen versenkt da. Als ich meinen Blick vorwärts richtete, sah ich zahllose Flüge von Vögeln jeder Art über dem Abgrund schweben, darin verschwinden und auf einer andern Seite wieder zum Vorschein kommen. Raben, Geier, Sperber, Adler, Schwalben, Alles flog unter einander mit grellem Geschrei und Gezirp, wiegte sich, kreuzte sich, beschrieb wunderliche Zickzacke in der Luft und verfinsterte fast den Himmel. Zuweilen auch kam ein alter, melancholischer Storch, schwebte langsam mit einer Schlange im Schnabel über mir dahin, und ließ sich auf dem Giebel eines Hauses nieder.

Plötzlich erblickte ich gerade über meinem Kopfe einen herrlichen Adler; er war mir so nahe, daß ich sein glänzendes Auge und seinen krummen Schnabel zu unterscheiden glaubte. Geschwind griff ich nach meiner Büchse, und der König der Vögel erhielt die ganze Ladung. Das Blei pfiff durch die Federn seiner ausgespannten Flügel; er überschlug sich zwei oder drei Mal, dann fiel er auf den Rücken und schlug mit offenen Augen und zusammengekrallten Klauen um sich. Ich wagte nicht, mich dem gewaltigen Vogel zu nähern; dennoch wollte ich ihn nicht vollends tödten, sondern ihn gern lebendig mit mir nehmen.

Zum Glück ging gerade ein junger Maure vorüber, bemerkte meine Noth und kam mir zu Hülfe. Mittels eines Bindfadens, den er aus der Tasche zog, machte er eine Schlinge, zog sie geschickt über die Krallen des Adlers, setzte seinen Fuß auf einen der ausgestreckten Flügel, faßte sie dann beide in der Hand zusammen und trug das Thier auf dem Rücken in mein Hotel.

Eines Tages hatte ich vom Herzog von Aumale, der gerade in Constantine anwesend war, mit mehreren Offizieren eine Einladung zum Diner erhalten. Der Prinz empfing uns mit großer Leutseligkeit, und entwickelte in seiner Unterhaltung eine Reife der Erfahrung und einen Schatz von Kenntnissen über das seinem Oberbefehl anvertraute Land, wie man sie von seinem jugendlichen Alter kaum erwarten konnte.

Der Palast, den der Herzog bewohnte, war noch ganz so, wie ihn Achmed-Bey verlassen hatte; er erschien mir wie eine Oase

mitten in dieser Wüste von Trümmern und Ruinen. Die Wände der marmornen Säulengänge waren auf orientalische Art gemalt, d. h. sie trugen wunderliche Zeichnungen in Roth und Grün, welche Flotten, Festungen und Kanonen darstellten, etwa wie sie ein zwölfjähriger Knabe ausgeführt haben würde. Ueber den Ursprung dieser Gemälde erzählte uns der Prinz eine Anekdote, welche uns die gute Lehre einschärfte, daß man mit Geduld und — Peitschenhieben Alles erreichen kann:

Der Vorgänger Achmed-Bey's nämlich fand die Wände seines Palastes von einer zu langweilig eintönigen Färbung; er wollte seine Augen an allegorischen und symbolischen Darstellungen ergötzen, die ihm seine Allmacht stets in's Gedächtniß riefen, und er ließ daher seinen Intendanten kommen, und befahl ihm, alle innern Mauern seiner Höfe al fresco malen zu lassen.

Der Intendant nahm diesen Befehl ohne Murren entgegen, obwohl ihm die Ausführung unmöglich schien, da sich in ganz Constantine kein einziger Künstler befand, der im Stande gewesen wäre, dem Wunsche des Beys zu willfahren.

Schon wollte der Intendant verzweifeln; da kam ihm ein Gedanke: schmachtet nicht seit zwei Jahren im Gefängniß der Stadt ein abscheulicher „Christenhund", und wußte er nicht, daß die Christenhunde im alleinigen Besitz der großen Kunst der Palette sind? — Geschwind ließ er ihn kommen, gab ihm Farben, Bürsten und Pinsel, erklärte ihm die Wünsche des Bey's, und befahl dem improvisirten Raphael, sich ohne Verzug an's Werk zu begeben.

„Eure Herrlichkeit irren sich," sagte erschrocken der unglückliche Gefangene; „ich habe niemals in meinem ganzen Leben weder gezeichnet noch gemalt; ich bin nichts als ein Schuster meines Standes, und verstehe kein anderes Instrument, als Nadel und Pfriemen zu handhaben."

„Du wirst Dich sofort an Dein Werk begeben," lautete die einzige Antwort des Intendanten auf alle Vorstellungen des Gefangenen: „morgen früh werde ich kommen und sehen, was Du gemacht hast. Bin ich zufrieden mit Deinen Leistungen, so verspreche ich Dir die Freiheit; wo nicht, so erhältst Du fünfundzwanzig Peitschenhiebe."

Der arme Schuster brachte zwei volle Tage zwischen Thränen und Peitschenhieben zu, ohne die Pinsel und Farben auch nur zu berühren. Am dritten endlich faßte er den heroischen Entschluß, zu beginnen. Er bepinselte alle Wände mit Schiffen, Bäumen, Kanonen 2c., gerade wie ein Schulkind es zu seinem Vergnügen machen würde, dann tuschte er darauf los mit allen Farben, die ihm zu Gebote standen. Die Besuchsstunde des Intendanten erschien; mit entsetzlichem Herzklopfen sah der arme Bursche dem ge-

strengen Herrn entgegen; er fürchtete mindestens eine doppelte Tracht Prügel für seine Schmiererei. Aber weit gefehlt! Der Intendant war erstaunt und entzückt, klopfte mit Kennermiene dem Künstler auf die Schulter und ermahnte ihn, so fortzufahren. Bald war das Werk vollendet, und der Schuster erhielt die redlich verdiente Freiheit.

Am Abend wurde der Besuch der Scheiks und Kaïds der kürzlich unterworfenen Stämme angekündigt, die dem Prinzen ihre Huldigung darbringen wollten. Es war seltsam, diese alten Gebirgsbewohner, die niemals ihre rauhen Felsen verlassen hatten, sich dem „Sohn des französischen Sultans", wie sie ihn nannten, zu Füßen werfen und ihm ehrfurchtsvoll die Hand küssen zu sehen. Sie schienen höchlich erstaunt von Allem, was sie umgab, und thaten hundertlei Fragen an den Dolmetscher.

Der Prinz besaß unter Anderm eine Orgel, auf der er sich zu seiner Unterhaltung oft übte, wenn er allein war. Auch jetzt ließ er sie spielen, und da mußte man die Kinder der Natur beobachten, wie sie das Instrument von allen Seiten untersuchten, um irgend einen darin verborgenen Menschen zu entdecken. Der Dolmetsch suchte ihnen das Spiel und den Mechanismus der Pfeifen zu erklären, worauf einer der Scheiks ausrief:

„Und Menschen, die solche Werke hervorbringen, wollten wir mit Steinwürfen bekämpfen?!" —

Während meines Aufenthaltes in Constantine machte ich fast allabendlich Ausflüge in's Freie; die Hitze war dann weniger drückend, und die Beleuchtung der Landschaft bei der untergehenden Sonne und später noch in den wundervollen Tinten des Abends oft von einem nicht zu beschreibenden Zauber. Besonders gern verweilte ich auf dem Constantine gegenüber liegenden Berge Mansourah. Eines Abends befand ich mich auch an einer der wildesten und steilsten Stellen des Gebirges. Die Sonne war bereits untergegangen, als ich in den Spalten und Schluchten der Felsen Thiere zu bemerken glaubte, die ich zuerst wegen der Dunkelheit nicht deutlich unterscheiden konnte. Ich verbarg mich hinter einen großen Stein und wartete.

Endlich kamen sie hervor, eins, zwei, drei und immer mehrere; sie kamen mir nahe genug, daß ich sicher war, schöne Füchse der größten Art in ihnen zu erkennen. Kaum aber wurden sie mich gewahr, als sie das Weite suchten und in ihren Löchern wieder verschwanden. Ich entfernte mich mit dem Vorsatz, ihnen nächstens einen längern Besuch abzustatten.

Den nächsten Abend brachte ich in Gesellschaft der Offiziere wieder beim Prinzen zu; es ward getrunken, geraucht und geplau-

dert; endlich fiel die Unterhaltung auf die Jagd. Ich erzählte, daß ich am Abend vorher bei meinem Spaziergang auf dem Mansourah prächtige Füchse gesehen hätte.

Kaum hatte ich dieses unglückliche Wort ausgesprochen, als alle anwesenden Herren sich lächelnd ansahen, und offenbar nur auf ein Zeichen des Prinzen warteten, um laut aufzujubeln.

„Füchse!" lachten sie; „Füchse auf dem Mansourah! Das ist ein köstlicher Spaß!"

Das Gelächter wollte kein Ende nehmen. Ich fühlte mich fast beleidigt; meine Eigenliebe, mein Point d'honneur als Jäger war auf's Tiefste verletzt.

„Was Sie für Füchse hielten," nahm jetzt der Prinz freundlich das Wort, „waren Schakale, die hier, wie überall in Afrika, sehr zahlreich sind."

„Wenn mir Eure Hoheit die Erlaubniß geben wollen, an dem von mir bezeichneten Punkt auf den Anstand zu gehen, so werde ich in weniger als zwei Tagen den Beweis meiner vorigen Behauptung liefern."

Die Erlaubniß ward mir ertheilt; am folgenden Tage nach dem Essen begab ich mich also mit der Büchse an dieselbe Stelle, von wo aus ich zuerst meine Füchse bemerkt hatte. Ich mußte meinen Ruf als Jäger retten und meinen Stolz rächen.

Kaum war die Sonne nieder, als es sich in jenen Schluchten und Spalten zu regen begann; schon kam es näher, bis auf zwanzig Schritt . . . aber, wer beschreibt meinen Schreck, meine Ueberraschung, es war ein Schakal, ein wirklicher, prächtiger Schakal! Ich ließ ihn passiren und erwartete einen zweiten; es war wiederum und wiederum ein Schakal!

Jetzt wollte mir der Verstand still stehen; es flimmerte mir vor den Augen, mein Blut kochte, meine Pulse klopften! — — Da plötzlich erschien zwischen zwei Felsenspalten ein spitzes Schnäuzchen, dazu zwei listige, grüne Augen und ein Paar dreieckige Ohren. Als er nach rechts und nach links gelauscht, kam endlich der ganze Kopf hervor, dann der Hals, endlich das ganze Thier, mit einem Schweif, dessen sich nie ein Schakal hat rühmen können.

Ich athmete auf, meine Augen wurden wieder klar, mein Arm wieder straff, und kaum war mein Füchschen zwei Schritte weit aus seinem Versteck heraus, so empfing es meine ganze Ladung in die Brust.

Mit Gefahr, mir den Hals zu brechen, stürzte ich den Felsen hinunter. Ich hielt einen prächtigen Fuchs in der Hand. Nie in meinem Leben habe ich einen Schuß gethan, der mir so viel Ver-

gnügen gewährt. Dieser Schuß gab mir das Recht, jenen Spöttern in's Gesicht zu lachen, und dieses Recht schien mir so süß!

Ich trug meinen Fuchs beim Schwanz nach Hause, und suchte mein Lager, wo mein Freund C., der die Reise hieher mit mir gemacht und die Heiterkeit jener Herrn getheilt hatte, meinetwegen schon in Sorgen war.

Am andern Morgen schickte ich den Fuchs als Beweisstück in den Palast; Abends darauf aber begab ich mich in Person dahin, um meinen Triumph zu genießen. Ich war der erste, der in diesem Lande einen Fuchs geschossen, das mußte Jedermann zugeben, und meine kleine Eitelkeit war vollkommen befriedigt.

Uebrigens war es mir sehr erklärlich, warum hier bisher niemals einen Fuchs getödtet war, und warum man glaubte, daß auf dem Mansourah nur Schakale zu finden seien: die letztern bewohnen mit den Füchsen nämlich dieselben Felsen, und da sie viel weniger schlau sind, als diese, so wagen sie sich schon gegen Sonnenuntergang hervor, so daß die ersten Büchsenschüsse stets für sie sind und den Füchsen gleichsam als Warnungsruf dienen, sich nicht blicken zu lassen.

Jenseits des Mansourah hielt sich der Prinz zu seinem Vergnügen eine kleine Menagerie von Gazellen und Straußen, die er entweder von seinen militärischen Expeditionen mitgebracht, oder die ihm von den verschiedenen Stammoberhäuptern verehrt worden waren. Die Gefräßigkeit der Strauße ist in Afrika sprüchwörtlich; ich sah diese großen Vögel in der That mit Leichtigkeit und mit Behagen Alles verschlingen, was man ihnen darbot, selbst Steine, Nägel und vorzüglich alles Glänzende. Hätte ich mich nicht in einer ehrfurchtsvollen Ferne von ihnen gehalten, sie würden mir sämmtliche Knöpfe vom Leibe gerissen und verschluckt haben.

VI.

Bei vierzig Grad Wärme von Constantine nach Bona.

Unter dergleichen Zerstreuungen und kleinen Erlebnissen verging mir die Zeit sehr rasch in Constantine, und bald genug mußten wir an unsere Weiterreise denken, die sich von hier nach Bona richten sollte.

Ein Tourist, der mit seiner Frau dasselbe Hotel mit uns bewohnte, wollte gleichfalls die Reise mitmachen, und was wir auch thaten, um die kleine Abenteurerin durch Schilderung der voraussichtlichen Gefahren und Entbehrungen abzuschrecken, so beharrte sie doch auf ihrem Vorsatz. Wir machten also dem Prinzen den schuldigen Abschiedsbesuch und baten ihn um die nöthige Eskorte. Als er erfuhr, daß eine Dame zu unsrer Gesellschaft gehörte, fragte er, ob sie hübsch sei, und als ich dies bejahte, sagte er sehr galant:

„So werde ich Ihnen anstatt acht Spahis deren fünfzehn mitgeben.“

Auch versprach er, an alle Stämme, die wir auf der Reise berühren würden, Befehle hinsichts unserer Aufnahme ergehen zu lassen, und schließlich forderte er uns auf, ja die altrömischen Bäder von Hamman-Mescoutin in Augenschein zu nehmen, die er restaurirt und für die verwundeten Militärs bestimmt hatte.

Da man nicht alle Tage von Constantine nach Bona reist, besonders nicht bei vierzig Wärmegraden, so werde ich dem Leser unsere Erlebnisse und Widerwärtigkeiten etwas ausführlicher schildern.

Unser Aufbruch, der Morgens um vier stattfinden sollte, kam erst um sieben Uhr zu Stande; das Packen, Aufladen, die Verproviantirung und die tausenderlei nicht vorher berechneten kleinen Vorbereitungen hielten uns volle drei Stunden auf. Endlich setzte sich unsere Caravane in Bewegung.

Wir machten zuerst vier Meilen von Constantine, in El-Heria, Halt, wo die Frauen und Kinder sich beeilten, uns Hühner, Eier, Butter und Milch zu bringen. Letztere vermischten wir mit Kirsch, was ein sehr wohlschmeckendes Getränk gab, eben so wie kalter Kaffee mit Wasser und ein wenig Branntwein. Wir schlugen unser kleines Lager auf, um ein paar Stunden zu ruhen, — und wir verschliefen die Zeit; es war zwei Uhr geworden, als wir uns wieder erhoben. Die Nacht sollten wir bei einem befreundeten

Stammoberhaupt in Zenati zubringen; aber man hatte uns über die Entfernung dahin getäuscht; es war ein langer und beschwerlicher Weg, und als die Spahis uns auf einem kürzern durch's Gebirge führen wollten, brachten sie uns dermaßen in die Irre, daß wir nicht ein noch aus wußten. Schon war es sieben Uhr; wir befanden uns mit erschöpften Thieren, ohne einen Tropfen Wassers auf einem kahlen, verbrannten Terrain, und Zenati wollte nicht erscheinen. Kein Feuer, kein Zelt war zu erblicken; am übelsten befand sich die unglückliche Dame, die vor Durst fast verschmachtete.

Endlich gegen acht Uhr stießen wir in einem Thal auf einen uns sowohl, als den Spahis unbekannten Araberstamm. Ehe wir uns diesen Leuten anvertrauten, schlug ich vor, unsere Zelte am Fuß des Gebirges zu errichten, Einen von den Spahis zum Oberhaupt zu senden und diesem sagen zu lassen, daß wir uns unter seinen Schutz stellten und ihn für unsere Sicherheit verantwortlich machten. Alle waren mit mir einverstanden, nur unser Tourist nicht, der es vorzog, seine schönere Hälfte lieber noch ein wenig mehr zu ermüden, als sie der Gefahr eines feindlichen Angriffs auszusetzen. Wir gaben ihm nach, und langten nach einer Stunde in Zenati an. Der Scheik Ben-Ali war jedoch abwesend, und so war unser Empfehlungsbrief an ihn ganz unnütz. Dessen ungeachtet schlugen wir unsere Zelte auf, erquickten uns an dem Wasser, das man in einem Bocksfell brachte, und bereiteten uns zur Nacht vor. Für unsere Dame hatten wir eine Art von Matratze und Kopfkissen zurecht gemacht, so daß ihr Lager so gut war, als man es auf einem Bivouac nur verlangen kann. Um drei Uhr war ich schon wieder auf, verschlang die Hälfte eines neuen Vorraths von Wasser, weckte dann alle Andern, und unser Zug setzte sich in Bewegung.

Der Tag versprach noch heißer zu werden, als der vorige; der Sirokko hatte die ganze Nacht geweht und hielt noch immer an. Unsere nächste Station sollte El-Houchet sein. Noch ehe wir sie erreichten, scheute das Maulthier der Frau v. *** vor irgend etwas, warf seine Reiterin ab und ging durch. Zum Glück war die Dame nicht verletzt, aber es dauerte eine volle Stunde, bevor die Spahis das flüchtige Thier wieder eingefangen hatten. Inzwischen ward die Sonne immer brennender und unsere Zunge immer schwerer; endlich, nicht weit mehr von der Station entfernt, stießen wir auf einen Bach, den unsere Leute, unsere Pferde und Maulthiere, ja wir selbst mit einem Freudensprung begrüßten.

Die Empfehlungsschreiben des Prinzen, unsere ansehnliche Eskorte und unsere Zelte ließen die Leute in El-Houchet glauben,

sie hätten es mit sehr hohen Personen zu thun; und die uns begleitende Dame, der wir natürlich die größte Sorgfalt widmeten, hielten sie gar für nichts Geringeres, als eine Schwester des Prinzen selbst. Auch gaben sie uns bei unserm Wiederaufbruch ein Stück Weges das Geleit, wobei uns zu Ehren eine nicht kleine Quantität Pulvers verbrannt ward.

Dieser Spaß verwandelte sich jedoch bald in Schrecken, als an einem sehr steilen Abhang, inmitten von Wurzeln und Steinen, das abscheuliche kleine Maulthier, das seine Herrin schon einmal abgeworfen, einen zweiten Sprung that und die unglückliche Frau in den Hohlweg hinunterstürzte. Sie fiel hinten über, überschlug sich zwei Mal, und ich glaubte sie verloren. Man hob sie auf, sie lächelte jedoch und suchte uns zu beruhigen, obgleich das Blut von ihrem Gesicht strömte. Stirn und Wangen waren von Dornen und Steinen zerrissen, aber trotz der Bleichheit ihrer Züge behauptete sie, keine andere Wunde erhalten zu haben.

Wir gaben ihr ein anderes Thier, und setzten unsern Weg fort, wiewohl etwas weniger vergnügt. Als der Tag sich neigte, entdeckten wir an der andern Seite des Flusses Hamman-Mescoutin das von Rosenlorbeern umgebene Gehöft, wo wir die Nacht zubringen sollten.

Unsere arme Reisegefährtin, die uns endlich nicht mehr verheimlichen konnte, daß sie in Folge ihres Sturzes ganz geschwollene Hüften, ein zerschlagenes Knie und einen verstauchten Fuß hatte, ruhte sich in einem Zimmer aus, welches ihr der einäugige Kaïd angewiesen. Wir fanden sie in einer höchst verzweifelten Stimmung, und sie gestand, daß ihr Diener in ihren Kleidern so eben nicht weniger als einhundert zweiundneunzig — Läuse — denn ich muß sie bei ihrem Namen nennen, gefunden hatte. Sieben andere hatte Madame selbst noch entdeckt, so daß nur eine einzige fehlte, um die zwei Hundert voll zu machen.

Auch unser Entsetzen hierüber war nicht gering; wir zogen uns sogleich zurück, um auch unsere Kleider zu untersuchen; entdeckten jedoch zu unserer großen Genugthuung nichts Verdächtiges der Art. Nur die Flöhe sprangen desto ungenirter mit einander um die Wette.

Es war nicht schwer zu erklären, wie die arme Frau dazu kam, uns in so auffallender Weise von dem Ungeziefer vorgezogen zu werden. Während wir uns nur unserer Burnus bedient, hatte sie auf Teppichen gelegen, welche die Gastfreundschaft des Kaïd ihr zur Disposition gestellt.

Am nächsten Morgen um vier Uhr traten wir unsere Reise durch einen grünen Eichenwald nach den warmen Bädern, oberhalb des Flusses, an. Der Commandant, der schon von unserm

Besuch unterrichtet war, empfing uns auf's Herzlichste; seit dreizehn Jahren aus Frankreich entfernt, war er eben so erfreut, kultivirte Menschen zu sehen, als wir, in Mitten dieser Wüsten einen Europäer zu treffen. Das Geleit, welches man uns am andern Tage gab, war ein wahrhaft fürstliches; der Commandant selbst war für einige Meilen unser Führer, und unsere bisherigen Spahis, die wir hier gegen eine neue Eskorte vertauscht, standen bei unserm Abzug in Reih' und Glied.

Wiederum ging's durch Bäche und Flüsse; die erstern heißen in diesem Lande fast alle „Goldbäche", die letztern „Große Flüsse". Zwischen denselben lagen unermeßliche Weiden, die mit einem so üppigen Graswuchs bedeckt waren, daß unsere Pferde oft bis zur Brust darin verschwanden. In Neschmeya kehrten wir bei einer guten alten Schenkwirthin ein, die den Namen der „Mutter Kleeschneiderin" führte, wahrscheinlich weil sie den Schnittern, die hier zur Einbringung der Ernten angestellt waren, als Köchin, Wäscherin, Krankenwärterin, mit einem Wort als Mutter diente. Sie kochte uns eine gute Zwiebelsuppe und ein Fricassé auf ihre eigene Weise, das uns jedoch recht wohl mundete.

Da ich nicht allzu sehr ermüdet war, so fragte ich am Abend, ob mich nicht Jemand auf den Anstand begleiten wolle, und die „Mutter Kleeschneiderin" wies mich an einen jungen Brigadier von den Spahis, Gérard, denselben Jules Gérard, dem seine kühne Jagdlust seitdem den weithin bekannten Namen des „Löwentödters" verschafft hat. Gérard ging mit mir um Mitternacht etwa hundert Schritt weit von unserm Lager auf den Anstand, wiewohl er mir mit Bedauern mittheilte, daß wir wohl heute nichts als Schakale vor den Schuß bekommen würden, indem unsere kleine Karawane einen zu ungewohnten Lärm verursacht habe, um nicht alle andern Thiere zu verscheuchen. Nach einer Stunde richteten wir unsere Büchsen auf eine Gruppe von Thieren, die sich um ein Aas versammelt hatten; ein Schakal und eine Hyäne blieben auf dem Platz, und ein zweiter verwundeter Schakal ward am andern Morgen am Ufer des Baches gefunden. Als ich in unser Zelt eintrat, wo bereits Alles in tiefer Ruhe lag, ward ich plötzlich durch ein entsetzliches Geschrei erschreckt. Madame *** kam geisterbleich in ihrem Burnus dahergelaufen: „Eine Natter, eine Schlange, eine Eidechse, ein Scorpion oder sonst ein grauenvolles Etwas," war ihr während des Schlafes über das Gesicht gelaufen; sie war mehr todt als lebendig. Wir lachten herzlich über ihr Abenteuer und benutzten den allgemeinen Aufstand, den sie verursacht, um desto früher aufzubrechen.

Das Wetter hatte sich während der letzten Nacht einigermaßen verändert; es war kühl und frisch geworden, unsere Pferde liefen

gut, und bald waren wir in der Nähe des berühmten Löwenfelsen, wo vor mehreren Jahren bei einer vom Oberst Jussuf angestellten Jagd durch einen einzigen Löwen sechs Menschen getödtet, acht verwundet und vierzehn kampfunfähig gemacht wurden.

Zu unsrer Linken dehnte sich wie ein Flammenmeer, von blauen Bergen umgeben, der schöne See Fetzara aus; seine Ufer schienen aus der Ferne die Beute einer großen Feuersbrunst zu sein. Als wir näher kamen, löste sich das Räthsel: unzählige Schaaren von Flamingo's bevölkerten das Ufer, und ihr herrliches, rosenrothes Gefieder glitzerte und flimmerte im Glanz der aufgehenden Sonne wie eine Flammengluth. Der See selbst war von unabsehbaren Massen von Störchen, Reihern, Enten und andern Wasservögeln bedeckt.

Wir waren jetzt auf dem gewöhnlichen Wege der Karawanen, welche nach Bona ziehen. Je mehr wir uns der Stadt näherten, desto anziehender wurden die Gegenden, die wir durchreisten, und desto schönere Aussichtspunkte boten sich uns dar. Herrliche, schattige Palmenpflanzungen wechselten mit angebauten Feldern, und die grünen Hügel waren oft von einsam gelegenen Marabuts gekrönt. Um sechs Uhr Abends traten wir durch das Karaventhor in Bona ein; hier wimmelte es von Kameelen, Maulthieren und Pferden, von Arabern, Beduinen und Negern. Die Einen kamen, die Andern gingen; Alles aber schrie, schwatzte und tobte, und war in einer unaufhörlichen Bewegung.

Unser Hotel war mit demjenigen in Constantine nicht zu vergleichen; dennoch waren wir froh, wenigstens wieder unter Dach und Fach zu sein, und ein geregeltes Leben zu beginnen.

Ich fand den Oberst J. in Bona anwesend, und dieser machte mich mit einem jungen Manne bekannt, der wie ich ein großer Freund der Jagd war. Wir unternahmen zusammen eine Parthie nach dem See Fetzara, den ich schon vor meiner Ankunft bewundert.

Die Bewohner dieser Wasserwelt waren so zahlreich und mannigfaltig, daß es schwer ist, dem Leser einen Begriff davon zu geben; ich konnte nicht fassen, wie so viele Vögel der verschiedensten Gattung, Größe, Gestalt und Farbe hier an dem nämlichen Ort vereinigt waren. Mein neuer Freund besaß zwei große Säle mit Vögeln, die er eigenhändig hier geschossen und ausgestopft hatte, und unter denen fast Alles vertreten war, was sich in unsern Cabinetten aus den entgegengesetztesten Weltgegenden zusammenfindet.

VII.

Zwischen Bona und Philippeville.

Von Bona mußte ich an der Spitze eines kleinen Detachements allein weiter reisen. Ich begab mich in möglichster Nähe der Küste zurück nach Philippeville, um mich von hier wieder nach Algier einzuschiffen. Nach einigen Stunden Weges erreichten wir das Gebirge und einen kleinen Fluß, der sich in zahllosen Windungen am Fuße desselben hinschlängelte. Seine Ufer waren so von Strauchwerk und Dornen umwuchert, und das Wasser so mit Felsgestein durchsäet, daß wir nicht ein noch aus wußten; und der Leser kann sich vielleicht von der Beschwerlichkeit unseres Weges eine Vorstellung machen, wenn ich ihm sage, daß wir dieses Gewässer siebenunddreißig Mal, bald hin und bald zurück durchwateten, ehe wir einen Pfad fanden, den wir mit unsern Thieren betreten konnten. Endlich war unsere erste Station erreicht; ich schlug mein Zelt auf, ließ mir etwas Heu holen, auf das ich mich betten konnte, und begann mein Mahl, — im Vergleich zu unsern fröhlichen Mahlzeiten auf der frühern Tour ein sehr einfaches und trauriges. Unfern meines Zeltes stand eine Art hölzerner Baracke, einer piemontesischen Familie gehörig, die für die seltenen hier vorüberziehenden Reisenden eine kleine Schenkwirthschaft hielt. Ich ging, ihr einen Besuch abzustatten; aber der Anblick des elenden Innern vertrieb mich wieder; ich hatte eine Zerstreuung gesucht und fand die peinlichste Gemüthserschütterung.

Ein Mann von etwa vierzig Jahren lag bleich und hager auf einer Streu; eine noch junge, aber durch Leiden und Entbehrungen abgezehrte Frau kniete neben ihm, um ihm die Fliegen abzuwehren, die sein Gesicht bedeckten. Ein armes, elendes Kind von etwa sieben oder acht Jahren kauerte auf ein paar Lumpen neben der Mutter, während ein größerer Bursche im Alter von vielleicht zwanzig Jahren von ebenfalls krankem Aussehen mir entgegentrat, um mir seine Dienste anzubieten. Seit mehreren Monaten wurde die unglückliche Familie durch das Fieber verzehrt, ohne daß sie die Mittel gehabt hätte, diesen ungesunden Aufenthalt zu verlassen.

Um eine Gelegenheit zu finden, den armen Leuten ein Almosen zu geben, hieß ich den jungen Burschen einige Speisen in mein Zelt bringen. Der Vater, sagte er, sei seit gestern viel kränker, und sie Alle wüßten nur zu gut, daß der Tod das einzige

Rettungsmittel von der schrecklichen Krankheit sei. Mitten in der Nacht ward ich durch ein Jammergeschrei aufgeschreckt; der Vater war so eben verschieden; die Frau raufte sich vor Verzweiflung die Haare aus; der große Sohn verbarg stumm sein Gesicht in den Händen, und der kleine weinte, weil er die Andern weinen sah.

Man muß nach Afrika gehen, um einen Begriff zu bekommen von solchem Elend mitten in der Wüste, in steter Gefahr mit den wilden Eingebornen oder den reißenden Thieren, ohne jedes Hülfsmittel, ohne alle Hoffnung, die Heimath je wieder zu sehen.

Ich that für die armen Leute, was ich konnte; dann brach ich auf, mitten in der Nacht, um nicht so viel Jammer länger vor Augen zu haben. Wir waren kaum eine halbe Stunde geritten, und die Spahis pfiffen ein melancholisches und eintöniges Lied, als der Brigadier plötzlich mit geschäftiger Miene auf mich zukam und mir mit gedämpfter Stimme mittheilte, daß er auf der Höhe zu unsrer Linken ein Dutzend Beduinen von verdächtigem Aussehen bemerke. Er bat um Erlaubniß, mit seinen Leuten diese Art von Marodeurs näher in Augenschein zu nehmen.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber in dem Dämmerlicht konnte ich doch mehrere Reiter unterscheiden, welche dieselbe Richtung wie wir zu verfolgen schienen. Da ich der Zerstreuung und innern Anregung bedurfte, um meine düstern Gedanken los zu werden, so ergriff ich diesen Vorschlag mit Eifer; ich selbst übernahm die Anführung. Ich hieß den Soldaten, der das Maulthier mit meinem Gepäck führte, ein wenig zurückbleiben, dann beschleunigten wir allmälig den Lauf unsrer Pferde, ohne uns jedoch sogleich gegen die Reiter zu wenden. Als wir etwa noch zweihundert Schritt von ihnen entfernt waren, schienen sie plötzlich einen Augenblick zu zögern; dann galoppirten sie in solcher Hast davon, daß wir sie bald aus den Augen verloren haben würden, wenn wir nicht ein Gleiches gethan hätten.

Ich befahl jetzt dem Brigadier, sie anzurufen. Er that es zu wiederholten Malen, aber erhielt keine Antwort, und die Reiter flohen nur um so schneller von dannen.

Nach einer Viertelstunde waren wir ihnen indessen so nahe, daß wenigstens zwei der Beduinen uns nicht mehr entrinnen konnten; wir hielten sie fest und stellten ein kleines Verhör mit ihnen an. Sie erzählten, daß sie in der Nacht aus ihrem Stamm fortgeritten seien, um in einem nahe liegenden Flecken den Markt zu besuchen; da sie aber von umherstreifenden Marodeurs gehört, so hätten sie sich gut bewaffnet. In der Dunkelheit hätten sie uns nun für die gefürchteten Umhertreiber gehalten, und unsere Ueberzahl bemerkend seien sie so rasch als möglich entflohen.

Alle diese von lebhaften Geberden begleiteten Erklärungen wurden mir durch den Brigadier übersetzt. Letzterer schüttelte zwar ungläubig den Kopf; mir aber schien die Erzählung so unwahrscheinlich nicht, und da ich ohnehin kein Recht hatte, in diesem Lande als Polizeibeamter aufzutreten, so gestattete ich den beiden Gefangenen, ihren Genossen so rasch als möglich zu folgen.

Die Sonne war inzwischen aufgegangen, und da wir uns eben an einem Bache befanden, den wir durchschreiten mußten, so hielten wir an, um erst unsern Maulthierführer zu erwarten. Der Brigadier machte mich hier auf eine zahllose Menge von Schildkröten aufmerksam, mit denen das Wasser angefüllt war. Nach einem mehrstündigen Ritt bemerkte ich, daß mein Pferd heftig aus dem Maul blutete. Ich fürchtete, es habe sich an den scharfen Felsenkanten, an denen wir vorübergeritten, verletzt, und untersuchte ihm Lippe und Gebiß. Es war nichts zu entdecken, bis ein Spahi, der ihm das Maul hielt, mir am innern Gaumen einen ungeheuren Blutegel zeigte, den es ohne Zweifel an jenem Bache mit dem Wasser eingesogen. Wir bedienten uns beim Trinken stets eines Tuches, um durch dasselbe das Wasser einzuschlürfen, denn jene Blutegel sind zuerst unmerklich klein und dünn wie ein Faden, werden aber, wenn sie sich am Gaumen festgesogen haben, so stark wie ein Finger.

Die Nacht gedachten wir in einem Araberstamm zuzubringen. Obwohl es, als wir eintrafen, erst halb neun Uhr war, so lag doch hier schon Alles in tiefer Ruhe; die Feuer waren ausgelöscht, und nur die Hunde verkündeten unsere Ankunft. Ich beorderte einen meiner Reiter in das Zelt des Kaïd, um ihm meinen Empfehlungsbrief zu überbringen; in weniger als drei Minuten kam die ganze Bevölkerung, ein paar hundert Personen, unter den Zelten hervor und umringte uns neugierig. Der Kaïd führte mich unter einen großen Baum, und nachdem wir viel höfliche Worte ausgetauscht, von denen wir beiderseitig nicht eine Silbe verstanden, wurden Teppiche hingebreitet, Feuer angezündet, Kaffee gekocht, und mit größtem Behagen eine Pfeife geraucht.

Um ungestörter rauchen und mich erquicken zu können, hatte ich mein Pferd in den Händen der Araber zurückgelassen; als einer der Spahis es mir jetzt wieder zuführte, flüsterte er mir zu, daß eine schöne Korbflasche, die im Sattel befestigt gewesen war, ebenso die Halfter eines Maulthiers verschwunden seien, und er beides vergebens gesucht.

Gleich zu Anfang schon fiel mir die Neugier unsrer Wirthe auf, wie sie selbst meine Pistolen, die ich im Gürtel trug, nicht unbetastet ließen, wie sie meinen Säbel aus der Scheide zogen, und ihn von einer Hand zur andern reichten, so daß ich genöthigt

war, ihm zwanzig Schritt weit nachzulaufen. Jetzt vermißte ich auch ein schönes Messer, dessen ich mich noch eben bei der Mahlzeit bedient. Es war aller Wahrscheinlichkeit nach mit der Korbflasche und der Halfter einen Weg gegangen. Das war zu arg; es war gar kein Grund vorhanden, daß sie mir nicht auch mein Pferd stehlen sollten. Ich ließ daher den Kaïd nochmals rufen, und drohte ihm die strengsten Strafen an, wenn die drei gestohlenen Gegenstände nicht vor meiner Abreise wieder abgeliefert würden. Ein Spahi, der etwas französisch verstand, machte diesmal unsern Dolmetsch, und die Folge lehrte, daß der Kaïd meine Wünsche sehr gut begriffen hatte. Als ich mich nämlich am andern Morgen erhob, fanden sich die gestohlenen Gegenstände zu meinen Füßen, so daß ich kaum wußte, ob ich die gute Polizei-Ordnung des Kaïd, oder die Geschicklichkeit der Diebe mehr bewundern sollte.

Ehe ich fortritt, zündete ich mir noch eine Cigarre an. Ich bediente mich dazu stets eines kleinen Brennglases, als des bequemsten und gefahrlosesten Feuerzeugs. Als die Araber sahen, wie meine Cigarre so schnell anbrannte, nur weil ich sie für einen Moment unter das Stückchen Glas hielt, machten sie große Augen und baten um Erklärung dieses Wunders. Statt jeder Auseinandersetzung nahm ich den Zipfel eines ihrer Burnus, und wenn ich nicht das Feuer sofort gelöscht hätte, welches in diesem alten Plunder entstand, so würde der unglückliche Besitzer umgekommen sein. Dann hielt ich mein Glas über die eine der dürren braunen Hände eines Arabers, der diese schreiend zurückzog, entzückt, das Wunder an sich selbst erfahren zu haben.

Ich benutzte das allgemeine Erstaunen, um ihnen zu sagen, daß die Europäer noch viel stärkere Zaubermittel besäßen, und daß es ihnen ein Leichtes sei, ihre Ernten, ihre Zelte und ihr ganzes Hab' und Gut zu vernichten; daß es jedoch nur in unsrer Macht stände, diesen Talisman zu gebrauchen.

In der That, ich vertraute einem der Araber das Brennglas an, er wandte es hin und her, ohne die gewünschte Wirkung zu erzeugen, und als jeder Versuch unnütz blieb, schieden sie in der festen Ueberzeugung von mir, daß dieses mächtige Zaubermittel nur dem Willen der Europäer unterthan sei.

Am nächsten Nachmittag traf ich in Philippeville ein; aber ich fühlte mich auf's Aeußerste erschöpft; denn ich hatte diese letzte Reise bei der entsetzlichsten Hitze gemacht Eine kleine Erfrischung von sechzig Wärmegraden hatte mir mehrere Tage hindurch auf den Nacken gebrannt; ohne meinen schützenden Burnus wäre ich vielleicht verloren gewesen. Diese Anstrengung hatte alle meine Kräfte mitgenommen; mein Magen war erschlafft, mein Appetit

gewichen; ich trank, ohne einen Bissen zu essen; ein brennendes Fieber jagte meine Pulse und meine Nerven waren so gereizt, daß ich schon mehrere Nächte nicht mehr geschlafen hatte.

Dennoch suchte ich mich immer wieder aufzuraffen; ich nahm ein Bad, kleidete mich an und begab mich zu dem mir befreundeten General M., der trotz meiner Weigerung darauf bestand, ich müsse bei ihm zu Abend speisen. Er wollte am andern Tage verreisen und mich doch vorher bei sich sehen. Obwohl ich nichts aß, so ging das Souper doch leidlich gut vorüber; als aber während des Desserts sich am Himmel ein starkes Gewitter entlud, der Donner rollte, die Blitze das Gemach durchzuckten, und Alles in eine Schwefel-Atmosphäre gehüllt schien, fühlte ich mich so hinfällig, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. Ich winkte einem Diener und bat ihn, mir seinen Arm zu geben und mich nach meinem Hotel zurückzuführen. Als ich mich aber von meinem Stuhl erhob, verließen mich plötzlich die Kräfte; es ward mir schwarz vor den Augen und ich sank auf dem Boden zusammen.

Was von diesem Augenblick an bis zu demjenigen, wo ich im Bett eines mir fremden Zimmers die Augen aufschlug, mit mir geschah, erfuhr ich erst am folgenden Tage. Ich befand mich noch im Hause des Generals; um mich her standen einige Offiziere; der Arzt hielt meine Hand, um den Puls zu fühlen, und die ersten Worte, die ich vernahm, waren: „Er schlägt die Augen auf!"

Ich glaubte zu träumen; ich that ein paar Fragen, und man sagte mir, wo ich sei. Es war Mitternacht vorüber, ich hatte mehrere Stunden ohne Bewußtsein gelegen.

Man überließ mich nun der Ruhe; ein Soldat sollte bei mir wachen, und bald umgab mich das tiefste Schweigen.

Ich hatte eben ein Weilchen geschlummert, als ich eine eigenthümliche Wärme an meinem Gesicht und ein leises Kitzeln an meinem Kinn zu empfinden glaubte. Unwillkürlich legte ich die Hand dahin und begegnete einer großen und sammtigen Masse; ich blickte auf und sah zwei große, grüne, runde Augen, die sich, im Schein eines Nachtlämpchens flimmernd, unverwandt auf mich richteten. Ich gab mir zuerst keine bestimmte Rechenschaft von dieser Erscheinung, sondern glaubte, es sei eine Einbildung meines angegriffenen Gehirns; ich zog die Hand zurück, wandte mich auf die andere Seite, um wo möglich diese unruhigen Bilder meiner Phantasie zu verjagen, als ich auf meinen Fingern denselben warmen Athem und denselben weichen Gegenstand spürte, wie das erste Mal. Jetzt riß ich mich aus meiner halben Betäubung em-

vor, und wie groß war mein Entsetzen, als ich mich Auge in Auge mit einem Löwen sah, dessen Kopf und ungeheure Mähne größer war, als mein ganzes Kopfkissen. Die Miene, mit der er mich anblickte, war jedoch mehr sanft als drohend, und die Bewegungen seiner Augenbrauen hatten nichts Finsteres und Schreckliches.

Ich stieß einen Schrei aus; der Soldat richtete sich in seinem Stuhl empor, und als er die Ursache meines Schreckens errieth, rief er nur:

„Sultan, hieher! Sultan couche!“

Sultan war ein wunderschöner, anderthalbjähriger und vollkommen gezähmter Löwe, der dem General gehörte. Man ließ ihn wie einen Pudel im Hause umherlaufen und in die Zimmer kommen, so oft er wollte. Mein Soldat hatte ihn aufgezogen und besaß seine besondere Zuneigung, so daß er überall von ihm begleitet ward. Meinem Bette hatte er sich aus bloßer Neugierde genähert.

Am andern Tage befand ich mich etwas besser, doch dauerte es lange Zeit, bevor ich vollkommen hergestellt war, und der Arzt verbarg mir nicht, daß er an meiner Wiederherstellung gezweifelt. Als ich später wieder einem Diner im Hause des Generals beiwohnte, hatte ich Gelegenheit, meine Bekanntschaft mit Sultan zu erneuern, der während des Kaffee's ungenirt in's Zimmer kam und seinen großen Kopf zärtlich auf den Schooß der Dame legte, wie der zierlichste Jagdhund.

Ein einziger Gegenstand störte das Wohlbehagen des armen Thieres; dies war ein böser, kleiner Luchs, der sich eine Sopha-Ecke zum Asyl erwählt und seine Krallen jedesmal nach dem Gesicht des Löwen ausstreckte, so oft dieser sich bei ihm liebenswürdig machen wollte. Sultan ließ dann die Ohren hängen, schloß die Augen, damit sie ihm nicht ausgekratzt wurden, wandte sich um und schlug den Weg zur Thür ein, indem er traurig seinen Schwanz hängen ließ, von dem ein einziger Schlag hinreichend gewesen wäre, seinen Gegner am Boden zu zermalmen.

VIII.

Der neue Nimrod.

Meine Rückreise nach Algier bot nichts Bemerkenswerthes dar; ich zog hier in mein altes Quartier ein, durfte aber meiner angegriffenen Gesundheit wegen, so lange die heiße Witterung anhielt, nicht mein früheres, heiteres Jagd- und Abenteurerleben wieder beginnen. Endlich ward das Wetter mir günstiger; die Sonne war weniger brennend, der Himmel aber noch immer vom reinsten und tiefsten Blau, ohne ein Spur von Gewölk.

Eines Tages erzählte mir ein Bekannter, daß sich in der Metidja jetzt zahllose Schaaren von Becassinen aufhielten, und da ich ein großer Freund der Wasserjagd war, so hatte ich bald eine kleine Jagdgesellschaft zusammen gefunden. Namentlich wünschte ein Herr bei der Parthie zu sein, der seit kurzer Zeit in Algier lebte und der Verfasser einer gelehrten Abhandlung über die Jagd mit Windhunden war, die er, wie er sagte, in den Bergen seiner Heimath fleißig betrieben hatte. Eben so geläufig war ihm jede andere Art der Jagd; er konnte sich einer Menge Heldenthaten rühmen; seine Kaltblütigkeit, seine Geistesgegenwart hatten ihn noch nie verlassen; seine Kühnheit war geradezu sprüchwörtlich geworden, kurz wir waren glücklich, einen so herrlichen Mann zum Gefährten zu bekommen.

Da wir bis mitten in die Sümpfe der Metidja vordringen wollten, so mußten wir in Algier sehr zeitig aufbrechen; wir mietheten uns zu unsrer Fahrt einen spanischen vierrädrigen Karren, den wir früh um drei Uhr bestiegen, entschlossen, den verkürzten Morgen-Schlaf so viel als möglich unterwegs einzubringen. Bald in der That hatte das eintönige Läuten der Glocken unsrer Pferde uns in Schlummer gewiegt, als wir plötzlich durch einen gewaltsamen Stoß aufgerüttelt wurden, der die Einen rechts, die Andern links schleuderte. Verwirrtes Geschrei und entsetzliches Geheul ließ sich dabei rings um uns her vernehmen. Unser Wagen rührte sich nicht mehr von der Stelle; wir arbeiteten uns aus unsern Büchsen, Flaschen, Beuteln, Hunden und Beinen, so rasch wir konnten, empor, und erblickten beim Schein der beginnenden Dämmerung durch die trüben Fenster unseres Fahrzeugs phantastische Schatten, deren Zahl immer wuchs, und die den Tumult und die Verwirrung immer größer machten. Besorgt über diese Störung, deren Ursache wir nicht einmal kannten, krochen wir aus unserm Gefängniß hervor und entdeckten, daß wir mitten in eine Karavane von Ka-

meelen, Eseln und Maulthieren gerathen waren. Es war nämlich heute Markttag, und die armen Thiere waren mit allen Vorräthen beladen, welche die Araber der Metidja wie gewöhnlich zum Verkauf nach Algier brachten. Eins von den Kameelen an der Spitze des Zuges war in unsern Wagenrädern hängen geblieben, ein anderes, welches einen Hühnerstall trug, wurde durch den Stoß niedergeworfen, und so verbreitete sich ein Schrecken und eine Verwirrung unter der ganzen Heerde, die durch die Finsterniß noch gesteigert wurde. Die Araber liefen hinter ihren Hühnern her, hoben ihre Säcke auf, schlugen mit ihren Stöcken auf die Thiere los; die zurückgebliebenen Frauen und Kinder, die nicht anders glaubten, als daß es sich um eine gewaltsame Plünderung handle, schrieen um Hülfe; unser Kutscher gestikulirte und hielt zwei wüthenden Arabern Stand; denn die Mehrzahl der letztern umgab mit drohenden Geberden unsern Wagen. Zum Glück drückte sich Einer von unsrer Gesellschaft ziemlich fließend arabisch aus und brachte die Leute zur Vernunft; wir waren ihnen behülflich, die niedergestürzten Kameele wieder aufzurichten und die Ordnung herzustellen. Nachdem der Zug, wohl fünf- oder sechshundert Thiere an der Zahl, wieder in Bewegung war, nahmen auch wir unsere Plätze im Wagen wieder ein und setzten unsere Reise fort.

Die Sonne begann jetzt die Gipfel des Atlas zu röthen; bald konnten wir alle Gegenstände deutlich unterscheiden, die uns umgaben; wie groß aber war unser Schrecken, als wir beim Licht der ersten Sonnenstrahlen entdeckten, daß unsere Zahl nicht mehr vollständig sei, daß unser neuer Jagdgefährte fehlte. Wo war er? Wir ließen den Kutscher halten, wir stiegen aus, wir riefen, — keine Antwort! Wir wurden unruhig; was konnte aus ihm geworden sein? War er beim Fallen verwundet worden? Hatte er sich in Mitten der Dunkelheit verirrt? Hatte er bei seinem unternehmenden Charakter als neuer Paladin die Ungläubigen in die Flucht zu schlagen versucht und war er dabei in ihre Gewalt gerathen?

Wir wußten nicht, was wir glauben sollten; auf alle Fälle war es unmöglich, weiter zu reisen, ohne nicht wenigstens den Versuch zu machen, unsern Gefährten wieder zu finden, und wir befahlen daher dem Kutscher, umzukehren.

Als wir an dem Schauplatz der vorhin geschilderten Scene anlangten, sahen wir zu unsrer Linken unter einem Gebüsch sich Etwas regen, und bald erkannten wir denjenigen, den wir suchten. Er dehnte und reckte sich wie Jemand, der so eben eine schwere Ohnmacht überstanden hat.

„Was ist aus Ihnen geworden?“ riefen wir ihm zu. „Sind Sie krank; sind Sie verwundet? Ist Ihnen etwas geschehen?“

„Nichts, nichts,“ erwiderte er mit verlegener Miene; „ich habe Sie nicht abfahren sehen, und da ich fürchtete, mich in der Dunkelheit zu verirren, so wollte ich hier den Tag abwarten.“

Diese Erklärung kam uns so sonderbar vor, daß Niemand ein Wort hinzuzufügen wagte; wir setzten uns rasch wieder in den Wagen, wechselten aber ein bedeutungsvolles Lächeln mit einander, das mehr ausdrückte, als alle Erklärungen.

Nach einer Stunde waren wir an Ort und Stelle und drangen in die Sümpfe ein, mitten durch einen Wald von Schilf, welches unsere Häupter um mehrere Ellen überragte.

Welche Wonne! Die Becassinen fielen wie die Hagelkörner; sie lagen zur Rechten, zur Linken, vor und hinter uns.

Je weiter wir uns indessen vorwärts wagten, je dichter ward das Schilf, und je seltener unsere Schüsse, denn wir mußten uns hier mit den Händen erst den Weg bahnen, und dabei noch Achtung geben, unsere Füße nicht in den Wurzeln zu verstricken.

Bis über die Hüften im Wasser, hatte ich mich zu einer kleinen Insel durchgearbeitet; ich wischte mir eben den Schweiß von der Stirn und blickte selbstzufrieden um mich, als ich mehrere rasch auf einander folgende Flintenschüsse und den Ruf: „Ein Panther! ein Panther!“ vernahm.

Im Augenblick war meine Büchse geladen, mit gespannter Aufmerksamkeit hielt ich den Athem an. In der That bewegte und theilte sich jetzt das Schilf, und mit der Schnelligkeit des Blitzes, so daß ich kaum Zeit zum Zielen fand, jagte das Thier an mir vorüber. Bei meinem Schuß wandte es jedoch den Kopf gegen mich um, blickte mich an — wahrscheinlich mit einem Blick der Verachtung — und war verschwunden.

Jetzt waren auch meine Gefährten zu mir durchgedrungen, sehr im Ungewissen über das Resultat unsrer Büchsenschüsse.

„Das Thier ist verwundet!“ behauptete der Eine.

„Wir müssen es verfolgen!“ sagte ein Anderer.

„Wohin hat es sich gewendet?“

„Hierhin!“ „Dorthin!“

Ich that den Vorschlag, zuerst aus dem Dickicht heraus zu treten, um mit mehr Bequemlichkeit überlegen zu können.

Kaum hatten wir das schwankende Terrain verlassen, auf dem wir uns befanden, so vernahmen wir eine Art von Gewimmer und erstickten Geschrei; wir horchten genauer und schlugen die Richtung ein, aus der die Klagen herzukommen schienen. Endlich erreichten wir eine Stelle, wo das Sumpfland, obwohl auf der Oberfläche mit einem trügerischen Rasen bedeckt, immer weicher und immer gefährlicher ward. Jeder Jäger kennt dieses verrätherische

Terrain, welches immer nachgiebt, wohin der Fuß tritt, und man sucht es auf alle Weise zu meiden. Schon wollten wir umkehren, als eine Stimme mitten aus dem Morast uns um Rettung anflehte. Zugleich sahen wir in einiger Entfernung die Büsche sich bewegen und eine Hand zum Vorschein kommen, so schwarz wie die eines Negers. An einem zweiten Hülferuf, der jetzt ertönte, erkannten wir nur zu gut die Stimme unseres neuen Jagd-Gefährten: er war es, unser Nimrod; jeder Zweifel war verschwunden. Wir mußten uns mit seiner Rettung beeilen; denn je mehr Anstrengungen er machte, sich empor zu arbeiten, je tiefer versank er in den Sumpf. Wir riefen ihm zu, sich nicht zu regen, und die Arme auszubreiten, anstatt sie gerade über dem Kopf empor zu strecken wie ein Schwimmer, der die Tiefe eines Flusses erproben will.

Schilf, Kräuter, Gras und Gesträuch ausreißen, einen Damm daraus formen, uns der Art anfassen, daß wir eine Kette bildeten, deren letztes Glied bis zu jenem Verunglückten reichte, das Alles war für uns das Werk weniger Sekunden. Es war aber auch die höchste Zeit, denn der Arme steckte bereits bis zu den Achseln im Morast. Als wir ihn aber endlich mit namenlosen Anstrengungen wieder auf's feste Land geschafft, konnten wir kaum ein tolles Gelächter unterdrücken über den Anblick der Hülle von Schmutz, die ihn umgab. Vor allen Dingen mußten wir ihm ein zweites Bad anrathen, aber dies Mal in dem klaren Wasser eines vorüberfließenden Baches.

Jetzt erst dachten wir wieder an die Verfolgung unseres Panthers; aller Wahrscheinlichkeit nach war er uns durch einen Hohlweg nach dem Gebirge zu entschlüpft; da aber in dieser Richtung unsere guten Freunde, die Kabylen, hausten, und wir sogar in einiger Entfernung ihre Wohnungen und Gärten entdeckten, so gaben wir lieber das Unternehmen auf, und begnügten uns, den gewonnenen Becassinen noch ein paar Hühner und Enten hinzuzufügen.

Die Cigarre im Munde, das Gewehr über der Schulter, wollten wir eben unsern Wagen aufsuchen, als wir nicht vierzig Schritt von uns entfernt eine schwarze bewegliche Masse sahen, die wir der vorgerückten Dämmerung wegen jedoch nicht recht mehr unterscheiden konnten. „Es ist ein Hase — es ist ein Schakal — es ist ein Frischling!" lauteten die verschiedenen Meinungen; Jeder von uns war sicher, besser gesehen und richtiger gerathen zu haben, als seine Gefährten. Geschwind ließen wir die Hunde los; sie folgten der Spur, und führten uns an einen Erdbau, der eben sowohl einem Dachs als einem Fuchs angehören konnte. Da wir

jedoch von Füchsen in dieser Gegend nichts wußten, so nahmen wir an, daß es ein Dachs sei, und sofort schickten wir uns auch zur Belagerung seiner Festung an. Es war nur ein einziger Ausgang vorhanden; der Feind konnte durch keinen andern entwischen. Die Hunde schnoberten und kratzten; wir stießen mit Stöcken von drei bis vier Länge, in das Loch; da letzteres jedoch einen Winkel bildete, so erkannten wir dieses Mittel bald für unnütz. Das Feuer wäre vielleicht am wirksamsten gewesen; aber wir befanden uns dicht bei einer Scheuer voll Korn, und durften diese um eines Dachses willen nicht gefährden.

Wir vergrößerten jetzt mit einem Spaten die Oeffnung so weit, daß ein Hund hinein konnte; augenblicklich aber kehrte derselbe mit blutendem Maul zurück und wir vernahmen ein seltsames Geräusch wie von der Umdrehung eines Rades.

Die Neugier verdoppelte unsere Anstrengungen; bald war das letzte Hinderniß fortgeräumt und wir erblickten unser Wild vor uns. Sein Körper erschien uns zuerst wie der eines großen Hasen, plötzlich aber schwoll er an und ein Wald von beweglichen spitzen Stacheln erhob sich mit demselben Geräusch, das wir schon einmal gehört; wir hatten mit einem Wort ein schönes Stachelschwein, und zwar ein Stachelschwein in seiner ganzen Wuth vor uns. Es war ein Anblick, dessen vollen Genuß nur ein Jäger ermessen kann. Das Bellen und Heulen der verwundeten Hunde; das Freudengeschrei unsrer Jäger; das knisternde Geräusch der Stacheln; unsere Verlegenheit, wie wir unsern Sieg vollenden sollten; die verschiedenen Vorschläge, die ausgesprochen und wieder verworfen wurden: Alles das gab eine so lebendige Scene, daß die Erinnerung daran mich noch heute ergötzt.

Endlich machte ich den Versuch, das Thier in den Kopf zu schießen, ohne den Rumpf zu verletzen; es gelang, und wir trugen unsere Beute davon.

Um Mitternacht befanden wir uns nach einem Tage voll Mühen, aber auch voll heitrer Erlebnisse wieder in unserm Hotel zu Algier.

IX.

Garnisonleben in Oran.

Meine Gesundheit war nun vollkommen hergestellt; meine Natur hatte sich an das afrikanische Klima gewöhnt. Ohne Bedenken schloß ich mich daher einem Transport von Truppen nach Oran an. Der Anblick dieser Stadt und ihrer Bewohner, ihrer Sitten und Gebräuche, Alles war auffallend von Dem verschieden, was ich in Algier kennen gelernt. Oran liegt zu gleicher Zeit am Meeresufer und im Gebirge, und hat fast lauter niedrige Häuser; dazu sind die Straßen nicht regelmäßig unter einander verbunden, sondern laufen fast wie die Speichen eines Rades nach allen Richtungen hin aus, während die Zwischenräume durch Hohlwege, Ruinen rc. ausgefüllt sind. Es leben hier weit weniger Eingeborene, als in Algier; die Hauptbevölkerung besteht aus Spaniern und Militär, das in stetem Wechsel bald kommt, bald geht, und mich stets daran erinnerte, daß ich hier dem Kriegsschauplatz nahe war.

Gleich während der ersten Tage unternahm ich einen kleinen Ausflug an den Sig durch ein damals noch wüstes Land, das aber einst einer der glänzendsten Punkte unsrer Colonie werden wird. Die dort wohnenden Araber empfanden nicht nur bereits Vergnügen an der europäischen Cultur; nein es zeigte sich in ihrem ganzen Treiben ein entschiedenes Interesse für allerlei nützliche Einrichtungen; unter diesen aber war keine, die ihnen so imponirt und ihre Dankbarkeit in solchem Grade erregt hätte, als der Damm am Sig.

Die weite Ebene, welche man zwischen Oran und Mascara überschreitet, hatte sich von jeher durch ihre große Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Schon die Türken wandten hier eine Art von Bewässerungssystem mittelst Kanäle an, die durch das Wasser des Sig gespeist wurden, indem man dasselbe durch Dämme bis zu der erforderlichen Höhe emporstaute. Diese Dämme, unhaltbar construirt, wie sie waren, hatten oftmals schon reparirt und erneut werden müssen; zum letzten Mal waren sie vor länger als fünfzig Jahren zerstört worden, und seitdem hatte sich der Charakter der Ebene total verändert. Die Fruchtbarkeit war verschwunden; statt die eigentliche Kornkammer des Landes zu sein, war die Ebene wieder ein öder Strich Landes geworden.

Die Herstellung des Dammes, obwohl die zahlreichen Stämme,

welche die Ebene bewohnen, ihre Hülfe an Geld und Arbeit zusagten, bot große Schwierigkeiten. Die Zerstörung der frühern Bauten hatte hinlänglich die Gewalt des Stromes bewiesen, wenn derselbe durch die zahlreichen Regengüsse des Winters anschwillt. Dennoch stand das Werk von der Hand der Franzosen fast vollendet da.

Durch eine ungeheure Mauer, ganz von Bruchsteinen bis zu vierzig Fuß Höhe und sechsunddreißig Fuß Dicke aufgeführt, hat man zwei hohe Gebirge mit einander verbunden. In der Dicke dieses Mauerwerks sind Wasserleitungen angebracht, die mit Schleusenthoren versehen und mit den Kanälen an jeder Seite des Dammes in Verbindung gesetzt sind, um den allzu heftigen Strom des Wassers zur Zeit seiner Höhe aufzuhalten.

Während meiner Anwesenheit in Oran ereignete sich ein Vorfall, der den Krieg gegen die verrätherischen Stämme der Araber in dortiger Gegend von Neuem anfachte: Es fanden sich nämlich eines Tages vor dem festem Lager, das in einiger Entfernung von diesem Orte errichtet war, siebzig als Bettler gekleidete Araber ein, welche nach Art der Heiligen fromme Lieder beteten und sangen. Vor ihnen her ging eine Anzahl Kinder, die sich ganz wie ihre Väter geberdeten, und durch ihre Albernheiten die Lachlust und Heiterkeit unsrer Soldaten erregten. Diese ahnten wenig, welche Scene sich vorbereitete.

Es konnte zehn Uhr Morgens sein; der Commandant befand sich außerhalb des Lagers und sah den Uebungen der Cavallerie zu; die Offiziere und Soldaten frühstückten, und nur die Wachen standen vor den Zelten, als die Araber verlangten, in das Lager eingelassen zu werden, um dem Commandanten eine Bittschrift zu überreichen. Die Wache gestattete es den ersten, sogleich aber wollte die ganze Bande mit eindringen, und als der arme Soldat sich widersetzte, streckte ihn augenblicklich ein Pistolenschuß zu Boden. Dies war das Zeichen des Angriffs; die Araber warfen ihre Burnus zurück, griffen zu ihren verborgenen Waffen, stürzten sich in wildem Haufen auf das Zelt des Commandanten und schossen die Ehrenwache nieder, die am Eingang postirt war.

Durch den Lärm aufgeschreckt eilen die Offiziere und Soldaten herbei, aber sie sind unbewaffnet; einige fallen sogleich, andere werden verwundet; es entsteht ein allgemeines Handgemenge. Eine Anzahl von Soldaten besetzt jetzt die Ausgänge, die andern bereiten sich zur Verfolgung der Araber; man entreißt ihnen die Büchsen und greift sie zuletzt mit dem Bajonnet an. Bald liegen achtundfünfzig Leichen am Boden. Durch einen Kanonenschuß giebt man inzwischen dem Commandanten das Signal, daß seine Gegenwart im Lager dringend nöthig ist; er eilt herbei, stößt unterwegs

auf diejenigen Araber, welche nicht in das Lager haben eindringen können oder wieder daraus entflohen sind; er bemächtigte sich ihrer und führte sie zurück. Sie gestanden jetzt ein, daß sie von einem Marabut, der auch im Kampfe gefallen, aufgehetzt und angeführt worden seien. Er hatte ihnen am Abend vorher geweihtes Brod und in Wasser aufgelöstes Salz zu essen gegeben und ihnen versichert, daß diese Speise sie für die Franzosen unsichtbar und für ihre Kugeln schußfest machen würde.

Solche Ereignisse waren übrigens damals in jenen Gegenden nichts Seltenes, und die Aufregung, die dadurch unter den Truppen erzeugt wurde, eine sehr vorübergehende. Man sprach einige Tage davon, dann wurde die Sache vergessen; am wenigsten hätte man sich in dem lustigen Garnisonleben dadurch stören lassen. Fast jede Woche fanden Tanzvergnügungen statt, zu denen auch ich stets eingeladen war. Besonders erinnere ich mich noch eines Balles, den der General Lamoricière gab; er hatte mir die Ehre erwiesen, mich zu einem Anordner des Festes zu ernennen, bei welchem auch eine Lotterie zu Gunsten der Armen veranstaltet werden sollte. Unter den Gewinnen befanden sich seltsamerweise neben Pantoffeln, Börsen 2c. auch ein Panther, eine Hyäne und ein Schakal, welche die Eingebornen beigesteuert.

Der Balltag erschien; während einer Pause, die im Tanz eintrat, geschah die Ziehung und die Vertheilung der Gewinne; Jeder nahm den seinigen mit nach Hause. Der Schakal war der Frau eines Offiziers, der Panther dem englischen Consul zugefallen; beide wurden sammt ihren Käfigen an ihre neuen Bestimmungsorte transportirt. So blieb nur noch die Hyäne, die der Hauptmann Pajol gewonnen hatte, und die sich in einem großen Käfig unweit der Pferdeställe befand.

Nach ein paar Tagen wurde ich unvermuthet in's Schloß beschieden, wo ich den General traf, der eine Cigarre rauchend unter seinem großen Schnurrbart schmunzelte.

„Nun?“ redete er mich an; „haben Sie denn schon alle Gewinne ausgeliefert?“

„Ja wohl, Herr General; den letzten, einen Papagey, hat gestern Frau v. N. abholen lassen.“

„Das ist sonderbar; da sind zwei Jäger vom Hauptmann Pajol, der noch einen Gewinn zu fordern hat.“

„Welchen denn, Herr General?“

„Potz tausend, die Hyäne!“ Dabei brach er in ein helles Lachen aus, das sich beim Anblick der Verlegenheit, in die ich wegen der Ablieferung gerieth, noch steigerte. „Allons, Herr Lotterie-Commissarius,“ fuhr er fort, „machen Sie der Sache ein Ende, und liefern Sie den Gewinn aus.“

„Nun, so mögen sich die Jäger den Käfig mit sammt der Hyäne nehmen; das scheint mir das Einfachste."

„Nicht so einfach, als Sie glauben; der Käfig ist in der Mauer befestigt, und das Steinpflaster des Hofes dient ihm als Boden."

„Meiner Treu', Herr General, lassen Sie die Jäger sehen, wie sie fertig werden; der Gewinn ist da, sie mögen ihn nehmen."

„O nein, o nein, man muß ihn ihnen geben; wir müssen unsere Bedingungen einhalten!" Dabei fing er von Neuem aus Leibeskräften an zu lachen.

Ich konnte nicht widerstehen, seine laute Heiterkeit zu theilen; als mir aber einfiel, daß ich so halb und halb auf meine eigenen Kosten lachte, fand sich der Ernst rasch wieder, und der Ernst war hier wahrlich nicht das am wenigsten Scherzhafte.

Ich schlug also mit den Jägern meinen Weg nach dem Käfig ein, und der General folgte mir mit seinem Adjutanten, neugierig zu sehen, wie ich mich aus der Schlinge ziehen würde; auch freuten sie sich wahrscheinlich schon darauf, mit ihrem Gelächter und ihren Späßen von Neuem zu beginnen.

Es hielt nicht schwer zu begreifen, daß es hier keineswegs eine Kleinigkeit war, das Thier aus seinem Gewahrsam heraus zu nehmen. So oft man sich demselben näherte, zog sich die Hyäne mit wüthendem Blick in den Hintergrund zurück und war dann durch Nichts zu bewegen, diese Position zu verlassen. Das Halsband und die Eisenkette, welche die beiden Soldaten mitgebracht, waren unter diesen Umständen höchst überflüssig, denn es war unmöglich, sie dem Thier anzulegen.

Da Gewalt hier nichts ausrichten konnte, so besann ich mich auf eine List; ich ließ ein Stück Fleisch holen, das ich an einem Stock befestigte; dann nahm ich ein starkes Seil, machte eine Schlinge, die ich vor den Eingang des Käfigs hielt, und deren beide Enden ich den rechts und links stehenden Jägern in die Hand gab.

Als so meine Vorbereitungen getroffen waren, ließ ich die Thür öffnen.

Jetzt hörte plötzlich das Lachen auf, und ich konnte mich nun meinerseits an dem Erstaunen des Generals weiden.

„Aber mein Gott," rief er, „was wollen Sie thun?"

„Den Gewinn ausliefern, General!"

„Keine Thorheit! Bedenken Sie, wenn Ihnen das Thier entwischt, so kann es die Veranlassung zu einem Unglück geben."

„Fürchten Sie nichts, Herr General; das ist meine Sache."

Ich hielt das Fleisch vor die halb geöffnete Thür. Die Hyäne schnupperte erst; dann kam sie vorsichtig näher, dann dreister und



Berlin, Verlags-Comptoir (A. Dominé) Druck b. Gebr. Delius

Ein algerischer Löwe.

endlich streckte sie den Kopf vor, um zu schnappen. Dies war der Moment, den ich erwartete, die Schlinge fiel über ihren Kopf, die Soldaten zogen zu gleicher Zeit das Seil an, und das Thier war gefangen.

Das war jedoch noch nicht Alles; die Hyäne mußte auch noch bis zur Behausung des Hauptmanns geführt werden. Um nun nicht von dem Thier gebissen zu werden, empfahl ich den Soldaten auf's Strengste an, in möglichster Entfernung von einander zu gehen, und die Enden des Seiles immer weit auseinander zu halten.

Sie gingen; zuerst zögernd und zagend; nach ein paar Schritten jedoch hatten sie das Kunststück begriffen. Dennoch kamen sie mit der verhängnißvollen Hyäne nicht glücklich an Ort und Stelle. Als sie die Stadt bereits im Rücken hatten, nöthigte die Enge des Weges den armen Soldaten, dem andern etwas näher zu kommen; in Folge dessen lockerte sich die Schlinge; eine vielleicht sehr unschuldige Bewegung der Hyäne ließ beide die Fassung verlieren; sie ließen das Seil fahren, und die Hyäne, die ihre Freiheit sofort begriff, jagte davon in die Felder hinein.

Was weiter geschehen, habe ich nicht erfahren; gewiß ist, daß die Jäger ohne den betreffenden Gewinn zu ihrem Herrn zurückkehrten, obwohl ich ihnen denselben eigenhändig übergeben hatte.

Wir hatten in Oran die Einrichtung getroffen, daß immer einer von den Offizieren, denen ich mich angeschlossen, wochenweise die Regelung der Ausgaben für den gemeinschaftlichen Mittagstisch und die nöthigen Befehle an unsern Koch übernehmen sollte. Wir nannten denjenigen, den die Reihe hierzu traf, immer unsern „Küchengeneral", und seine Functionen waren wahrlich nicht leicht. Er saß bei jeder Mahlzeit gleichsam auf dem Moquirstuhl, und die Sticheleien und Spottreden regneten so zu sagen auf den unglücklichen „Küchengeneral" herab, wenn er sich seiner Aufgabe nicht mit Geist und Geschmack entledigt hatte. Auch mich traf zu meiner Zeit die Reihe, Küchengeneral zu sein, und ich hatte dabei einmal einen Succes, der mir nicht nur nach Tisch, sondern schon während der ganzen Mahlzeit die größten Lobsprüche eintrug.

Der General Lamoricière hatte von ein paar Arabern, welche aus der Wüste kamen, drei junge Strauße zum Geschenk erhalten. In Folge eines heftigen Sturmwindes war das Häuschen, in dem er sie hielt, eingefallen, und hatte eines der armen Thiere todt geschlagen. Ich befand mich gerade im Zimmer des Generals, als diesem die betrübende Todesanzeige zuging.

„Wenn man das Zeug wenigstens noch essen könnte!" sagte er.

„Es soll vorzüglich schmecken," erwiderte ich; „ich habe oft gehört und gelesen, daß das Fleisch von jungen Straußen eine

Delikatesse sei, und wenn Sie erlauben, so möchte ich wohl den Versuch wagen."

Ich lief sogleich zum Koch und befahl ihm, eine der Keulen geschickt und sauber auszuschneiden und am Spieß zu braten.

Als die Mittagsstunde da war, hörte ich wieder wie gewöhnlich von allen Seiten die Frage:

„Was giebt es heute?"

„Meiner Treu', Freunde, es war mir unmöglich, ein anderes Gericht zu finden, als eine Hammelkeule!"

„Immer den besagten Hammel! Wir leben ja von nichts als Hammelkeulen!"

„Verzeihung, meine Herren! Dies ist ein Hammel ganz besonderer Art; es ist ein Hammel vom Berge El Amria, aus der Nähe des großen Salzsee's; man hat mir dies Gericht als etwas Ausgezeichnetes empfohlen!"

Jetzt ward der Braten hereingetragen; ich saß wie auf feurigen Kohlen. Es war mein Geschäft, das Fleisch vorzuschneiden; als aber das Messer durch das dampfende Fleisch meines Hammels fuhr, und ich einen röthlichen einladenden Saft zugleich mit dem appetitlichen Duft wie von Wildpret hervorquellen sah, schwanden meine Sorgen, und ich schnitt herzhafter darauf los. Bald circulirte ein Teller mit den weiß und braunen Scheiben des Bratens.

„Meine Herren!" rief der zuerst bediente Präsident der Tafel, „das ist vorzüglich! Einen solchen Hammel lasse ich mir gefallen!"

„Hammel?" sagte ein Zweiter; „ich glaube den zartesten Rinderbraten zu speisen!"

„Ich erinnere mich," erzählte ein Anderer, „einmal einen Auerhahn gegessen zu haben, der genau denselben Geschmack hatte."

„Sonderbar, wenn ich nicht die Hammelkeule hätte tranchiren sehen, so würde ich behaupten, Rebhühnerfleisch auf dem Teller zu haben."

Nach aufgehobener Tafel hatte ich die größte Mühe, die Gesellschaft zu überzeugen, daß der Hammel vom El Amria nichts Anderes war, als einer unsrer Strauße, und ich mußte endlich, um den Beweis zu liefern, die Pfote des Thieres hereinholen lassen.

Als ich meinen Erfolg dem General mittheilte, lud er mich für den folgenden Tag zum Frühstück ein. Wir waren unser sieben zu Tisch, und es ward ein mit Trüffeln geschmortes halbes Straußei servirt. Auch dieses war wohlschmeckend; doch ziehe ich das Fleisch entschieden vor.

Während wir noch beisammen saßen und eine Cigarre rauchten, ward der Trompeter Escoffier in den Salon geführt, der so

eben durch einen Gefangenen-Austausch seine Freiheit wieder gewonnen. Alle Welt muß die Geschichte dieses braven Soldaten kennen lernen. In einem Gefecht gegen die Araber sah er plötzlich seinen Commandanten vom Pferde gerissen und fast schon in der Gewalt des Feindes. Er sprengt zu seiner Hülfe herbei und ruft:

„Schnell, Excellenz, nehmen Sie mein Pferd, Sie sind nöthiger als ich; werde ich gefangen, so ist das meine Sache!“

Der Commandant nimmt das Anerbieten an, er besteigt das Pferd, sammelt seine Leute, rettet sich und Escoffier fällt in die Hände der Araber.

Er hatte indessen während seiner Gefangenschaft nichts von seiner Heiterkeit und seinem Wohlaussehen eingebüßt, und es gewährte uns viel Vergnügen, von ihm zu erfahren, wie er beides bewahrt. Er hatte Verstand genug besessen, in der neuen Lage selbst die Mittel zu ihrer Verbesserung zu suchen und zu finden. So bemerkte er zum Beispiel, daß die Frauen Abd-el-Kaders (denn aus jener interessanten Zeit datirt meine Schilderung) sehr gern eine Art Fische aßen, die in den Bächen, worin sie sich aufhielten, schwer zu fangen waren. Er wußte sich geschickt Angeln zu verfertigen, und bald hatte der Ertrag seiner Fischerei ihm die Gunst der Damen erworben, die sich sogar so weit herabließen, mit ihm zu angeln. Durch ihre Verwendung erhielt er nun auch bessere und reichlichere Kost und ward weniger als seine Mitgefangenen zu schweren Arbeiten benutzt.

Ferner schilderte er uns die Lebensweise Abd-el-Kaders und seiner Umgebung; die ganze Zeit, die dieser nicht auf dem Pferde zubrachte — so schien es aus seiner Erzählung hervor zu gehen — war dem Gebet gewidmet; übrigens sei er von einem sehr milden Charakter, und widersetzte sich der allzu strengen Behandlung seiner Gefangenen.

Auch mit einem Mann, der längere Zeit um Abd-el-Kader gelebt, trat ich in Oran in Verbindung; es war Leon Roches, der seit 1832 in Algier war und sich hier durch seine ausgedehnten Sprachstudien bald den Namen des „Dolmetschers“ erworben hatte. Nach ein paar Jahren trat er in der That als solcher in die Dienste Abd-el-Kaders, von dem er eine sehr hohe Meinung hegte. Dieser befand sich damals in Medeah, und als Roches sich dorthin begeben wollte, ward er von den Parteigängern des Emirs gefangen genommen, geplündert, und nur mit vieler Mühe erreichte er es, daß er vor diesen selbst gestellt ward. Die edle Festigkeit seiner Rede aber ergriff Abd-el-Kader so, daß er ihm sofort die Freiheit schenkte. Jetzt erklärte Roches ihm den Zweck seiner Reise, und der Emir fand in der Offenheit seines Wesens und der Ge-

fälligkeit seiner Manieren ein solches Wohlgefallen, daß er mit Freude auf seinen Antrag einging.

Von diesem Augenblick an folgte ihm Roches auf allen seinen Feldzügen gegen die feindlichen Stämme, mit denen er im Kriege lebte; er aß mit ihm und schlief mit ihm unter seinem Zelt. So war er auch bei der Belagerung und Plünderung der Stadt Aïn-Madhi gegenwärtig.

„Die Straßen," sagte er, „waren buchstäblich mit Leichen besäet; unsere müden Arme konnten die Waffen nicht mehr tragen, und wir wateten bis zum Knöchel in Strömen Blutes. An der Seite Abd-el-Kader's kam ich in den Mittelpunkt der Stadt; hier sah ich ihn in eine offene Moschee eintreten, und ohne daß er es bemerkte, folgte ich ihm und verbarg mich hinter einer Säule, während der Emir, das Gesicht zur Erde gebeugt, in Betrachtungen und Gebeten versunken war. Lange blieb er in dieser Stellung, und an den krampfhaften Bewegungen seines Körpers erkannte ich, daß seine Seele tief erschüttert war.

„Auch ich empfand nach dem blutigen Kampfe, in dem ich mehr als zwanzig Mal einem drohenden Tode entgangen, das Bedürfniß, meine Gedanken von den wüsten Scenen des Krieges abzuwenden, und heiße Thränen strömten über mein Antlitz. Abd-el-Kader, den ich inzwischen fast vergessen hatte, erhob sich jetzt, trat zu mir, und als er meine Thränen bemerkte, sagte er sanft: „Du weinst, Du hast an Deine Mutter gedacht!" Er schloß mich mit Rührung in seine Arme; auch er hatte ja geweint und sich deren erinnert, die ihm das Leben geschenkt." —

Roches hatte eine Tochter des alten Kaïd von Medeah geheirathet. Als aber nach einigen Jahren die Feindseligkeiten mit den Franzosen erneuert wurden, konnte er es nicht mehr ertragen, mitten unter unsern Gegnern zu leben. Mit Schmerz verließ er Abd-el-Kader und seine Frau, von der er keine Kinder besaß, und ertheilte ersterem von Oran aus noch schriftlich den Rath, friedliche Verbindungen mit den Franzosen herzustellen.

Roches trat nun als Dolmetscher in die Reihen der französischen Armee ein, und erwarb sich bei jeder Gelegenheit den Ruhm eines tapfern Soldaten. Ich selbst lernte ihn ungemein schätzen und lieben, und verdanke ihm manche Stunde der interessantesten Unterhaltung.

X.

Der Magnetiseur.

Meine Wohnung in Oran lag in der gefährlichen Nachbarschaft des Pulver-Magazins, welches Munition für die ganze Provinz für einen Zeitraum von zehn Jahren in sich faßte. Täglich sah ich neue Vorräthe dahin schaffen, ein Anblick, der mich nicht allzu sehr ergötzte, besonders da uns so eben entsetzliche Neuigkeiten zugegangen waren. Auf der Halbinsel, welche den Hafen von Algier schließt, waren sämmtliche Gebäude in die Luft gesprengt worden. Ein Theil der Festungswerke, die Baulichkeiten des Hafens, das Haus des Commandanten, so wie die angrenzenden Privathäuser, Alles lag in Trümmern. Die Ursache dieses Unglücks blieb unerklärt. Abgesehen davon, daß seit vierzehn Tagen Niemand den Thurm betreten, hatte sich, so viel man wußte, eine viel zu geringe Quantität Pulvers darin befunden, um eine so schreckliche Explosion hervorbringen zu können. Es blieb nichts übrig, als anzunehmen, daß schon vor der französischen Eroberung dort ein Pulvervorrath niedergelegt worden sei, der, bisher unbekannt, dem Unfall eine solche Ausdehnung hatte geben können. Die Zahl der Opfer war dabei beträchtlich; sämmtliche Artilleristen, achtundneunzig an der Zahl, waren umgekommen, und einige vierzig andere so schwer verwundet, daß sie bald die Zahl der Todten noch vergrößerten.

Auch vom Kriegsschauplatz verlauteten beunruhigende Nachrichten. Kaum eine Tagereise von Oran entfernt, war ein Lager durch den Araberhäuptling Ben-Henni angegriffen worden. Das Haupt-Depot, wo sich alle Effekten der Offiziere und der Jäger befanden, hatte nur eine kleine Besetzung von fünfzig Mann unter dem Befehl eines Lieutenants. Diese fanden kaum Zeit genug, nach ihren Waffen zu greifen und in das Blockhaus zu flüchten; Alles wurde geplündert, zertrümmert und verbrannt; zwei junge Mädchen aber, die an einem Bach Wäsche spülten, durch den wilden Haufen, der wohl sechs- bis achthundert Mann stark war, grausam umgebracht.

Am andern Tage kamen sie von Neuem. Der Posten war jetzt zwar um einige Mann verstärkt, aber auch die Räuberbande war bis auf etwa zwölfhundert Mann angewachsen, und stand wiederum unter der Anführung des schrecklichen Ben-Henni und seines Sohnes. Es wäre für diese ein Leichtes gewesen, die kleine

Garnison zu vernichten, hätte nicht eine heldenmüthige That plötzlich Furcht und Schrecken unter ihnen verbreitet. Ein junger Lieutenant mit elf seiner Soldaten gab eine scharfe Ladung auf mehr als dreihundert arabische Reiter, und dies geschah so schnell und unerwartet, daß die Araber von Angst ergriffen wurden, auseinander stoben und zwanzig Todte und eben so viel Verwundete auf dem Platz zurückließen.

An den folgenden Tagen wurden zwar immer neue Plünderungsversuche gemacht, aber doch nichts Ernstliches mehr unternommen; dagegen verbreitete sich das Gerücht, Ben-Henni werde sich zum Sultan aufwerfen. Er hatte an seinen Bruder, der der französischen Allianz treu geblieben, geschrieben, daß wenn derselbe sich nicht augenblicklich mit all' seinem Volk zu ihm verfüge, der allmächtige Sultan Ben-Henni, der Diener des Propheten, ihn vernichten würde.

Trotz der Kriegsereignisse in unsrer Nähe brachten wir oft in einem Kreise von vier bis fünf guten Freunden unsern Abend sehr friedlich zu, gewöhnlich bei den Karten und einem Glase Wein. Auch an Damengesellschaft fehlte es uns nicht; sie waren zwar weniger zahlreich als in Algier, um so höher aber wußten wir ihre Schönheit und Anmuth zu schätzen. Unter andern lernte ich auch eine junge Spanierin, Namens Mariquita, kennen, die Braut eines meiner Bekannten. Früher ein Mädchen von blühender Gesundheit, hatte sie seit einigen Monaten angefangen, sichtlich zu verwelken. Der Glanz ihrer andalusischen Augen erlosch, der Sammet ihrer Haut war bleich geworden, und sie empfand eine allgemeine, immer wachsende Mattigkeit der Glieder.

Da ich — wenn man will — die Lächerlichkeit besaß, an Magnetismus zu glauben, und was noch mehr ist, selbst Magnetiseur war, so bat mich mein Freund, das junge Mädchen in die Kur zu nehmen, und die geheimnißvolle Wirkung an ihr zu erproben. Ich unterzog mich dieser Aufgabe nicht nur mit Vergnügen, sondern auch mit jenem festen Willen und Glauben, die bei Unternehmungen der Art unerläßlich sind. Fast jeden Abend nach dem Kaffee unterwarf ich die Patientin den Wirkungen des Fluidums. Schon zwei oder drei Sitzungen hatten hingereicht, um sie einzuschläfern, und schon nach acht Tagen beherrschte ich sie so ganz, daß ich sie fast durch meinen bloßen Willen binnen einigen Minuten in den tiefsten Schlaf versenken konnte.

Da ich indessen keinen andern Zweck hatte, als ihr die Gesundheit wieder zu geben, so hatte ich niemals auch nur den Versuch gemacht, ihr Fragen vorzulegen.

Kaum einen Monat lang befand sie sich in meiner Behandlung, als auch ihre frischen Farben wieder auf den Wangen er-

blühten, ihre Kräfte von Tag zu Tag zunahmen, als sich mit einem Wort alle Zeichen einer regelmäßigen Gesundheit wieder bei ihr einstellten.

Auch ihre Heiterkeit war mit dem Wohlbefinden wieder erwacht, und scherzend gestand sie mir eines Tages, daß sie sehr neugierig sei, die Wirkungen des Magnetismus, die sie bisher nur empfunden, nun auch einmal zu sehen. Sie bat mich deshalb, irgend Jemand in ihrer Gegenwart zu magnetisiren, und schlug mir dazu Vicenta, eine ihrer Freundinnen und Spanierin wie sie selbst, vor; ich willigte ein.

Am bestimmten Tage fand ich mich bei Mariquita, wo die Sitzung stattfinden sollte, ein. Außer Vicenta war nur jene und ein ihr verwandter Offizier meiner Bekanntschaft gegenwärtig. Als ich das Fräulein erblickte, erschrak ich bei dem Gedanken, welche Anstrengungen ich würde machen müssen. Es war ein großes, schönes, kräftiges Mädchen, mit rabenschwarzem Haar, strahlendem Teint und voller Büste, mit einem Wort eine Gestalt, wie sie, mit Recht oder Unrecht, den Ideen am wenigsten entsprach, die ich hinsichtlich meiner magnetischen Kräfte hegte.

Dennoch ging ich an's Werk. Vicenta setzte sich mir gegenüber auf's Sopha, während Mariquita mit einer Stickerei am Fenster Platz nahm, und der Offizier in einem strategischen Werke las.

Schon hatte ich eine Stunde lang alle mir zu Gebote stehenden Mittel angewendet, um sie in Schlaf zu versetzen; aber ihre großen schwarzen Augen blieben unverwandt auf mich gerichtet, und auch nicht das geringste Symptom verkündete das Vorhandensein des magnetischen Fluidums. Ich fühlte mich am Ende meiner Kräfte, und überzeugt, daß neue Versuche eben so überflüssig sein würden, wandte ich mich entmuthigt um und rief aus:

„Nein, es ist unmöglich, sie hat den Teufel im Leibe!"

Bei diesen Worten schlug der Offizier die Augen empor, und als seine Blicke zufällig den Platz am Fenster trafen, wo Mariquita saß, sagte er zu mir:

„Aber sehen Sie doch nur, sehen Sie doch nur!"

Mariquita war in einen tiefen Schlaf versunken; ihre Stickerei war den Händen entschlüpft; ihre Arme hingen schlaff herab; ihr Kopf lag hinten über. Dieser Anblick erklärte mir augenblicklich meine Machtlosigkeit über Vicenta; ich stieß sie, vielleicht etwas unsanft, bei Seite, hieß sie das Sopha verlassen und legte Mariquita auf demselben nieder. Sie war dermaßen bewegungslos, daß, hätten wir nicht die Ursache der Erstarrung gekannt, diese uns erschreckt haben würde. Da sie ohne meine Absicht das ganze magnetische Fluidum in sich aufgenommen hatte, dessen ich fähig

war, so mußte sie sich in einem ganz ausnahmsweisen Zustand befinden, und ich war daher mit Einwilligung ihres Anverwandten entschlossen, das Experiment bis auf's Aeußerste zu erproben.

Ich versuchte zuerst, ihr wieder etwas Empfindung beizubringen, indem ich sie reden ließ. Wir legten ihr einige Fragen vor, die sie alle mit Klarheit und Verstand beantwortete; aber ihre Antworten erregten gerade kein Erstaunen in uns, weil wir ihre Richtigkeit nicht sofort prüfen konnten. Erst am folgenden Tage erfuhren wir, daß sie uns die Wahrheit über das gesagt, was sich z. B. zur selben Stunde, drei Meilen von uns entfernt, im Hause des Hafen-Commandanten, zugetragen hatte.

Während wir noch mit Mariquita beschäftigt waren, hörten wir plötzlich ein Pferd vor der Thür halten, und alsbald trat ein mit Staub bedeckter Jäger ein, der dem Offizier einen Brief überreichte. In diesen eingeschlossen lag ein andrer für Mariquita von ihrem für längere Zeit abwesenden Bräutigam. Ich nahm diesen Brief, näherte mich der Schlafenden, legte ihr denselben auf die Stirn und sagte:

„Sehen Sie!"

Nach wenig Augenblicken fing ihre Brust an, höher zu schlagen, und mit bewegter Stimme flüsterte sie:

„O Gaston! Gaston!"

„Nun, was sehen Sie?" fragte ich.

Sie wiederholte nur immer: „Gaston, Gaston! Er kommt; ich sehe ihn!"

„Wo befindet er sich?"

„Ganz nahe von hier, an einem Brunnen; er tränkt sein Pferd; in einer Stunde ist er hier!"

Wir wußten, daß Gaston mit seiner Schwadron für länger als drei Monat abgereist, so daß Mariquita's Vision uns wenig Vertrauen einflößte.

„Sie irren sich," sagte ich, „Gaston ist jenseit Tlemcen in der Wüste; Sie können ihn nicht sehen!"

„Doch, doch," entgegnete sie, „ich sehe ihn, und hören Sie nur, was er mir schreibt." Dabei begann sie geläufig einen spanischen Satz herzusagen, mit dem, wie sie sagte, der Brief begann, und der in der That Gaston's baldige Rückkunft verhieß.

„Das ist zu arg," sagte jetzt der Offizier, indem er den Brief von ihrer Stirn fortnahm; „ich muß sehen, ob das wahr ist."

Er erbrach das Siegel, und wir lasen zu unserm Erstaunen Wort für Wort dasselbe, was Mariquita uns gesagt.

Ich nahm den Brief jetzt zu mir, steckte ihn in meine Tasche, und begann Mariquita zu wecken, neugierig ob sie sich bei ihrem Erwachen dessen erinnern würde, was so eben vorgefallen war.

Bald schlug sie die Augen auf; sie war etwas verwundert, sich auf dem Sopha zu sehen, setzte sich aber, ohne irgend eine Frage zu thun, wieder an ihre Arbeit.

Nach etwa zehn Minuten gaben wir ihr den Brief, den sie mit derselben Freude und Ueberraschung las, wie vorhin; nur schien sie überrascht, daß das Siegel erbrochen war, und trotz unsrer Versicherung, nichts gelesen zu haben, war sie über diese scheinbare Indiscretion etwas empfindlich.

Nach einer Stunde war wirklich Gaston in unsrer Mitte, und erzählte uns, wie ihm der Befehl der Rückkehr so rasch zugegangen sei. Auch hatte er thatsächlich eine Stunde zuvor am Brunnen gehalten und sein Pferd getränkt. Mariquita war hellsehend gewesen, das unterlag keinem Zweifel mehr.

Auch mit einigen andern Personen stellte ich Versuche an, die ein nicht weniger günstiges Resultat lieferten. Bei einer solchen Gelegenheit gab es einmal eine höchst scherzhafte Scene.

Ein Hauptmann, ein echter Freigeist, aber von sehr brennbarem Herzen, verspottete alle unsere „Faxen“, wie er sich ausdrückte, und behauptete, daß keiner der Magnetisirten wirklich schliefe. Er würde nicht eher an die Sache glauben, als bis der Versuch an einer Person gemacht sei, die er selbst vorschlagen würde, und in deren volle Offenherzigkeit er keinen Zweifel setze.

Diese Person war ein junges Mädchen, mit welcher er in einem zärtlichen Verhältniß stand. Sie schlief alsbald ein und ward mit dem Hauptmann in Verbindung gesetzt. Kaum jedoch berührte er ihre Hand, als ihr Antlitz, für gewöhnlich so sanft und ruhig, einen fast zornigen und leidenschaftlichen Ausdruck annahm.

„Sie sind es!“ rief sie; „was wollen Sie von mir? Rühren Sie mich nicht an! Ich will kein Wort mehr von Ihnen hören! Gehen Sie, gehen Sie zu Louise, und wiederholen Sie, was Sie ihr gestern Abend sagten: daß Sie für alle Ewigkeit nur sie lieben, und daß ich nichts bin, als eine kleine dumme Närrin! Ich mag Sie nicht mehr sehen! Entfernen Sie sich augenblicklich!“

Unser unglücklicher Hauptmann ward bei dieser Fluth von Vorwürfen roth wie die Aufschläge seines Rockes; er wußte nicht, ob er lachen oder böse werden sollte.

„Sind Sie auch ganz sicher, daß sie schläft?“ fragte er mit unruhiger Miene.

„Sie werden sich davon überzeugen,“ erwiderte ich, und weckte das junge Mädchen. Ihre Züge nahmen allmälig wieder ihre natürliche Sanftmuth und Heiterkeit an, und als sie die Augen öffnete, hängte sie sich wieder zärtlich erröthend an den Arm ihres treulosen Hauptmanns, der keine Versuchung mehr fühlte, sie wieder

magnetisiren zu lassen, weil er, wie er sagte, volles Vertrauen in den Magnetismus setzte. —

Binnen acht Tagen wurde ich in Oran Zeuge zweier Hinrichtungen; eines Soldaten, der erschossen, und eines Arabers, dem der Kopf abgeschnitten ward. Der erste kam mit festem Schritt und offnem Blick zwischen zwei Reihen von Soldaten, seiner Freunde und Kameraden, daher. Entschlossen legte er seine Kleider ab; stolz kreuzte er die Arme auf der Brust; ohne zu zittern sah er in den offnen Schlund der auf ihn gerichteten Kanonen; stehend und ohne das mindeste Zagen empfing er den Tod.

Der Andere bestieg das Schaffot, von Soldaten eskortirt, die er haßte; das Volk, welches sich hinzudrängte, gab kein Zeichen des Mitleids oder der Theilnahme; selbst die Araber schienen ihn zu meiden, und kein Blick der Liebe ermuthigte ihn auf seinem letzten Gange. Ein Jude folgte ihm der Sitte gemäß, indem er Beschimpfungen gegen ihn ausstieß und ihn wegen des Verrathes schmähete, den er an der französischen Fahne verübt.

Dennoch schien er selbst die ganze Scene, in welcher er doch die Hauptrolle spielte, kaum zu beachten; er richtete die Blicke und die Hände zum Himmel empor, und schritt dahin wie ein Priester, der dem Höchsten ein Opfer darbringen will. In seinem Auge glühte Begeisterung, und seine Stimme, mit welcher er fromme Lieder sang, hatte etwas Feierliches. Auf dem Schaffot angekommen, forderte er ein wenig Wasser zum Trinken, legte dann den Burnus ab und setzte sich nieder, wie um eine Pfeife zu rauchen. Jetzt richtete er den Kopf erst zum Himmel empor, ließ ihn dann wieder auf die Brust herabsinken und bot den Nacken dem Schwert des Scharfrichters dar. Die Gewalt des Schlages warf den Unglücklichen um; dennoch war selbst beim zweiten Schlage der Kopf noch nicht zur Hälfte herunter. Da richtete sich — noch jetzt bricht mir bei dem Gedanken daran ein kalter Schweiß aus — der Leichnam auf seine Füße empor, that zwei Schritt vorwärts gegen den Henker und sagte: „Ungeschickter, verstehst Du Dein Handwerk nicht besser? Mohamed wird Dich bestrafen!“ Dann taumelte er nieder in einen See von Blut, sein Kopf sank herab, ward aber erst beim fünften Schlage vom Rumpf getrennt.

Was läßt sich von diesen beiden Todten sagen? Der erste starb als ein tapfrer Mann; der zweite wie ein fanatischer Schwärmer.

XI.

Reise=Erlebnisse zwischen Mascara und Mostaganem.

Auf Veranlassung der oben angedeuteten Kriegsunruhen, welche immer weiter um sich griffen, sollte ein neuer Truppentransport nach Mascara stattfinden, dem auch ich mich anschloß, weil viele meiner besten Freunde dabei betheiligt waren. Unser Weg führte uns über den schon oben erwähnten Sig; wir schlugen hier unser Lager für die Nacht auf, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, in dem milden, lauen Wasser ein Bad zu nehmen. Beim Abendessen setzten wir uns in den kühlenden Schatten eines riesengroßen Oelbaums; denn die Hitze war so groß, daß die Brodkrume an der Luft erhärtete, als ob sie im Feuer geröstet sei, und vor der Menge der Fliegen, mit denen wir unser Mahl theilen mußten, konnten wir kaum erkennen, was wir speisten; auch waren unsre Gesichter so damit bedeckt, daß man uns hätte für Neger halten können.

Um Mitternacht erwachte ich mit einem heftigen Fieberanfall; hatte ich mich vielleicht im Bade erkältet? Abwechselnd schüttelten mich Frost und Hitze; ich schloß kein Auge mehr, und es gehörte einiger Muth dazu, am nächsten Morgen die Reise fortzusetzen. Kaum konnte ich mich auf dem Pferde erhalten, und als wir auf der Hälfte des Weges an ein einzeln liegendes Gasthaus kamen, bat ich einen meiner Freunde, hier mit mir zurück zu bleiben und mich ein paar Stunden der Ruhe genießen zu lassen. Ich legte mich auf einen Tisch, hüllte mich in meinen Burnus, denn trotz der Wärme zitterte ich wie Espenlaub, und machte die größte Anstrengung, ein wenig einzuschlummern. Unmöglich! die Fliegen belagerten mich förmlich, und da mir endlich die Kräfte fehlten, sie immer wieder fortzujagen, so ließen sie sich zuletzt auf meinem Gesicht gleichsam häuslich nieder.

Mein Freund, der in einem Seitenzimmer gefrühstückt hatte und jetzt hereintrat, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, ward von meiner Regungslosigkeit, und ich würde sagen, von meiner Blässe, wenn er dieselbe unter der mich bedeckenden Fliegenmaske hätte erkennen können, so erschreckt, daß er auf mich zustürzte, mich mit bewegter Stimme rief und mir die Hand schüttelte, um zu erfahren, ob ich schliefe oder todt sei. Willenlos ließ ich mich wieder auf mein Pferd setzen, und erst, als wir mit der eintretenden größern Kühle des Abends Mascara nahe waren, fühlte

ich mich wieder etwas kräftiger. Gärten, Weinberge und Feigenpflanzungen umgaben die Stadt; zu unsrer Rechten breitete sich die reiche Ebene Eghris aus, und vor uns glänzten die weißen Mauern Mascara's, von der sinkenden Sonne mit einem leichten rosigen Schimmer angehaucht. Im Augenblick, wo diese hinter dem Horizont verschwand, sprangen die uns begleitenden Araber vom Pferde, beugten die Knie zur Erde, erhoben die Hände zum Himmel und verrichteten mit lauter Stimme ein Gebet.

Es war nicht das erste Mal, daß ich Zeuge war, wie die Eingebornen beim Sonnenauf- oder Niedergang dem Schöpfer ihre Verehrung darbrachten; aber, lag es an meiner durch das Unwohlsein weichern Gemüthsstimmung, oder an der wunderbaren Naturschönheit, die sich vor uns entfaltete, nie war ich so tief ergriffen worden, wie heute. Es lag in diesem Dankgebet an das Gestirn, welches sie durch die Wüste geleitet, etwas unbeschreiblich Rührendes, Ursprüngliches.

In Mascara angelangt, erholte ich mich rascher, als ich selbst erwartete; ein paar Nächte erquickenden Schlafs in einem guten Bett hatten mich in der That bald wieder in den Stand gesetzt, an meine Weiterreise zu denken, die mich von hier nach Mostaganem führen sollte. Da ich auf dieser Tour das Gebiet Chedli's, des Aga's der Chougran's und eins der treusten Verbündeten der Franzosen, berühren mußte, so hatte ich mir vom General Lamoricière einen Empfehlungsbrief an denselben ausgebeten, und dem Aga übersandt, welcher wenige Meilen von Mascara eben seine Ernten beaufsichtigte. Er ließ mir sagen, daß ich ihm willkommen sei, und ihm nur den Tag meiner Ankunft genau bestimmen möchte. Mit mir reisten ein paar Offiziere meiner Bekanntschaft, ein Soldat, der unser Gepäck besorgte, ein Diener und einige mit unserm Schutz beauftragte Araber; außerdem für die ersten Meilen noch der Kaïd von Mascara, der uns das Geleit bis zum Territorium Chedli's geben wollte.

Als wir uns der Grenze näherten, erblickten wir in der That schon den Aga mit seinem Gefolge, der uns entgegenkam; er ritt ein prächtiges schwarzes Füllen, mit Gold, Seide und Stickereien glänzend herausgeputzt, auf dem er, als er unser gewahr ward, die üblichen Reiterkunststücke zu unserm Willkommen ausführte. Chedli war einer der wohlhabendsten arabischen Herren, und galt außerdem für einen sehr kenntnißreichen Mann; zu wiederholten Malen war er in Mekka gewesen, hatte Europa, besonders Frankreich besucht, und sprach sehr gern von diesen Reisen. Sein Alter mochte sich auf etwa fünfzig Jahre belaufen; er hatte ein sehr markirtes Gesicht und schwarze durchdringende Augen; die Nase aber war schmal und lang: das Kennzeichen der vornehmern ara-

bischen Racen; in seinen Bart mischte sich hie und da ein graues Härchen; sein Wuchs war hoch, und jede Bewegung kündigte den überlegenen Mann von guter Erziehung an.

Nachdem wir einander die Hände geschüttelt, schlugen wir den Weg zu seinem Lager ein. Nicht weit davon, an einem mit Rosenlorbeern eingefaßten Bach, war für uns ein Zelt aufgeschlagen, und die kostbarsten Teppiche und Kissen lagen darin ausgebreitet. Wir überließen unsere Pferde ein paar schwarzen Sklaven, die zu diesem Zweck unbeweglich wie Pfähle vor dem Zelte standen, legten unsere Waffen ab und setzten uns nach orientalischer Sitte auf die Kissen nieder.

Obwohl ich einige arabische Phrasen verstand, und wir uns auch durch das Französische zur Noth verständigen konnten, so war doch unsere Unterhaltung keine sehr lebhafte. Chedli erzählte nur, daß er an einem heftigen Rheumatismus in der linken Schulter leide, daß er uns aber dennoch das Geleit bis zu seiner Grenze geben würde.

Während dieses Gespräches ging eine Prozession von mehr oder weniger bekleideten, schwarzen Sklaven an uns vorüber; sie trugen auf ihren Köpfen ungeheure Schüsseln und dickbäuchige Kasserollen, die sie in der Mitte des Zeltes niedersetzten. Zwei kräftige Männer folgten ihnen, auf der Schulter einen am Spieß gebratenen Hammel von einladendem Geruch und schöner Farbe. Er ward auf einem hölzernen Präsentirteller von der Größe eines ansehnlichen Tisches niedergelegt, und nachdem noch ein einfacher Teppich vor uns ausgebreitet lag, zerlegte ein Araber das Fleisch mit Hülfe seiner schwarzbraunen Finger und eines kurzen Messers, das er im Gürtel trug. Mit vielem Geschick ordnete er die abgeschnittenen Scheiben rings um die Schüssel, indem er jeder derselben ein Stückchen Leber beilegte. Zum Zeichen, daß die Mahlzeit beginnen sollte, zerbrach und reichte uns jetzt der Aga das dünne, kuchenartige Brod, worauf wir mit unsern Händen nach Belieben zulangten. Als wir zum zweiten Male von dem Braten essen wollten, verschwand derselbe auf einen Wink unseres Wirthes, und ward durch eine große Schüssel ersetzt, in welcher duftende und dampfende Kartoffeln zierlich um ein neues Stück Hammelfleisch geordnet waren. Wir tauchten unsere Finger wiederum in die Speisen ein, und ich muß bemerken, daß die Wärme gerade groß genug war, um den Gaumen zu ergötzen, ohne die Finger zu verbrennen. Wir vermißten nichts als den Wein. Statt seiner stand in einer großen silbernen Vase das krystallklare Wasser des Baches; Jeder führte es der Reihe nach an seine Lippen, wobei ich das Glück hatte, der Erste zu sein. Sobald unser Wirth bemerkte, daß wir den Kartoffeln zu fleißig zusprachen, erschien ein Kastaniengericht, aber-

mals mit Hammelfleisch zubereitet; dann kamen Erbsen mit Hammelfleisch, und endlich das Dessert, welches in Kuchen und Honig bestand.

Nach Tisch ward ein silbernes Waschbecken und ein silberner Topf mit duftender Seifen-Essenz umhergereicht, deren wir nach unserer eben vollbrachten Handarbeit allerdings sehr bedürftig waren. Beim Kaffee erwartete ich, daß man uns Pfeifen bringen würde, aber Chedli erklärte: Marabuts und solche Gläubigen, welche die Reise nach Mekka gemacht, huldigten diesem Laster nicht, und mit großer Verachtung sprach er von den Arabern und Türken, zu deren täglichen Gewohnheiten das Rauchen gehöre.

Da ich weder Türke noch Araber bin, so bezog ich diese Rede nicht auf mich, sondern nahm aus meiner Tasche eine Cigarre hervor, die ich ohne Umstände anzündete. Als ich dem Aga mein Compliment über die treffliche Mahlzeit machte, die er uns servirt, sagte er mir, daß in seiner Küche nur Frauen angestellt seien; die Kartoffeln aber hätte er dem Marschall Bugeaud zu Ehren kochen lassen, dem er das Versprechen geleistet, sie auf seinen Ländereien zu bauen.

Da wir heute noch mehr als ein Dutzend Meilen zurücklegen mußten, so war es die höchste Zeit aufzubrechen; der Aga ließ daher seine goldenen Sporen und Reitbügel, und seine gestickten rothen Maroquin-Stiefeln bringen, und bald saßen wir im Sattel. Wir mußten uns zuerst auf schmalen Pfaden zwischen steilen, unwirthsamen Felsen hindurcharbeiten, und nachdem wir zuletzt eine enge Felsenspalte hinabgeklettert waren, wo Niemand vermuthen sollte, daß ein menschlicher Fuß sich hinwagt, standen wir plötzlich wie durch ein Wunder der Mährchenwelt vor einem blühenden Garten mit Feigen-, Granat- und Aprikosenbäumen und allen nur denkbaren, duftenden Blumen. Am Eingang fanden wir Sklaven mit Weintrauben und Orangen, eine Ueberraschung, für die wir dem Aga bei der drückenden Hitze sehr dankbar waren.

Als wir dieses Paradies verlassen, lag wieder das öde, rauhe Gebirge vor uns, und nur die zuvorkommende Aufmerksamkeit unseres Führers, der uns überall die zugänglichsten Pfade wies, konnte uns die Beschwerden einigermaßen erleichtern. Stundenlang ging es so fort, ohne daß das Auge eine andere Farbe entdeckte, als das düstere Grau des Gesteins, auf dem auch nicht ein grünes Hälmchen sproßte. Dann wieder ritten wir zwischen unabsehbaren Ebenen hin, die sich zu unsrer Rechten und Linken ausdehnten; aber diese Ebenen boten einen noch traurigeren Anblick der Oede und der Verwüstung dar, als das unfruchtbare Gebirge. Der Boden war nämlich mit einer drei Zoll dicken Lage von Heuschrecken bedeckt, die jede Spur von Vegetation vernichtet hatten.

Die Bäume standen kahl da wie Todtengerippe, und so weit das Auge reichte, sah man nichts als diese gräulichen Insekten; die Pferde gingen bis an den Knöcheln darin, und zerquetschten sie unter ihren Tritten. Man muß diese Landplage selbst gesehen haben, um den ganzen Ekel und Schrecken zu begreifen, den sie einflößt. Zwei Meilen reichte diese Landplage; als ich aber Chedli mein Bedauern über die Verwüstung aussprach, wandte er nur die Augen gen Himmel und sagte: „Gott ist groß!" Der einzige Trost, der den Besitzern solcher Ländereien bleibt, ist, daß die unheilvolle Schaar, wo sie sich einmal niedergelassen hat, sterben muß, ohne sich wieder erheben zu können, und daß sie mit ihren Leichen für das nächste Jahr die Felder düngt, die sie verheert hat.

Sobald die Araber diese scheußlichen Schwärme wie Gewitterwolken in der Luft über sich schweben sehen, vereinigen sie sich in großer Menge, schwingen ihre Burnus über sich in der Luft, und zuweilen gelingt es ihnen, sie dadurch von ihren eigenen Feldern abzuwehren, und auf die ihrer Nachbarn zu lenken.

Als wir diese öden Strecken hinter uns hatten, hörten wir plötzlich den raschen Galopp von Pferden; wir blickten uns um und sahen, wie durch einen Zauber aus dem Boden gestiegen, eine Menge von Reitern. Hinter jedem Felsen, hinter jedem Baum hervor kamen neue Schaaren. Unter andern Umständen wäre dies kein sehr erfreulicher Anblick für uns gewesen; hier aber in Mitten eines befreundeten Stammes, durch den Aga selbst geführt, konnte diese Erscheinung nichts als ein Ehrenzeichen für uns sein. Einer nach dem Andern sprangen die Reiter von ihren Pferden, und küßten ihrem Chef die Hand. Unter der Menge von weißen und braunen Burnus, Haïks und pyramidenförmigen Strohhüten fiel mir ein Reiter auf, der jünger war, als die andern, und ein schöneres und eleganter aufgeschirrtes Pferd ritt. Er näherte sich in Begleitung eines ganz in Weiß gekleideten Greises dem Aga; anstatt aber vom Pferde zu steigen und ihm die Hand zu küssen, warf er sich ihm um den Hals; ebenso machte es sein Begleiter. Sogleich wandte sich Chedli zu mir und stellte mir seinen Sohn und den Taleb, dessen Lehrer, vor; ich grüßte diesen ehrfurchtsvoll und reichte jenem die Hand.

Wir befanden uns jetzt am Saum eines kleinen Tamarinden-Gehölzes, wo wir abstiegen und uns auf den Teppichen lagerten, die man für uns ausgebreitet hatte. Ich vermuthete, daß der Aga uns hier zum zweiten Mal bewirthen würde, und richtig, es ward wieder der unvermeidliche Hammelbraten aufgetragen. Die Speisen schienen mir indessen weit weniger appetitlich zubereitet, und die Bedienung weniger sorgsam, als am Morgen, namentlich empfand

ich nicht die mindeste Lust, von dem trüben, kalkigen Wasser zu trinken, welches ich zu diesem Zweck in eine Schale gießen sah; auch meine Gefährten streckten die Zunge heraus, indem sie den fetten, teigigen Kuskussu hinunterwürgten. Ich verstand ihr Leiden nur zu gut, da ich es ja theilte, und da die Charlatanerie selbst unter Arabern zuweilen nützlich ist, so sagte ich dem Aga, daß ich einen trefflichen Syrup gegen den Rheumatismus besäße und versuchen wollte, ihn zu heilen. Ich ließ also meinen Flaschenbehälter holen, und wählte eine Flasche Anisette aus, an die ich schon den ganzen Morgen über mit zarter Sehnsucht gedacht. Einige Tropfen davon goß ich in die hohle Hand eines Negers, und nachdem ich den Arm des Aga hatte entblößen lassen, ließ ich denselben mit der Flüssigkeit einreiben. Die Operation schien ihm zu gefallen, denn er ließ sie noch einmal wiederholen. Da ich jedoch fürchtete, daß am Ende der ganze Vorrath zu Einreibungen verbraucht würde, so sagte ich, daß man zur Vervollständigung der Kur auch etwas von dem Syrup mit Wasser vermischt, trinken müßte. Dieses Getränk mundete dem Aga so wohl, daß er alle seine Nachbarn, besonders seinen Sohn davon kosten ließ; wir thaten ein Gleiches, und ich sah den Augenblick nahen, wo die ganze Flasche verschwinden würde.

Wir mußten heute noch die weite Ebene Habra überschreiten, und da der Aga nicht wünschte, daß uns die Nacht überraschte, der vielen Löwen, die in diesen Gegenden leben, und der Kabylen halber, so rieth er uns selbst, aufzubrechen. Vor wenigen Tagen hatte namlich der Oberst Pelissier nahe an zwölfhundert aufständische Kabylen, Männer, Frauen und Kinder in einer Höhle, aus der sie nicht hervorkommen wollten, um sich zu ergeben, wie Füchse durch Dampf ersticken lassen. Nicht einer war entkommen; zwei Tage später hatte man alle ihre Leichen hervorgezogen.

Ehe wir vom Aga Abschied nahmen, ließ er uns durch den Taleb noch einen Brief schreiben, indem er uns sagte, daß er in dem Stamm der Borghia's über zwei Reiter zu befehlen hätte, die uns auf sichern Wegen nach Mostaganem führen sollten, und daß der Kaïd selbst, der eben gegenwärtig war, mit uns zu den Borghia's reiten werde.

Dieser Kaïd gefiel mir ganz und gar nicht. Er war von sehr verschlossenem Wesen, redete kein Wort, und hatte meinen Anisette ausgeschlagen, was mir kein Vertrauen zu ihm einflößte. Er brachte uns jedoch glücklich bis an das andere Ufer eines vorbeiströmenden Flusses; dann aber fing er an, zum Schein allerlei Reiterkunststücke zu machen, und endlich galoppirte er davon und ließ uns allein. Wir standen am Saum der Ebene Habra; dies ist eine weite Wüste, dem Anschein nach ein unabsehbares Meer,

auf welchem die weißgetünchten Marabuts, die man von Zeit zu Zeit erblickte, sehr gut die Stelle der Segel vertraten. In Ermangelung eines andern Führers mußte uns nun die Sonne den Weg weisen, und wir hatten uns bereits über die Abwesenheit des Kaïds getröstet, als wir ihn plötzlich zu uns zurückkommen sahen, indem er allerlei Gesten mit seinem Strohhut machte, wie um uns anzuzeigen, daß wir uns links wenden möchten. Dabei rief er einmal über das andere: „Kobaïles! Kobaïles!“ Ich weiß nicht, ob er uns nur in Schrecken jagen und sich an unsrer Furcht weiden wollte; gewiß ist, daß ich nirgends einen Kabylen bemerkte. Als wir ungefähr den vierten Theil der Ebene zurückgelegt hatten, hieß er uns abermals die Richtung nach links einschlagen, so daß wir augenscheinlich ganz von unserm Wege abgelenkt wurden. Wir wollten reden, aber es blieb unmöglich, uns ihm verständlich zu machen, wobei von seiner Seite offenbar viel böser Wille im Spiel war. Statt jeder Antwort zeigte er uns nur die im Sinken begriffene Sonne, und als ich ihn an die uns verheißenen zwei Reiter erinnerte, sagte er: „Chouïa, Chouïa!“ (sogleich, sogleich!) Dabei aber blieb es.

Endlich erreichten wir ein aus etwa dreißig Zelten bestehendes arabisches Lager, in welchem wir unsern Kaïd verschwinden sahen. Nach Verlauf einer Viertelstunde kam er wieder, und ich beeilte mich, ihm die Worte zu wiederholen: „Carta el aga! zoudje cavaliers!“ (Der Brief des Aga und unsere beiden Reiter!). Er bedeutete uns dagegen, daß im Lager schon Alles schliefe, und daß wir jetzt weiter reiten müßten. Wie leid that es mir, daß ich der arabischen Sprache nicht mächtig war, um ihm sagen zu können, daß er seine Bosheit noch bereuen solle. Wie aber die Sachen standen, so blieb mir eben nichts anders übrig, als ihm in der Richtung zu folgen, die er uns angab. Es war immer noch besser, uns ihm anzuvertrauen, der für unsere Sicherheit verantwortlich war, als uns allein auf's Ungewisse in die unbekannte, pfadlose Wüste zu wagen. Wir waren halb todt vor Ermattung und Hitze; unsere Pferde waren seit länger als zwölf Stunden auf den Beinen; auch redeten wir schon lange kein Wort mehr mit einander, sondern Jeder hing schweigend seinen Gedanken nach.

Nach einiger Zeit kamen wir wieder an ein arabisches Lager; der Kaïd ging darauf zu und gab uns ein Zeichen, ihn zu erwarten; wir sahen ihn eine Viertelstunde lebhaft mit den Bewohnern reden; dann kam statt seiner ein andrer Araber zu uns, und gab sich als unsern neuen Führer zu erkennen. Dieser schlug abermals eine andere Richtung ein, indem er nach der Sonne am Horizonte wies, um uns klar zu machen, daß wir sie zu unsrer Linken lassen müßten. Wir verließen jetzt den sandigen Theil der

Ebene, um die von der Sonne ausgetrockneten Sümpfe zu betreten; die obere Kruste derselben brach unter den Tritten der Pferde ein, und die armen Thiere versanken oft bis zum Knie in die Erdspalten, zerrissen sich die Haut und ermüdeten sich zwiefach.

So lange der Kaïd unser Begleiter war, hatten wir noch einigermaßen an die Richtigkeit des Weges geglaubt, den wir verfolgten; jetzt aber bemächtigte sich unser Aller das entschiedenste Mißtrauen, und als auch unser neuer Führer Miene machte, in einem arabischen Lager zu verschwinden, welches sich in der Ferne zeigte, riß mir endlich die Geduld. Ich gab meinem Pferde die Sporen, holte den Flüchtigen in wenigen Minuten ein und versetzte ihm einen derben Faustschlag in's Genick. Ehe er noch Zeit gewann, nach seiner Büchse zu greifen, hielt ich ihm schon den Lauf meiner Pistole an die Brust, indem ich zornig ausrief: „El treck Mostaganem, el treck Mostaganem!" (Den Weg nach Mostaganem, den Weg nach Mostaganem!). Er wollte noch widersprechen, aber meine Gesten wurden jetzt so ausdrucksvoll, daß er schweigend dieselbe Richtung nahm, von der er uns bisher abgewandt hatte. Wir hießen ihn nun uns voran schreiten, um ihn im Auge behalten zu können, und verboten ihm, mit irgend Jemand unterwegs ein Wort zu reden. Dabei wiederholten wir ihm mit drohenden Geberden das Wort „Mostaganem"; so setzte sich unser Zug abermals in Bewegung. Wir hatten bereits eine beträchtliche Zeit verloren; die Sonne verschwand eben hinter dem Horizont, und wir waren noch immer nicht am Rande der Ebene. Unweit eines kleinen Gehölzes stießen wir auf ein Dutzend Eingeborene, die ihrem Lager zuzueilen schienen. Unser Führer hätte für sein Leben gern eine Unterhaltung mit ihnen angeknüpft; aber ein kräftiger Schlag von meiner Hand auf seine Schulter erinnerte ihn an seine Pflicht.

Etwas weiterhin begegnete uns ein Maure mit seiner Frau und zwei Kindern, die uns um Wasser ansprachen. Hätten wir nur selbst welches gehabt, so würden wir es von Herzen gern den armen kleinen Wesen geopfert haben, die vor Hitze ganz erschöpft schienen. Dieser Maure hatte das Ansehen eines braven Menschen, und ich fragte ihn daher, wie weit es noch bis Mostaganem sei. Er gab mir die Entfernung noch auf sechs Meilen an, und ertheilte uns den Rath, lieber zu übernachten, wo wir wären, als uns weiter in das Gehölz zu wagen, wo man vor Löwen und Kabylen keinen Augenblick sicher sei. Sogleich stieß unser arabischer Diener, dessen lebhafte Einbildungskraft die geschilderten Gefahren schon vor sich sah, das Geschrei: „Sbaah! Sbaah! Kobaïles, Kobaïles!" (Löwen! Kabylen!) aus, und flehte uns an, nicht weiter zu gehen.

Da wir auch ohne ihn — denn auf seinen Muth war nicht zu zählen — noch immer unser Fünf waren, so konnten wir es allenfalls mit zehn Kabylen aufnehmen; und was die Löwen betrifft, so waren wir der Meinung, daß sie uns nicht beleidigen würden, wenn wir selbst ihnen nur hübsch höflich begegneten. Alles dies erwogen, setzten wir unsern Weg fort. Wir hatten den Rand des Gehölzes schon erreicht, als unser Diener wieder anfing „Kobaïles! Kobaïles!“ zu schreien. Es war schwer zu sagen, ob er wahr oder falsch redete; denn obwohl ich nichts bemerkte, so wußte ich doch, daß die Araber wie die Katzen auch im Finstern sehen. Einige Schritt weiter unterschied ich in der That weiße Burnus, die sich uns näherten. Es waren etwa acht Mann, von denen drei zu Pferde saßen. Vielleicht waren sie wie wir nur friedliche Reisende; vielleicht waren sie wirklich Räuber; aber sie glaubten, es nicht mit uns wagen zu können, und so ging die Begegnung ohne jede Gefahr vorüber.

Jetzt hatten wir nur noch drei Meilen zu machen; aber diese drei Meilen wollten kein Ende nehmen. Ich kann die Ungeduld und die Langeweile nicht beschreiben, die man empfindet, wenn man seit vierzehn Stunden zu Pferde ist; wenn man seit zwei Stunden kaum die nächsten Gegenstände mehr unterscheidet, und die Knie des armen Thieres unter sich wanken fühlt. Unser Ziel schien vor uns zu fliehen.

Endlich zeigte unser Führer mit dem Finger auf einen dunkeln Gegenstand, der sich seitwärts von einem Hügel schwarz auf dem tiefblauen Himmel abzeichnete. „Mazagran!“ sagte er mit rauher Stimme. „Mazagran!“ wiederholte ich voll Freude. „Muth, so haben wir nur noch eine Meile vor uns!“

Auch diese letzte Meile lag endlich hinter uns, und wir durchschritten das Thor von Mastaganem; die ersehnte Ruhe aber sollte uns noch immer nicht werden.

Der Kommandant, den wir sogleich von unsrer Ankunft in Kenntniß setzten, ließ die freundliche Einladung an uns ergehen, in seinem Hause als seine Gäste einzukehren. Wie fast alle Häuser Mastaganems aber war auch das seinige nur von Schilf errichtet, und mit einer mehr oder weniger soliden Lage von Gyps überzogen. Durch die Hitze und Trockenheit bekommen diese leichten Mauern nun sehr bald Risse und Spalten, und werden dadurch der Sammelplatz einer Menge von Reptilien, deren Zahl noch weit größer sein würde, wenn nicht die Störche, die hier mit dem Menschen im besten Einverständniß leben, einigermaßen unter ihnen aufräumten.

Mein Zimmer lag neben dem des Kommandanten, und wir hatten die Thür offen gelassen, um während des Auskleidens noch

mit einander plaudern zu können. Plötzlich höre ich ihn einen Schrei ausstoßen; ich springe hinzu, und siehe da, in seinem Bett, dessen Decke er so eben zurückgeschlagen, liegt in sich zusammengerollt eine ungeheure Schlange. Der herbeigerufene Diener griff sie sogleich mit Zangen an, und warf sie in den Hof hinab, wo ein Storch sie sogleich zu seiner Beute erwählte.

Endlich war auch dieses Abenteuer überstanden, und ich hoffte doch nun, die heiß ersehnte Ruhe zu finden. Vergebens! Kaum im Bett, so fühlte ich durch den ganzen Körper eine Aufregung und Reizbarkeit, die sich von Minute zu Minute steigerte, für die mir aber kein andrer Grund einfiel, als die Ueberanstrengung meiner Kräfte und die Aufregung der Nerven und des Blutes. Schlaflos warf ich mich von einer Seite auf die andere; zuletzt beschloß ich Licht anzustecken und aufzustehen. Wie groß aber war mein Schrecken, als ich die Augen auf meine Decke warf: eine zahllose Schaar von Wanzen tummelte sich hier, Wanzen von jedem Alter und Geschlecht; rothe, schwarze, lange, runde, gestreifte und gefleckte Wanzen; rosenrothe mit schwarzem Kopf, graue mit rothen Ringen; Wanzen von der Größe eines ansehnlichen Käfers bis hinab zu der kleinen, eben dem Ei entschlüpften, durchsichtig weißen Wanze. Die Haut schaudert mir noch, wenn ich daran denke. Mit einem Sprung war ich aus dem Bett, entkleidete mich meiner letzten Hülle, nahm ein Bad in meinem Waschbecken, und schickte mich dann an, meinen Freund und Stubengenossen V. zu erwecken. Der brave Junge schnarchte recht wie ein Glücklicher am andern Ende des Zimmers; wie rein mußte seine Seele, wie leicht sein Gewissen sein, um unter diesen Umständen schlafen zu können. Als ich ihn rief, glaubte er zuerst, es sei eine Feuersbrunst ausgebrochen, oder es finde ein Angriff durch Kabylen auf unser Haus statt. Sein Schreck beim Anblick unsrer wirklichen Feinde aber war, als er sich endlich ermuntert, wahrlich nicht geringer. Unser Entschluß war bald gefaßt; wir öffneten das Fenster und warfen Betten, Decken, Matratzen und Tücher, Alles in den Hof hinunter, der Schlange nach; dann wickelten wir uns in unsre Burnus und schliefen auf der Erde ausgestreckt noch einen kurzen Schlaf bis zum Morgen.

Für die nächsten Nächte ward uns ein anderes Zimmer angewiesen; aber ich kann nicht sagen, daß ich hier viel glücklicher war. Das Fenster ging auf einen großen offnen Platz hinaus, auf dem jede Nacht das Volk der Hunde seine Versammlungen hielt. Windhunde, Bulldoggen, Pudel, Hühnerhunde, Wachtelhunde, Pinscher, arabische, herrenlose und wilde Hunde; alle kamen allmälig, ich weiß nicht woher, und discutirten mit einer solchen Rednergabe, Lebhaftigkeit und Begeisterung, daß auch der Gleich-

gültigste seine Theilnahme nicht zurückhalten konnte. Ich glaubte während der ersten Nächte, daß zu einer gewissen Stunde die Sitzung aufgehoben, vertagt werden würde, und daß ich den versäumten Nachtschlaf dann Morgens einbringen könnte; aber nein, bis zur aufgehenden Sonne dauerte dasselbe Gebell und Geheul; und wie oft ich auch mein Fenster öffnete, und die Redner in energischer Weise apostrophirte, es war unmöglich, ihnen Schweigen aufzuerlegen.

Da alle Künste der Ueberredung nichts halfen, so füllte ich nun Tag für Tag meine Taschen, mein Schnupftuch und meinen Hut mit Steinen, und schleuderte sie aus meinem Fenster unter die erregte Menge. Nicht selten wurde mir dann auch die Genugthuung, daß der eine oder der andere der Herren sich getroffen fühlte, und murrend seinen Rückzug antrat.

XII.

Der Abschied.

Bevor ich mich auf meine Heimreise nach Europa begab, kehrte ich jetzt noch einmal nach Algier zurück. Ich wollte diese Stadt, wo ich so viele frohe Stunden verlebt, wollte die vielen Freunde, die ich mir hier erworben, und die prächtige Umgegend, in die ich so viele interessante Ausflüge gemacht, noch einmal wiedersehen; aber mein kurzer Aufenthalt ward mir durch den anhaltenden Sirokko auf's Aeußerste verbittert. Die ganze Stadt schien bei meiner Ankunft wie ausgestorben; es war eine Hitze, als befände man sich in Mitten einer großen Feuersbrunst; das Vieh fiel wie vergiftete Fliegen, und täglich hörte man von Schlagflüssen, hitzigen Fiebern und plötzlichen Todesfällen. Wollte man der sengenden Hitze entgehen und schloß sich in die Häuser ein, so verging einem der Athem; begab man sich auf die höchsten Terrassen, so ward man, ehe man sich dessen versah, von den brennenden Windstößen überfallen, die aus der Wüste daher gefegt kamen. Suchte man Kühlung auf dem Meer, so glaubte man auf glühender Lava dahin zu fahren, welche die Hitze der Luft noch verstärkt zurückwarf; Nachts konnte man nicht schlafen, und stellte man sich an's Fenster, so sah man die Ebene weithin in Feuer und Flammen, und erstickenden Dampf der Stadt entgegen wehen.

Diese Temperatur dauerte volle neun Tage, und während derselben wurden mehr Leute in den Hospitälern aufgenommen, als während der ganzen vorhergehenden drei Monate. Endlich folgte diesem Sirokko ein heftiger Regen und ein Nordwind, welcher die Luft reinigte und erfrischte, aber so erfrischte, daß ich, obwohl uns noch immer sechsundzwanzig Grad Wärme blieben, doch genöthigt war, meine Winterkleider anzulegen und des Nachts eine doppelte Decke zu nehmen.

Auch die Nachrichten vom Kriegsschauplatz lauteten nicht sehr erbaulich. Gegen das Ende des Rhamadan hatten sich alle westlichen Stämme empört; die Franzosen hatten viele Opfer zu beklagen, unter andern den tapfern Oberst Berthier.

Ferner war ein Regiment der orleans'schen Jäger und eine Schwadron Husaren in einen Hinterhalt gefallen, den Abd-el-Kader in Person anführte; nach einer heroischen Vertheidigung waren sie Alle getödtet worden. Doch nein, ein einziger war, wie bei Thermopylä, entkommen, um die Nachricht vom Tode seiner fünfhundertachtzig Kameraden zu überbringen. Ohne zu wanken und zu weichen, unter Beweisen eines wahrhaft antiken Heroismus, hatte sie Alle die tödtlichen Kugeln empfangen.

Eine halbe Stunde vom Schauplatz dieser Scene befand sich eine Art kleiner Kapelle. Mitten unter achttausend Arabern gelang es einem Häufchen von achtzig tapfern Franzosen sich bis dahin durchzuschlagen und in diesem improvisirten Blockhaus zu verschanzen. Zwei und einen halben Tag, ohne Speise und Trank, widerstanden sie hier dem Angriff ihrer wüthenden Feinde. Abd-el-Kader, von so viel Heldenmuth gerührt, sandte zwei Boten ab, um sie unter Zusicherung ihres Lebens aufzufordern, sich zu ergeben. Aber diese ausgehungerten, geschwächten, verzweifelten Männer wiesen jede Unterhandlung zurück. Jetzt schickte ihnen Abd-el-Kader einen französischen Hauptmann, Namens Dütertre, der sich in seiner Gewalt befand.

„Geh' zu Deinen Kameraden," sagte er, „und fordere sie auf, die Waffen zu strecken; weigern sie sich, so lasse ich Dir den Kopf abschneiden!"

Man führt den Hauptmann zur Kapelle.

„Brüder," ruft er, „ich bin hergesandt, um Euch eine Feigheit anzurathen; ergebt Euch nicht, haltet aus bis an's Ende!"

Im selben Augenblick fällt sein Kopf unter dem Streich eines Yatagan.

Bei den Soldaten in der Kapelle befand sich auch ein Offizier, der sich jetzt an seine Kameraden wandte.

„Es bliebe," sagte er, „nichts weiter übrig, als unter den Farben Frankreichs zu sterben."

In Ermangelung einer Fahne aber zerriß man ein rothes Beinkleid, das mit einem Stück Leinwand von einem Hemd und einem blauen Halstuch an einem Gewehr befestigt ward. Diese Fahne sollte auf der Spitze der Kapelle aufgesteckt werden. Es meldeten sich mehr als zwanzig Mann, die das Wagestück in Mitten des Kugelregens vollbringen wollten. Ein Korporal wurde damit betraut; unterstützt von seinen Kameraden, stieg er empor; sogleich richteten sich mehr als fünfhundert Büchsenläufe auf ihn, aber keine Kugel traf, und die Farben Frankreichs flatterten über der Kapelle der Muselmänner.

In der dritten Nacht, als alle Munition verbraucht war, entschlossen die Unglücklichen sich zu einem äußersten Versuch, nämlich unerschrocken durch die Reihen der Kabylen zu schreiten, um sich nach einer zwei Meilen entfernten Station zu begeben. Die Kabylen waren in der That so erstaunt und erschrocken über diese Kühnheit, daß sie zurückwichen, und die Soldaten eine volle Meile weit kamen, ohne angegriffen zu werden. Unglücklicher Weise stießen sie hier auf einen zweiten Haufen, und jetzt erlagen sie Alle bis auf zwölf Mann, welche die französische Station erreichten; unter letztern war auch der Korporal, der die Fahne auf die Kapelle gepflanzt. —

Dies waren die Neuigkeiten, die ich noch wenige Stunden vor meiner Abfahrt hörte. Dasselbe Schiff, das mich vor länger als einem Jahre zuerst an Algier's Küsten getragen, führte mich auch wieder nach Europa zurück. Um wie viel reicher aber betrat ich es jetzt an Kenntnissen und Erfahrungen; um wie viel anders erschien mir, da ich es selbst gesehen, dieses Afrika, von dem ich in den europäischen Salons so leichthin hatte plaudern hören! Welchen Gefahren war ich ausgesetzt gewesen, von denen man daheim keine Ahnung hat; welche Entbehrungen, Unbequemlichkeiten und Strapazen hatte ich erdulden müssen, die mir sonst geradezu unerträglich erschienen wären! Und doch hatte ich mich nur als harmlos müßiger Reisender hier aufgehalten; wie viel härter gestaltet sich erst das Loos Solcher, deren eigentlicher Beruf es ist, hier ihr Leben in die Schanze zu schlagen!

Die kleine Sahara.

I.

Die Karavanenfahrt.

Es war mitten im Monat Mai, als ich in Begleitung einer kleinen Reiter-Eskorte von Medeah in Algerien aufbrach, um die südlich von dieser Provinz belegenen Landstrecken, die sogenannte kleine Wüste oder die algerische Sahara zu bereisen. Trotz der vorgerückten Jahreszeit stand doch der Winter gleichsam noch mit einem Fuße auf den weißen Spitzen der nächstliegenden Berge, und einer derselben, der doppelt gegipfelte Zaccar, versteckte sich plötzlich sogar hinter einem so dichten Schleier von dunkelfarbigen Regenwolken, daß ich schon mehrmals meine Abreise hatte verschieben müssen, obwohl das düstere Wetter meine Sehnsucht nach dem ewigen Sommer des Südens, nach der wolkenlosen Sonne der Sahara nur um so stärker angefacht.

Endlich war die Luft wieder hell und wir saßen im Sattel. Unsere Reise richtete sich zunächst nach dem vierzehn Meilen entfernten Boghar; wir begaben uns auf dem kürzesten Wege dahin, indem wir die steilen Felsen herauf und hinunter kletterten, oft genug auf Pfaden, wie sie sonst wohl nur das sprudelnde Gebirgswasser wählt. Die Abhänge der Berge waren dicht mit Strauchwerk bewachsen, und die Gipfel oft von grünen Eichen gekrönt. Dabei verrieth von Zeit zu Zeit ein leise aufsteigender, duftender Rauch, oder ein einsam wogendes Gerstenfeld mitten in dieser Abgeschiedenheit die Nähe eines arabischen Landmanns. Von den Eigenthümern dieser Felder, von den Bewohnern jener Hütten, aus denen der Rauch emporstieg, selbst aber war nichts zu sehen; wir begegneten keinem Menschen, ja nicht einmal das anheimelnde Geräusch eines bellenden Hundes ließ sich vernehmen. Der Araber liebt es nun einmal nicht, seine Wohnung zu zeigen, so wenig,

wie seinen Namen zu nennen, von seinen Geschäften zu reden oder den Zweck seiner Reise anzugeben. Nichts ist ihm lästiger, als irgendwie ein Gegenstand der Neugier zu sein; daher baut er seine Wohnung gern an den verborgensten Stellen, wo Niemand ihn, er aber Alle beobachten kann. Mit aufmerksamem Blick prüft er von seinem Versteck aus die Zahl der Vorübergehenden; mit Unruhe verfolgt er ihren Weg. Zuweilen schleicht er ihnen sogar heimlich nach, und kehrt gewiß nicht eher um, als bis ihm jeder wirkliche oder eingebildete Grund fehlt, ihnen weiter nachzuspüren. Alle Gewohnheiten und Sitten des Arabers stehen mit diesem System der Vorsicht und des Mißtrauens in Zusammenhang; er glaubt sich bei einem ansässigen Leben seines Eigenthums nicht sicher; das bewegliche Vermögen, eine Heerde, ein Zelt lassen sich leichter verleugnen oder verbergen, als ein Haus, ein Stück Landes.

Die erste Station, die wir erreichten, und wo wir die Nacht zubrachten, war El-Gouëa. Hier befand sich ein sogenanntes „Kommandohaus", ein befestigtes Gebäude, wie deren von der französischen Regierung überall im Innern des Landes errichtet sind, um den arabischen Stammoberhäuptern als Residenz, den Reisenden als Gasthaus, und den Truppen im Kriege als Vertheidigungsplatz zu dienen. Sie haben in der Regel eine kleine Besatzung von einigen Mann Infanterie von der nächsten französischen Garnison.

Das Kommandohaus in El-Gouëa war nur eins der kleinern und unbedeutenderen Gebäude der Art; es hatte einen großen, von Mauern eingeschlossenen Hof, an dessen vier Ecken sich mit Schießscharten und eisernen Thüren versehene Thürmchen erhoben.

Der hier residirende Kaïd empfing uns mit der zuvorkommensten Gastfreundschaft. Es war ein schöner, kräftiger Mann von dreißig Jahren, dem nur die brennende Sonne seiner Heimath und ein Leben voll Anstrengungen und Kriegsmühen ein etwas älteres Aussehen gaben. Er hatte große sanfte Augen, die jedoch zuweilen von feurigen Blitzen durchzuckt wurden, während auf seinem nicht ganz geschlossenen, und von herrlichen Zähnen gezierten Munde nie ein halbes Lächeln erstarb. Si-Djilali — so lautete sein Name — trug zwei Burnus, einen schwarzen und darüber noch einen weißen. Der schwarze war von grober Wolle oder Kameelhaar, einem filzartigen Stoff, schwer, dick und rauh bei der Berührung; an der Schulter befestigt, fiel er trotz seiner enormen Weite nur in zwei oder drei Falten herab, und verlieh seinem Träger eine gewisse majestätische Schwerfälligkeit der Bewegung. Si-Djilali war ein Mann von militärischem Adel, und

sein Vater war einst nach Mekka gepilgert, so daß sich in seinen Adern gleichsam das Blut des frommen Fanatikers mit dem des tapfern Soldaten mischte.

Das Zimmer, in dem wir die sogenannte „Diffa", das Mahl der Gastfreundschaft empfingen, war sehr klein, unmöblirt und mit einem französischen Kamin versehen, in dem ein Feuer brannte. Auf dem Boden lag ein Teppich, der, für das Zimmerchen viel zu groß, an einer der Wände aufgerollt war, so daß er eine Art Lehne für uns bildete. Zur Erleuchtung diente eine einzige Kerze, die ein vor uns niedergekauerter Diener mit vollkommener Unbeweglichkeit in den Händen hielt. So einfach indessen auch das ganze Arrangement sein mochte, so bleibt eine Diffa doch immer ein Gegenstand der höchsten Wichtigkeit. Gebratenes Hammelfleisch und Kuskussu sind dabei die stets wiederkehrenden Hauptgerichte; als Getränk aber bedient man sich der süßen und sauren Milch. Da die ganze Gesellschaft aus demselben Gefäß trinkt, so müssen gewisse Regeln dabei beobachtet werden. „Derjenige, welcher trinkt," heißt es z. B., „darf nicht in dem Gefäß athmen, in welchem die Flüssigkeit enthalten ist; er muß das Gefäß von den Lippen nehmen, so oft er athmen will; darauf darf er weiter trinken." Die Speisen wurden uns alle von dem Kaïd selbst vorgelegt, und ein gewisser feierlicher Ernst herrschte während der ganzen Mahlzeit, wie denn eine Diffa überhaupt als eine Probelection der guten Lebensart, der Freigebigkeit und Zuvorkommenheit angesehen werden muß. Auch versichere ich dem Leser, daß es wahrlich nichts Lächerliches hat, diese kräftigen Männer im kriegerischen Aufputz und den Amuletten am Hals diese kleinen Wirthschafts-Angelegenheiten verrichten zu sehen, die bei uns in Europa nur Sachen der Frauen sind; zu sehen, wie diese breiten, durch den Gebrauch der Pferde und der Waffen gehärteten und gebräunten Hände die Speisen serviren, das Fleisch zertheilen, das zarteste und beste Stück für den vornehmsten Gast bei Seite legen, oder ihm das feine, wollene Handtuch darbieten. Dergleichen Aufmerksamkeiten, die bei uns kleinlich oder lächerlich erscheinen könnten, werden hier im Gegentheil rührend durch den Contrast zwischen der Kraft und Würde des Mannes und dem zarten Gebrauch, den er davon macht.

Am nächsten Tage erreichten wir Boghar. Dies ist eine auf dem Gipfel eines hohen und steilen Berges gelegene französische Festung, rings von finsterm, dunkelgrünem Nadelgehölz umgeben. Tiefer unten aber, auf einem kleinen, immer sonnigen Plateau liegt das echt arabische Dörfchen Boghari. Zu der Festung, die so traurig, kalt und finster von oben herabblickte, stieg ich gar nicht hinauf; das Dörfchen war ein viel freundlicherer Aufenthalt; hier

wohnte der Vater Si-Djilali's, der uns selbst hergeleitet hatte, und uns in die eigens für uns aufgeschlagenen roth und schwarz gestreiften Zelte führte. Man hatte wieder eine reichliche Diffa zugerichtet, und wir tranken Kaffee aus kleinen Tassen, welche in arabischen Schriftzügen die Worte trugen: „Trink in Frieden." Stehend und im tiefsten Stillschweigen wohnten Si-Djilali, sein Bruder und sein alter Vater unsrer Mahlzeit bei; hinter ihnen aber gruppirte sich eine zahlreiche Dienerschaft, meist große leere Gesichter von schmutziger, gelblichbrauner Hautfarbe, ohne Stimme, ohne Bewegung, und der blendenden Sonne wegen mit halb geschlossenen Augen. Einige andere Diener, schweigsam wie jene, waren geschäftig und geräuschlos hin und her auf dem Wege zur Küche, von der man zwei schlanke Säulen goldenen Rauches zu dem tiefblauen Himmel emporsteigen sah. Die ganze Scene gewährte ein Bild tiefer Ruhe, gleichsam eine Illustration zu den Worten: „Trink in Frieden".

Hier in Boghar vergrößerte und vervollständigte sich auch unsere kleine Karavane; wir hatten jetzt nahe an dreißig Kameele mit ihren Treibern, eine eben so zahlreiche Eskorte von Reitern, mehrere Diener, und Allen voran ritt der Führer und Befehlshaber des Zuges, der sogenannte „Khebir", auf einem hohen, starken Schimmel.

Schon wenige Meilen hinter Boghar beginnt streng genommen die Sahara; d. h. hier hörten die gebirgigen und angebauten Gegenden, die man mit dem Namen des „Tell" bezeichnet, auf, um weiten, unabsehbaren Steppen Raum zu geben. Durchaus wüst sind namentlich die Steppen der algerischen Sahara nicht; sie sind meist mit Pflanzenwuchs bedeckt; man trifft sogar noch auf kleine Waldstrecken; bewohnt jedoch ist nur der kleinste Theil. Die eigentliche Wüste, die große Sahara, beginnt erst viel weiter südlich, etwa einige vierzig Tagereisen von Algier entfernt, und jenseits der Provinz Touat.

Wir betraten zunächst unweit Boghar das Thal des Cheliff, der sich weiter westlich in einen schönen, ruhigen, segenverbreitenden Fluß verwandelt; hier aber ist er noch ein wilder Bach, den der Winter zwar zum Strom erweitert, den aber die erste Hitze des Sommers bis auf den letzten Tropfen ausdörrt. Seine Ufer sind vollkommen unfruchtbar und öde, und weder der Winter, noch der Sommer, weder Thau, noch Sonnenschein, ja nicht einmal die heftigsten Regengüsse, die selbst der sandigen Wüste ein vergängliches Grün entlocken, vermögen das Geringste über jenen theils staubigen, theils schlammigen oder salzhaltigen Boden.

Wir brauchten mehrere Stunden, um dieses Thal des Cheliff zu durchreisen, und zwar bei einer so regungslosen Atmosphäre,

daß die Bewegung unseres Zuges auch nicht den kleinsten Lufthauch hervorbrachte. Der aufgewühlte Staub rollte unter den mit Schweiß bedeckten Leibern dahin, ohne sich bis zu uns zu erheben. Weder um uns, noch vor uns war ein einziges lebendes Wesen zu erspähen; nur aus der höchsten Höhe der Luft vernahm man, Dank dem tiefen Stillschweigen, für Augenblicke den Flügelschlag und das Gekreisch von Raben, welche in weiten Kreisen umherflogen.

Für die ersten Tage hielt ich mich meist etwas abseits von dem übrigen Zuge; ich liebte es, mit mir allein zu sein, und Stunden lang konnte ich mich an dem Anblick der langen Reihe von weißen Burnus und der höckerigen Kameele ergötzen, die unser malerisches Reise-Mobiliar trugen. Späterhin schloß ich mich einem kleinen, dicken arabischen Herrn, Namens Si-Bakir, an, der mit uns reiste. Es war dem Anschein nach ein guter, braver und reicher Bürger, der drei maurische Bäder in Algier und einen Sohn in Aïn-Mahdi besaß, den er so eben besuchen wollte. Mit einer ganz gleichen Liebe sprach er von diesem seinem Kinde, seinen Bädern und den berühmten Datteln seines Vaterlandes. Zum Schutz gegen die Sonne trug er einen mit Straußfedern verzierten Strohhut, den größten, den ich je gesehen; er hätte an Umfang mit dem größten Familien-Regenschirm eines deutschen Hausvaters wetteifern können. Das sonderbarste aber war, daß der brave Herr mit einer seltenen Ausdauer dieses Möbel absetzte und wieder aufsetzte, so oft die launenhafte Sonne entweder sich versteckte oder zum Vorschein kam. Si-Bakir verstand von dem Französischen, worauf man im ganzen nördlichen Afrika angewiesen ist, gerade so viel, wie ich vom Arabischen, d. h. sehr wenig, wodurch unsere Unterhaltung, wenn auch für beide Theile nicht eben lehrreich, so doch sehr heiter ward. Die größten Anstrengungen, selbst der Wassermangel, dem wir zuweilen halbe Tage lang ausgesetzt waren, vermochten nichts über seine Redseligkeit, und wenn wir uns am Abend trennen mußten, um ein Jeder unter seinem Zelte Ruhe zu suchen, so war oftmals die am Morgen begonnene Erzählung, mochte sie nun seine kaufmännischen Unternehmungen oder seinen lieben Sohn betreffen, noch nicht beendet, so oft war sie von neu eingeschalteten Kapiteln und Episoden unterbrochen worden.

Eine allgemeine Freude war es immer, so oft wir auf eine Quelle stießen, selbst wenn dieselbe, wie es zuweilen der Fall war, nur ein laues, trübes und schlammiges Wasser bot. Mit Eile und Ungeduld drängten sich Menschen und Thiere hinzu, und mit einem Gefühl tiefster Dankbarkeit wurde ein neuer Vorrath für die Weiterreise aufgenommen. Einst erblickten wir, als wir uns eben einem kleinen Bache näherten, eine ganze Gesellschaft um denselben versammelt. Ich hielt sie aus der Ferne für Reisende

gleich uns; endlich aber stellte es sich heraus, daß es große graue Geier und eine Art von riesigen Raben waren, die sich mit gekrümmtem Rücken in langen Reihen an den Ufern aufgepflanzt hatten, um ihren Durst zu löschen. Weit entfernt, uns bei unsrer Annäherung durch schleunigen Abzug ihren Respect zu beweisen, mußten wir erst mit unsern Büchsen unter sie feuern, um uns Platz zu verschaffen.

Fünf Tage lang waren wir von Boghar aus unterwegs gewesen, ehe wir wieder auf einen Ort trafen, wo wir eine längere Station nehmen konnten. Während dieser ganzen fünf Tage waren wir nur dreimal menschlichen Wesen begegnet; das erste Mal stießen wir zufällig auf einen arabischen Duar; das zweite Mal war es ein Knabe, der eine Heerde magerer Kameele hütete, und das dritte Mal ein paar reisende Mauren, die sich mit ihren Thieren an derselben Quelle niederließen, wo auch wir unsere Zelte zur Nacht aufgeschlagen. Sie besaßen die echt maurische Schweigsamkeit und Zurückhaltung; nicht nur hielten sie sich von uns ganz fern; auch unter einander selbst sah ich sie kein Wort wechseln. Eben so wenig zündeten sie ein Feuer an, vielleicht weil sie nichts zu kochen hatten, und als wir am nächsten Morgen erwachten, waren sie schon längst aufgebrochen, und ihr Bild verschwand so eben in unbestimmter Ferne am Horizont.

Der Ort, den wir am fünften Tage erreichten, war das arabische Städtchen D'jelfa. Es war fast Nacht, ehe wir es auf dem nackten Plateau erblickten, wo es sich, ein grauer unansehnlicher Häuser-Complex, erhob. Seine Farbe war um ein Weniges heller, als das öde Terrain, auf dem es stand; und ein wenig dunkler, als der noch von dem matten, unbestimmten Licht des abgeschiedenen Tages erhellte Himmel. Unter allen Gebäuden ragte der große Bordj des Stamm-Oberhauptes, des Kalifats Si-Cheriff, hervor, und schien friedlich in dem Schatten der Nacht zu ruhen. Am Himmel entzündeten sich hie und da schon die Sterne, die Luft war feucht und mild, und ein starker Thau hatte den Boden unter den Schritten der Pferde erweicht. Die übrigen Reiter waren mir zuvorgekommen; der Zug der Kameele dagegen eine gute Strecke hinter mir zurückgeblieben, so daß ich mir meinen Weg zum Haus allein suchen mußte. Ich war glücklich bis in den großen Hof gelangt, nun aber wußte ich nicht, wohin ich mich wenden sollte. Zu beiden Seiten befanden sich weit offen stehende Thüren, durch die ich Leute bemerkte, welche mit Pferden beschäftigt schienen. Auch das meinige, das die Nähe des Stalles witterte, fing an, fröhlich zu wiehern. Jetzt sah ich an der einen Seite des Hofes eine Art von Säulengang, zu welchem Stufen emporführten; auch ein matt erleuchtetes Fenster und eine halb

angelehnte Thür zeigten sich, durch welche das Geräusch von menschlichen Stimmen zu mir drang. Geschwind sprang ich vom Pferde, und da ich eben in der Dunkelheit irgend Jemand auf mich zukommen sah, so warf ich ihm den Zügel zu, welchen er jedoch wenig Eile zu haben schien, mir abzunehmen. Es war, so viel ich unterscheiden konnte, ein kleiner dicker Mensch mit einem großen, sehr spitzen Hut. Im weitern Verlauf des Abends sollte ich meinen Irrthum noch einsehen lernen, der mich den heiligsten Mann des Hauses für einen Stallknecht hatte nehmen lassen.

In einem großen, weißen Saal mit einem schwarzen Marmorkamin, die Fenster mit reichen Teppichen verhängt, fand ich, um eine wohlbesetzte Tafel geschaart, bereits unsere Gesellschaft; mitten unter ihnen Si-Cheriff. Der Tisch war nach europäischer Sitte mit einem glänzend weißen Tuch belegt; eine Anzahl hellbrennender Kerzen verbreitete ihren Schein; Teller und Gläser, Karaffen und Silbergeschirr, Alles war vom feinsten Geschmack. Der Kalifat war ein großer, starker Mann, fast ganz ohne Bart, mit ruhiger Miene, und einfach in einen weißen Haïk gekleidet. Neben ihm saß sein Bruder, ein junger Mann von etwas abgespannten Zügen. Obwohl der Saal von Dienern wimmelte, so besorgte doch ein magerer und krank aussehender Tunese in weißem Turban, mit lebhaften Augen und raschen, geschickten Bewegungen, fast die ganze Aufwartung allein, da er der Einzige zu sein schien, der mit Porzellangeschirr umzugehen verstand.

Nichts war mir unerwarteter, als hier mitten in der Wüste, fünfzig Meilen von Boghar entfernt, ein großes, elegantes Haus, einen Speisesaal mit dem Duft der feinsten Gerichte und dem auserlesensten europäischen Comfort zu finden. Aber befand ich mich hier nicht in der Hauptstadt des größten und reichsten arabischen Stammes, der Ouled-Naïls? befand ich mich nicht im Hause eines der mächtigsten und tapfersten arabischen Fürsten, der eben so ausgezeichnet war durch seine Geburt und seinen Reichthum, wie durch seine hohe politische Stellung?

Unser Khebir versuchte zum Scherz, ihm den Gebrauch von Messer und Gabel zu lehren; der Kalifat ließ sich mit lächelnder Zuvorkommenheit wie zu einem Kinderspiel dazu herab; entwickelte aber eine außerordentliche Ungeschicktheit, die vielleicht erkünstelt war, seiner Würde jedoch nicht den mindesten Abbruch that.

Gegen die Mitte der Mahlzeit erschien eine neue Persönlichkeit im Saal, die ich an ihrer lächerlichen Gestalt und ihrer sonderbaren Kopfbedeckung sogleich wiedererkannte. Es war ein unförmlicher, schmutziger, abscheulicher, kleiner Mensch mit watschelndem Gange. Um den Hals hingen ihm verschiedene lederne Beutel und eine Menge grobgeschnitzter Rohrpfeifen, die bei jedem Schritt

mit Geräusch an einander klapperten. In der Hand hatte er einen dicken Knotenstock, und seine Füße waren unter dem lang schleppenden Burnus nicht zu sehen.

Ueber die Schulter Si-Cheriff's hinweg griff er dreist mit der Hand in eine Schüssel; voll Unruhe blickte ich unsern Khebir, Herrn N., an, der ungenirt lachte, während Si-Cheriff keine Miene verzog und nur mit dem Essen inne hielt. Sein Bruder Bel-Kassem, der meine Ueberraschung sah, sagte in frommer und salbungsvoller Weise: „Ein Derwisch, ein Marabut!" was für mich so viel bedeutete, als ein Narr, ein Verrückter. Ich fragte nun nicht weiter; denn ich kannte bereits die Verehrung, in welcher in diesen Ländern diese Sorte von Menschen steht; auch ließ ich bei den übrigen Albernheiten, die der Heilige sich bis zu Ende der Tafel erlaubte, keinerlei Verwunderung mehr blicken. Er schlich fortwährend um uns herum, stammelte zusammenhangslose Worte, und forderte mit Halsstarrigkeit Taback. Obgleich er schon welchen erhalten, so forderte er doch immer wieder, und bettelte Jeden von uns mit ausgestreckter Hand darum an, indem er mit rauher, dem Gebell eines Hundes ähnlicher Stimme das Wort „Taback, Taback!" stotterte.

Er wurde hie und da ohne Gewalt bei Seite geschoben und man gab ihm ein Zeichen, zu schweigen. Si-Cheriff aber nahm sogleich eine strenge Miene an und trug augenscheinlich Sorge, daß keiner der Diener seinen Schützling beleidigte. Dennoch ergriff der Tunese den Ueberlästigen zuletzt beim Arm, und schob ihn sanft zur Thür. Der Kalifat war offenbar sehr verletzt, daß wir Zeuge einer solchen Scene geworden waren; doch muß ich versichern, daß Niemand von uns sich vergaß, und daß die anwesenden Araber durch die vollkommenste Selbstbeherrschung nicht einmal den Schein des Lächerlichen aufkommen ließen.

Der Derwisch von D'jelfa, so erzählte man mir, bringe den größten Theil des Jahres im Hause Si-Cheriff's zu; auch belästige er sonst Niemand; er ernähre sich, ohne daß man nöthig habe, viel für ihn zu sorgen; einen Theil der Nacht aber treibe er sich gewöhnlich im Hof, im Garten oder in der Umgegend umher und blase auf seinen Flöten; der Schlaf scheine ihm schon längst kein Bedürfniß mehr zu sein, und weder Hitze, noch Kälte hätten den mindesten Einfluß auf seinen verwitterten Körper.

Unsere Leute suchten sich während unsrer Anwesenheit in D'jelfa so gut sie konnten zu vergnügen; des Abends fanden sich gewöhnlich Musikanten und eine Tänzerin im Lager ein; fast jedes Mal indessen nahm der Spaß ein Ende mit Schrecken, d. h. mit Zank und Schlägereien. Uns war von Si-Cheriff das untere Stockwerk seines Hauses überlassen. Dieses diente ihm, wie das

oben beschriebene Kommandohaus in El-Gouëa, zugleich als Residenz und den Reisenden als Gasthaus, während es im Fall des Krieges leicht in eine kleine Festung umgewandelt werden konnte.

Si-Cheriff besaß indessen neben diesem Residenzschloß in dem etwas entfernter liegenden Duar noch ein Zelt, das ihm als Wohnung wohl besser zusagen mochte. Dort hatte er seine zahlreichen Hammel- und Kameelheerden, sowie alle seine sonstigen Reichthümer; hierher kam er nur zuweilen in Begleitung seiner Pferde, seines militärischen Gefolges und seiner Frau. Letztere, obwohl uns die Fenster gezeigt wurden, hinter denen die Schöne weilen sollte, blieb natürlich für uns unsichtbar; ihre Geschichte aber, ein wahrer Roman, ward uns mit vieler Ausführlichkeit erzählt. Spanierin von Geburt, war sie vor mehreren Jahren in Begleitung ihres Gemahls und einer jüngeren Schwester, schön wie sie selbst, nach Algerien gekommen. Der Gemahl verschwand nach kurzer Zeit und sein plötzlicher Tod war niemals aufgeklärt worden. Sie vermählte sich nun mit Si-Cheriff; ein Vetter von diesem erhielt die jüngere Schwester, und beide, so sagte man, lebten in glücklicher Ehe. Die Damen hatten nicht nur das arabische Costüm, sondern auch die arabische Sprache angenommen, und zuletzt ihre eigene darüber verlernt. Ich sah eines Morgens das Kind der ältesten, einen allerliebsten Knaben von vielleicht vier Jahren, als er zur Schule geführt ward. Mit seiner Toilette hatte man nicht viel Umstände gemacht; er ging wie die ärmsten seiner kleinen Kameraden barfuß, und hatte keine andere Kleidung, als eine ziemlich schmutzige und zerrissene Soutane. Unser Khebir kannte den kleinen Burschen schon von früher her, und hatte ihm aus Algier ein seidenes Halstuch, einen hölzernen Säbel und ein feines wollenes Hemd mitgebracht.

Die Schwester der „Madame Si-Cheriff" kam, wie man behauptete, nie nach D'jelfa; sie zog den Aufenthalt in ihrem Zelt jedem andern vor, und überließ Niemandem die Besorgung ihrer nomadischen Wirthschaft, noch die Ueberwachung ihrer zahlreichen Heerden.

Nach ein paar Tagen der Ruhe brachen wir wieder auf; obwohl wir des Morgens schon bei Tagesanbruch im Sattel saßen, so versäumten Si-Cheriff und Bel-Kassem doch nicht, uns mit allem möglichen militärischem Gepränge ein paar Meilen weit das Geleit zu geben. Sein Goum, zwei- oder dreihundert Reiter stark, hatte sich vor dem Thor um die dreifarbige Fahne, roth, grün und gelb, geschaart; alle in kriegerischem Aufputz, stocksteif im Sattel, die Büchse in der Hand. Zuletzt erschien der Kalifat, gestiefelt und gespornt, aber ohne Waffen. Ihm folgten zwei schwarze

Diener, von denen der eine den Säbel in ausgelegter Scheide und das künstlich geschnitzte Gewehr, der andere seinen Strohhut mit flatternden, seidenen Bändern trug. Der Kalifat ritt eine prächtige Schimmelstute, deren Hintertheil und Beine rosenroth gefärbt waren; seinen Burnus warf er kühn zurück und befreite dadurch seinen rechten Arm, mit dem er einen stolzen Gestus zum Zeichen des Aufbruchs machte. Unter ähnlichen Ceremonien ging einige Stunden später sein Abschied von uns vor sich.

Wir setzten nun unsere Reise allein fort, und zwar über grüne Plateaux, die mit der größten Regelmäßigkeit auf einander folgten. Während vier Stunden Weges bemerkte ich auch nicht den kleinsten Fleck Landes, der nicht grün gewesen wäre, wie ein junges Saatfeld. Wenn man sich in der Sahara weiß, so bringt diese Frühlingsfarbe das angenehmste Erstaunen in uns hervor.

Um zehn Uhr machten wir Halt in dem tiefen Bett eines Flusses. Verwundert fragt man sich im Sommer, wo diese Flüsse geblieben sind, die ein solches Bett auszuhöhlen vermochten. Hier war nichts mehr als eine kleine, etwa anderthalb Fuß breite Quelle vorhanden, deren Lauf obenein sehr versteckt war und leicht verschüttet werden konnte. Wir mußten daher beim Schöpfen die größte Vorsicht anwenden, und namentlich unsere Pferde von dem Wasser zurückhalten. Gegen Mittag trat plötzlich eine drückende Wärme ein. Der Himmel, bisher wolkenlos, fing an, sich mit weißen Streifen zu malen; der Wind machte sich auf und blies aus dem Süden; erst schwach, dann allmälig stärker, und endlich im Verlauf von zwei Stunden gab er sich in seiner ganzen Gewalt als einen echten Sirokko zu erkennen. Zu Anfang waren es nur vereinzelte, bald wärmere, bald kühlere Stöße. Ich erhielt sie alle gerade in's Gesicht, und konnte somit ihre Temperatur, ihre Bewegung und Dauer genau beobachten. Je nachdem sie immer rascher, heißer und heftiger kamen, erhitzte sich auch der Boden unter unsern Füßen, und obwohl die Sonne nicht schien und ich meinen Schatten auf der Erde kaum unterscheiden konnte, so hatte ich doch das Gefühl wie von einem brennenden Sonnenschein auf dem Kopfe. Der Himmel war von einer gelblichrothen Färbung; nicht eine Spur von Blau schien mehr hindurch; bald wurde auch der Horizont unsichtbar und hüllte sich in ein tiefes, bleiernes Grau. Zuletzt glich der Wind dem ununterbrochenen Wärmestrom eines glühenden Feuerofens; die Hitze schien aus der Luft, vom Himmel, aus dem Boden, kurz überall hervorzuströmen. Mich dauerte besonders mein armes Pferd; ich selbst, der ich ohne Anstrengung im Sattel sitzen durfte, litt wenig; ja ich möchte sagen, die durchdringende Wärme that mir wohl. Ueberdies war meine Wiß- und Neubegierde als Reisender zu stark, als daß ich, um

einen echten Sirokkotag in meinem Tagebuch verzeichnen zu können, nicht allenfalls auch gern ein wenig ausgehalten hätte.

Am Abend war der Wind noch immer so heftig, daß er mehrere unsrer Zelte umwarf, unsere Lichter und Feuer auslöschte und unsern armen Thieren, besonders den Kameelen, allen Appetit verjagte. Kaum abgeladen, streckten sie sich zur Ruhe nieder, ohne ihr Futter anzurühren.

Bei den Anstrengungen dieser Tage lernte ich mit Bewunderung die Ausdauer unserer Kameeltreiber kennen. Es war eine eigenthümliche Menschenrace; so lange es von ihrem Geschmack abhing, waren es die faulsten Burschen, die man finden konnte; stellte sich dagegen die drängende Nothwendigkeit ein, so ertrugen sie die größten Beschwerden. Heute gefräßig über jeden Ausdruck, leisteten sie zu andern Zeiten auf das Essen, als auf eine im Grunde ganz überflüssige Sache, gern Verzicht. Immer gingen sie in großen Schritten ihren Kameelen zur Seite mit jener Elasticität des Knie's, welche die Kunst des großen Fußgängers ausmacht. Sie trabten, wenn ihre Thiere trabten, auf deren Rücken sie nur selten und für wenige Augenblicke Erholung suchten; die Langeweile des Weges aber verkürzten sie sich durch ein eintöniges, mit halber Stimme gesungenes Lied. Selten war der Ausdruck des Mißmuths auf ihrem Gesicht zu lesen, und doch bestand die ganze Erfrischung, die sie sich gönnten, oft nur in ein wenig Mehl, das sie aus ihrem Proviantbeutel nahmen, mit ein paar Tropfen Wasser in der Hand zu einem Teige kneteten, und für eine genossene Mahlzeit rechneten.

Auch unter der sonstigen Dienerschaft gab es einige interessante Leute. Am besten gefiel mir einer von den Begleitern des Khebir, ein sehr junger Mann, Namens Jah-Jah, von einnehmender Gestalt, noch fast ohne Bart, von auffallender Bläße, einem melancholischen Lächeln und großen, aber glanzlosen Augen, die wie zwei dunkle Flecken in seinem Gesicht erschienen. Er ging immer ganz weiß gekleidet; der Burnus war der Grazie seiner Bewegungen etwas hinderlich, und die Reiterstiefeln standen ihm schlecht; auch legte er sie jedes Mal sogleich ab, wenn er vom Pferde stieg. Dennoch konnte man nicht gerade sagen, daß er weichlich war; er ertrug jede Anstrengung und Entbehrung ohne Klage, und obwohl er sich gern parfümirte, so war er doch nicht etwa stutzerhaft. Er rauchte nicht, und doch war er es, der unsere Cigaretten machte; er trank keinen Kaffee, und doch verstand er seine Bereitung aus dem Grunde. Er war verheirathet, aber er redete nie von Frauen, und ich konnte es mir zur besondern Ehre rechnen, daß er mir überhaupt jenen Umstand anvertraute. Er sagte mir, er habe seine Frau verlassen, um für immer in die Dienste des Khebir zu treten,

für den er eine tiefe Verehrung und Hingebung empfand; ja er behauptete, vor Kummer sterben zu müssen, wenn er ihm nicht folgen dürfe. Es war sein Amt, die Jagdtasche und Büchse des Herrn zu tragen; auch wich er Letzterem kaum von der Seite, um seinen Wünschen und Befehlen stets gewärtig zu sein. Um ihn für so viel Aufopferung zu entschädigen und ihm seine freiwillige Verbannung aus der Heimath zu versüßen, hatte der Khebir beschlossen, ihn in El-Aghout, dem jedesmaligen Ziel seiner Karavanenfahrten, von Neuem zu verheirathen.

Mit Jah-Jah zugleich waren noch zwei seiner Freunde, Ali und Ibrahim, in die Dienste des Herrn N. getreten, die sich rühmten, wie jener aus ausgesehener Familie zu stammen, die ihm aber an Werth und Tüchtigkeit nicht gleich kamen. Besonders behauptete Ali, von viel zu vornehmer Geburt zu sein, um ein Maulthier zu reiten, und der Khebir versprach ihm zu seinem Einzug in El-Aghout wirklich ein Pferd. Nichts ist nämlich in den Augen des Arabers so geeignet, Jemandes Würde und Ansehen zu steigern, als sein Pferd; es dient gewissermaßen als Abzeichen des Vermögens, der Stellung und des Ranges, den man bekleidet. Ali und Ibraham waren beide ein paar durchtriebene Burschen, die sich nur in unsern Diensten zu befinden schienen, um sich selbst gehörig bedienen zu lassen. Ibrahim balancirte zwischen den Schultern beständig einen großen, runden Hut, ohne ihn jemals aufzusetzen, während Ali den seinigen nie vom Kopfe ließ, wodurch seine an sich schon ansehnliche Gestalt bis auf acht Fuß erhöht ward. Ibrahim befand sich in vollständiger Kriegsrüstung, mit Flinte, Pistolen und Yatagan; Ali ging ganz leicht gekleidet, in einer zwar etwas verbrauchten, aber immer noch auffallend schönen Weste, und seine bloßen Füße steckten in lackirten Lederschuhen; eines Tages glaubte ich sogar einen Diamanten an seinem kleinen Finger zu entdecken. Am sonderbarsten war es, daß sich die beiden Burschen ähnlich sahen wie Zwillinge, was sie auch thun mochten, um sich möglichst verschieden von einander zu machen. Sie hatten Beide aufgeworfene Nasen, ein bartloses Kinn, weiße, aber sehr große Zähne, und Augen mit dem entschiedensten Ausdruck der Unverschämtheit. Auch war einer so faul, so geldgierig, so naseweis wie der andere. Ali war kaum im Besitz eines Pferdes gelangt, so war das arme Thier, das er auf alle Weise quälte und marterte, auch schon krank, und gelangte erst wieder etwas zu Kräften, als wir in der Karavanserai zu Sidi-Makhelouf einen Tag rasteten. Wir hofften, daß der noch immer in gleicher Heftigkeit wehende Sirokko endlich nachlassen sollte; überdies waren wir Alle bis auf's Aeußerste erschöpft; das Gepäck mußte in größter Eile von den

Kameelen herunter gerissen werden, denn die armen Thiere hörten weder mehr auf gute, noch böse Worte.

Die Karavanserai Sidi-Makhelouf liegt auf einem Plateau von Sand- und Felsgestein, an dessen Abhang Quellen hervorsprudeln. Auch standen hier fünf Palmen, die man schon aus weiter Ferne erblickte, die aber abzusterben schienen und ganz gelb waren. Der Wind machte einen Höllenlärm in ihren dürren Blätterkronen, und bog sie zuweilen um, wie einen verkehrten Regenschirm. Links von der Karavanserai stand ein Marabut, der Begräbnißplatz des Heiligen Makhelouf. Das Gebäude war weiß, viereckig, mit zuckerhutförmigem Dach und an den Seiten hervorspringenden Hörnern. An seinem Fuß befand sich eine dichte Menge von Gräbern, eins immer neben und über dem andern; denn oft aus weiter Ferne werden Todte hiehergeschafft, deren Wunsch es war, an diesem heiligen Ort beerdigt zu sein. Es schien sich ein förmlicher Wettkampf zwischen den Todten entsponnen zu haben, welcher von ihnen dem Heiligen am Nächsten ruhen sollte.

Die Karavanserai bildet einen großen, zwischen vier Mauern eingeschlossenen Hof; an zwei Seiten befinden sich bedeckte Gallerien zur Unterbringung der Pferde; an jeder der vier Ecken ein Zimmer für die Reisenden. Die Zimmer haben keine Fenster und der Eingang ist nicht verschließbar. Ich versuchte vergebens eine Decke davor zu befestigen; der Wind riß die Draperie immer wieder herunter, und ich mußte mich zuletzt darein finden, meine Flaschenbehälter, meine Bücher, Karten und Zeichnungen, so wie mich selbst unter einer dichten Lage hereingeweheten Sandes gleichsam lebendig begraben zu lassen.

Am folgenden Tage, nach einigen Stunden ununterbrochenen Reitens, waren wir El-Aghout endlich bis auf wenige Meilen nahe. Wie wir so mitten in der Wüste dahinzogen, schien es mir seltsam und unglaublich, daß so in unsrer Nähe, gleichsam wie eine Insel im Ocean verloren, ohne die Nachbarschaft andrer Ortschaften, eine so große Stadt vorhanden sein sollte; eine Stadt, in der Tausende von Menschen so einfach und schlicht in den Tag hinein lebten, wie sonst überall, unbekümmert um die Wirkung, die sie in die Ferne übten, um die Neugier, die sie so vielen Andern einflößten.

Hatten wir bisher durch die sengende Hitze zu leiden gehabt, so wurden wir nun nicht minder durch eine unerträgliche Kälte gequält; der Wind war nämlich während der Nacht von Süd nach Nord umgesprungen; der Sirokko hatte sich in einen förmlichen Eiswind verwandelt. Vor uns, zur Rechten und zur Linken, thürmten sich gezackte Gebirge auf; aber obwohl ich eine Strecke nach

der andern zurücklegte, so schienen sie mir doch lange Zeit nicht näher zu kommen, noch zeigte sich eine Spur der ersehnten Stadt. Dies wunderte mich um so mehr, als mir gesagt worden war, El-Aghout liege auf einer Höhe. Alle übrigen Reiter waren mir weit vorausgeeilt; ich hatte sie seit länger als einer Stunde aus den Augen verloren. Endlich stieß ich auf einen kleinen Trupp von Kameelen, die mit Getreide beladen, ihren Weg in ein sich zur Linken abzweigendes Thal einschlugen. Entschlossen nahm ich dieselbe Richtung; ich zweifelte keinen Augenblick mehr, daß El-Aghout hier liegen müßte, und daß meine Blicke es nun sogleich entdecken würden. Nach einer Weile dachte sich das Terrain allmälig ab, und das schmale Thal mündete in eine weite Ebene, an deren entgegengesetzten Seite auf einer Gruppe vereinzelter Felsen ich schwarz auf weißem Grunde die Stadt mit ihren zahlreichen Thürmen erkannte.

In der Ebene traf ich einen französischen Offizier, der sich gleich mir in die Stadt begeben wollte, und da er meine Verlegenheit über den einzuschlagenden Weg bemerkte, so bot er sich mir freundlich zum Führer an. Er unterhielt mich von der Belagerung der Stadt durch die Franzosen, von dem glänzenden Siege, den sie erfochten, aber auch von den blutigen Verlusten auf beiden Seiten.

Er selbst war mit thätig gewesen, die Todten in eilig gegrabenen Löchern zu verscharren, und noch täglich, versicherte er, finde man auf der Oberfläche des Bodens Leichen, die während der Nacht durch die Hunde aus ihren Gräbern hervorgewühlt würden. Wirklich stießen wir auch kurz vor den Gärten der Stadt auf den völlig angekleideten Leichnam eines Zuaven. Der arme Soldat lag mit ausgestreckten Armen, den Kopf ein wenig höher, und wie zum Schlaf zur Seite gekehrt; er hatte noch sein rothes Beinkleid an, und das eine Bein lag locker verscharrt unter der Erde, als sei er eben erst im Begriff, es hervor zu ziehen und seine Auferstehung zu vollenden. Nicht weit davon lag ein bis zur Härte des Kiesels ausgedörrter Kopf, wie denn auch der Leichnam des Soldaten von der trocknen Hitze seines Lagers mehr zur Mumie umgewandelt, als eigentlich verwes't war. Der ganze Weg war hie und da besäet mit bleichendem menschlichen Gebein.

Endlich traten wir in die Stadt ein.

II.

Aufenthalt in einer Wüstenstadt.

Vor den meisten arabischen Städten, besonders denen des Südens, befanden sich Kirchhöfe. Es sind gewöhnlich weite Räume mit regelmäßig geordneten Grabsteinen, über welche die Leute gleichgültig, wie über jeden andern Weg, dahinschreiten. Der einzige Unterschied in El-Aghout war, daß ich anstatt eines Gottesackers — ein wüstes Schlachtfeld fand. Uebrigens war die östliche Seite der Stadt, durch die ich meinen Einzug hielt, bei der Belagerung noch am wenigsten beschädigt worden. Der Angriff der Franzosen hatte in der entgegengesetzten Richtung stattgefunden, und so waren nur vereinzelte Kugeln in die Mauern eingedrungen; das Thor aber, das sich in der vollen Dicke eines massiven, mit Schießscharten durchbrochenen Thurmes befand, war ganz unversehrt geblieben. In seinem Schatten dehnte sich nachlässig eine Schildwache, während vier andere Soldaten auf einer Steinbank ausgestreckt lagen. Beim Geräusch unserer Pferde trat erstere hervor und grüßte, die andern machten eine kaum bemerkbare Bewegung zum Zeichen ihrer Anwesenheit. In den Straßen schien Alles wie ausgestorben; alle Thüren waren fest verschlossen, und es lag in diesem Schweigen der düstern, geschwärzten Stadt für den Fremden etwas Unheimliches, finster Drohendes.

„So sieht El-Aghout um Mittag aus,“ sagte mein Begleiter.

Die Hauptstraße, in der wir uns befanden, war so schmal, daß unsere beiden Pferde kaum neben einander gehen konnten. Sie zog sich in leichten Krümmungen bergauf durch die ganze Länge der Stadt, und zu ihrer Rechten und Linken zweigten sich verschiedene, noch viel engere, finstere Gäßchen ab. Zuweilen gewann man für Momente einen heitern Ausblick auf die grünen Bergterrassen jenseit der Stadt. Wir kamen auf unserm Ritt an verschiedenen Kaufläden und Kaffeehäusern vorüber. Vor letztern, welche durch quer über die Straße gespannte leinene Tücher etwas Schatten genossen, lagen auf Bänken niedergestreckt eine Menge von Rauchern, unter denen ich alsbald auch einige unsrer Diener, vor allen natürlich Ali und Ibrahim bemerkte, die hier die Herren spielten.

„Dies ist das Haus des Kommandanten,“ sagte der französische Offizier zu mir, als wir auf einem ziemlich unregelmäßig

gebauten, und von einem Bach bewässerten offnen Platz hielten, in dessen Mitte friedlich eine Heerde von Kameelen weidete.

Das Haus, obwohl schon vor der Occupation der Franzosen erbaut, hatte ein ganz europäisches Ansehen. Von dem letzten Kalifat zu einem maurischen Bade bestimmt, war es durch italienische Bauleute aufgeführt worden.

Ich begab mich in das zur Aufnahme der Karavanen-Reisenden bestimmte Gebäude, wo ich unsern Khebir fand, der bereits die nöthigen Vorkehrungen zu meiner Unterbringung getroffen hatte.

„Ich bin sehr froh," sagte er, „Ihnen eine der besten Wohnungen von El-Aghout anbieten zu können; Ihre Zimmer werden schon in Bereitschaft gesetzt."

In der That sah ich eine Anzahl arabischer Gassenkehrer beschäftigt, ganze Haufen von Mist, Stroh und Staub aus den Zimmern auf die Terrasse, von der Terrasse in den Hof und von dem Hof auf die Straße hinaus zu werfen.

Außer dem Parterre des Hauses, das großentheils zu Pferdeställen eingerichtet war, hatte dasselbe noch ein Stockwerk, und in diesem befanden sich meine Zimmer, ein paar halb zerfallene Kämmerchen für meine beiden Diener — denn ich hatte noch einen arabischen Diener gemiethet, der mir als Dolmetscher und Führer dienen sollte — und eine Gallerie mit drei Fenstern, in der sich aber Eidechsen, Schlangen, Ratten und Mäuse bereits so wohnlich eingerichtet, daß ich von vorn herein Verzicht darauf leistete. Was nun den Zustand meiner Wohnung betrifft, so stelle sich der Leser berußte, von mindestens zwanzig gähnenden Spalten und Breschen durchlöcherte Wände und — als ob es an diesen zahlreichen Ausgängen noch nicht genug sei — sämmtliche Thüren, von den Zimmern bis hinaus auf die Straße, weit offen und unverschließbar vor, so daß ich in meinem Logis vielleicht um ein weniges mehr gesichert war, als draußen auf der öffentlichen Straße.

Ein mehr als alles Andere geschwärzter und verräucherter Winkel im Hof, unter einem Palmbaum, war die Küche, in welcher vier platte, willkürlich zusammengeschobene Steine von ungleicher Größe und Gestalt den Heerd bildeten. Vor demselben lag ein Haufen Asche, die seit sieben Monaten kalt war. Zu dem Stockwerk, welches ich bewohnte, führte eine Treppe ohne Geländer von fünfundzwanzig sehr hohen, steilen Stufen empor. Sie war so schmal, so beschädigt und so sonderbar construirt, daß ich sie gleichsam auswendig lernen mußte, um sie allenfalls bei Nacht ohne Gefahr erklimmen zu können. Zwei Stufen, die zehnte und zwölfte, waren ganz und gar nicht mehr vorhanden, die fünfte in der Mitte durchgebrochen; die zweiundzwanzigste und dreiundzwanzigste waren viel höher, als die übrigen, und alle zusammen endlich

so schmal, daß man sie beim Heraufsteigen nur mit der Spitze des Fußes, beim Herabsteigen nur mit der Ferse berühren konnte. In der Bedientenstube fehlte eine Hälfte der Decke und eine Hälfte des Fußbodens, so daß diese Hälfte des Zimmers gewissermaßen gar nicht existirte. Was war hier vorgegangen? War vielleicht eine Haubitze hereingefahren? Was mochte überhaupt während der Belagerung der Stadt hier geschehen sein? Die arabischen Häuser im Allgemeinen haben so viele Narben und klaffende Wunden, daß man nirgends erkennen kann, ob die Zeit, die Nachlässigkeit oder Feindeshand sie geschlagen.

Da ich indessen die Zimmer bewohnen mußte, so suchte ich sie mir, so gut es ohne alle Möbel gehen wollte, einigermaßen einzurichten; die Fenster wurden durch ein Stück Sackleinen, die Thüren durch Pferdedecken verhängt; mein Sattel vertrat die Stelle des Kopfkissens, und der Burnus diente zugleich als Matratze und Decke; so brachte ich die nächsten zwei Monate zu.

Am Abend begab ich mich auf die Terrasse des Hauses, um den Sonnenuntergang zu beobachten und zugleich meine Nachbarschaft zu prüfen. Zu meinen Füßen lag der vorerwähnte Platz mit dem Hause des Kommandanten; darüber hinaus hatte ich den Blick auf die Oase, in welcher die Stadt erbaut ist, und die von drei hinter einander aufsteigenden Hügel- und Bergreihen begrenzt wird. Der Glanz der scheidenden Sonne brachte hier die wundervollsten und überraschendsten Farbenspiele hervor, indem die Gebirgszüge, je nachdem sie allmälig in Schatten versanken, dem Auge alle Farben vom tiefsten Goldbraun bis zum klarsten Lila und Rosa zeigten. Auch auf dem Platz entfaltete sich ein reges Leben; die französische Cavallerie tränkte am Bach ihre Pferde; die Araber kamen zu demselben Geschäft mit Eseln, Kameelen und magern Stuten herbei, und die Frauen und Mädchen füllten ihre Krüge, Eimer, Schläuche und Tonnen. Die Dämmerung war von sehr kurzer Dauer; im Westen irrte am Horizont noch für eine Weile ein gelblicher Schein; dann erhob sich aus dem Boden ein grauer Nebel, der Alles rasch entfärbte und in das Dunkel der Nacht einhüllte. Ich zog mich nun in mein Gemach zurück, und warf mich auf mein hartes Lager. Plötzlich bemerkte ich durch die Spalten der Wand einen feurigrothen Schimmer; ich sprang auf und blickte hindurch: es war mein Diener Achmet, der sich die Zeit bis zum Einschlafen mit Rauchen vertrieb.

Am andern Morgen machte ich in Begleitung des französischen Offiziers, der sich mir zum Führer anbot, eine Tour durch die Stadt. El-Aghout ist auf drei Hügeln erbaut. Den mittelsten krönt das Schloß des ehemaligen Kalifats, ein umfangreiches, festes und solides Gebäude, der „Dar-Sfah“, das Felsenhaus, genannt.

Von diesem zieht sich eine Mauer hinab durch die ganze Stadt, und schneidet dieselbe in zwei ziemlich gleiche Hälften. Diese beiden Stadttheile waren seit undenklichen Zeiten von zwei verschiedenen und einander feindlich gesinnten Araberstämmen bewohnt worden; fast beständig lagen sie mit einander im Kriege, bis endlich vor wenigen Jahrzehenden der eine den andern vollständig besiegte und beherrschte. Allerlei Streitigkeiten mit der französischen Regierung in Algier führten indeß endlich die Belagerung der Stadt herbei, wodurch dieselbe, wie bekannt, in die Gewalt der Franzosen gerieth.

Den höchsten Punkt der Stadt, um dessen Einnahme es sich hierbei zunächst handelte, bildete ein Marabut. An diesem den Arabern so heiligen Platz entspann sich der heftigste Kampf; bald glaubten die Franzosen sich in seinem Besitz; bald ward er ihnen von den Arabern wieder entrissen. Die Höhe, ohne sehr steil zu sein, war schwer zu erklimmen; sie war über und über mit Kieselblöcken besäet, groß genug, daß sich ein Mann hinter ihnen verbergen konnte. Von diesem Versteck aus richteten die Araber ihre wohlgezielten Schüsse. Die Franzosen mußten daher beim Anlauf jeden Stein im Auge haben, und kamen oft in ein blutiges Handgemenge. Endlich mußten dennoch die Araber weichen; die Franzosen fuhren ihre Kanonen auf, begannen ein mörderisches Feuer auf die Stadt, und selbst nachdem sie in dieselbe eingedrungen waren, nahm der Kampf kein Ende. Von Straße zu Straße, von Haus zu Haus suchten die verzweifelten Araber ihnen den Sieg streitig zu machen, und von den nahe an dreitausend Mann, welche während dieser Tage auf beiden Seiten als Opfer fielen, wurden mehr als zwei Drittel in der Stadt selbst aufgefunden. Es gab kein Haus, welches nicht die Spuren der feindlichen Geschosse trug; der Boden schwamm in Blut; an einigen Stellen sammelten sich die Leichen so sehr, daß der Durchgang erschwert ward. Als die Todten fortgeräumt wurden, fand man unter andern einen schönen, kräftigen, halbnackten Neger. Er lag auf einem Pferde ausgestreckt und hielt noch sein zerbrochenes Gewehr in der Hand, dessen er sich als Keule bediente. Sein Körper war dermaßen mit Kugeln gespickt, daß man hätte glauben sollen, er sei kriegsrechtlich erschossen worden. Er hatte als einer der Tapfersten gestritten; nur Schritt für Schritt war er zurückgewichen, als hätten Frau und Kinder hinter ihm gestanden, um ihn zum Kampfe anzuspornen. Endlich als er sich nicht mehr halten konnte, hatte sich der arme Teufel auf ein Pferd geworfen in der Absicht, zum entgegengesetzten Thore hinaus zu entkommen. Hier aber war er auf einen Trupp Franzosen gestoßen, die alle zugleich auf ihn feuerten und ihn sammt seinem Thiere zu Boden warfen.

„Leider," fuhr der Offizier fort, der mir all' das Vorstehende auf unserm Gange mittheilte, „leider fielen bei der Belagerung auch Thaten der Grausamkeit vor, die unsern Sieg einigermaßen entstellten. Schon einige Monat vor Eröffnung der Feindseligkeiten war ich mit einem Freunde in El-Aghout. Wir lernten hier zwei junge Mädchen, zwei Schwestern, kennen, beide schön, sanft und tugendhaft; die eine hieß Fatme, die andere M'riem; wir besuchten sie häufig, und nahmen, als wir endlich schieden, die süßesten Erinnerungen mit uns. Bei der Belagerung waren mein Freund und ich fast die Ersten in der Stadt; nicht lange jedoch war es uns möglich, unsere Soldaten zu dirigiren, zurück zu halten; die Siegestrunkenheit riß sie alle fort; jeder kämpfte auf eigene Rechnung und bald stand ich mit meinem Freunde allein. Zu gleicher Zeit kam uns der Gedanke, das Haus unsrer Freundinnen aufzusuchen; aber wir hatten Mühe, es in dem Tumult wieder zu erkennen; die Kugeln regneten in den Straßen, und einige Häuser standen in Flammen. Dennoch erreichten wir es endlich — aber zu spät.

Vor der Thür stand ein Soldat, der sein Gewehr von Neuem lud; das Bajonnet war roth und das Blut tröpfelte aus dem Lauf. Zwei andere Soldaten kamen eben aus dem Hause und liefen fort, indem sie allerlei Schmucksachen in ein Tuch zusammenbanden. „Das Uebel ist geschehen!" sagten wir; „treten wir dennoch ein."

Bewegungslos lagen die armen Mädchen da; die eine auf dem Steinpflaster des Hofes, die andere unten an der Treppe, von der sie herabgestürzt zu sein schien. Es war M'riem; sie that eben den letzten Athemzug. Sie hatten weder Turban, noch Ohrgehänge, weder Ringe, noch die goldenen Haarnadeln mehr; auch ihrer Kleider waren sie fast ganz beraubt; nur wenige gewaltsam zerrissene Lumpen hingen noch mit dem Gürtel um die Hüften fest. Auf der Terrasse des Hauses, Kopf und Arme in den Hof herabhängend, lag der Leichnam eines Mannes, der im Augenblick der Flucht überrascht zu sein schien, und dessen Widerstand vielleicht dieses Blutbad herbeigeführt. M'riem, als ihr letzter Athemzug entflohen war, ließ aus der erschlafften Hand einen Knopf von der Uniform ihres Mörders fallen. Hier ist er noch, ich habe ihn zum Andenken bewahrt."

„Nachdem man alle Todten beerdigt hatte," fuhr der französische Offizier nach einer Pause fort, während welcher er sich verstohlen eine Thräne aus dem Auge wischte, „blieb außer den zwölfhundert Mann Garnison fast Niemand in der Stadt. Alle überlebenden Männer, Frauen und Kinder ergriffen die Flucht und ließen sich im Süden nieder; selbst die ihrer Herren beraubten, in Schrecken

gejagten Hunde wanderten in Menge aus und kamen nicht wieder zurück. Es war hier während einiger Zeit eine trostlose Einsamkeit, viel entsetzlicher, als die Nachbarschaft einer feindlichen Bevölkerung es hätte sein können. Vom ersten Abend an erschienen ganze Wolken von Raben und Geiern, Niemand wußte woher, da sie vor der Schlacht von Niemand bemerkt worden waren. Einen vollen Monat lang schwebten sie über der Stadt, wie über einem Leichenhaus, und wir mußten förmliche Jagden organisiren, um uns dieser unbequemen Gäste zu erwehren. Durch den ungewohnten Lärm der Geschütze waren auch sämmtliche Palmentauben, die zu Millionen in den Gärten lebten, verscheucht worden, so daß die Einsamkeit sich über die ganze Oase erstreckte. Seit jedoch die Jagd auf diese unschuldigen Thierchen verboten worden, haben sie sich allmälig wieder eingefunden. Auch die Stadt fängt wieder an, sich zu bevölkern, wiewohl langsam, und noch viele Häuser stehen leer.“

Eines Tages begab ich mich auf einen der Berge von El-Aghout, von wo man eines prächtigen Anblicks über die Oase und einen Theil der Wüste genoß. Ich hatte diesen Ort schon oft besucht; er war so zu sagen mein Lieblingsplätzchen geworden, und ich hatte beschlossen, die Gegend von hier aus zu malen. Ich versah mich daher mit allerlei Zeichengeräth und machte mich an's Werk. Es war schwieriger, als ich geglaubt hatte; ein brennend heißer Wind blies mir in's Gesicht, und wehte mir den Staub in die Augen; die Felswand in meinem Rücken und der Boden unter meinen Füßen glühten; dazu warf die Sonne so brennende Strahlen auf den hellen Sand, daß ich oft schmerzhaft die Augen schließen mußte. Dennoch fuhr ich fort zu malen; es war mir gerade darum zu thun, daß mein Bildchen den vollen, warmen Farbenton der Mittagsbeleuchtung trug. Plötzlich nahm die ganze Gegend für mich einen blauen Schein an, der sich von Moment zu Moment verdunkelte, und nach Verlauf von fünf Minuten sah ich Nichts mehr. Erschreckt schloß ich die Augen, um sie ein Weilchen ruhen zu lassen, und den Staub von ihnen abzuhalten; vergebens, als ich sie nach einer Viertelstunde wieder öffnete, war ich so blind wie zuvor; um mich schien es Nacht, ich hörte nur das immer stärkere Brausen des Windes, und fühlte die stechende Hitze der Sonne. Blindlings suchte ich nun mit den Händen meine Geräthschaften zusammen und machte mich tappend und tastend auf den Weg zu meiner Wohnung. Als mein Pferd meinen Schritt im Hof erkannte, wieherte es mir einen fröhlichen Gruß, und mein Diener, der seit ein paar Tagen krank war und sein Lager im Pferdestall genommen hatte, rief nur von Weitem:

„Sind Sie es, Herr?“

„Ich bin es," antwortete ich; „bleibe ruhig liegen."

In diesem Zustand der Verlassenheit schien mir meine Wohnung noch trostloser; ich vernahm in meinem Zimmer nichts als das Gesumme der zahllosen Fliegen und das Geräusch der Mäuse, die sich vor mir zu retten suchten; die Luft war schwül; mit einem einzigen Messerschnitt riß ich die leinenen Tücher vor meinem Fenster von oben bis unten auf und warf mich halb verzweifelt auf mein Lager; bald war ich eingeschlafen. Als ich erwachte, aber, o Freude! ich konnte wieder sehen. Zwar fühlte ich noch einen dumpfen Schmerz im Kopf, und meine Augen waren trübe und verschwollen, aber ich sah doch wieder, sah die hereinbrechende Dämmerung, sah wieder die Fliegen, die meine Wände von oben bis unten bedeckten, als seien sie schwarz bemalt; sah wieder die lustigen Mäuschen, die zu Dutzenden auf meinen Papieren und Kleidern umherspazierten. Glücklich war ich der drohenden Gefahr der Blindheit, der ewigen Nacht, entronnen.

Die Abende brachte ich in Gesellschaft des Lieutenant R. meist auf dem bereits mehrfach erwähnten, sogenannten „großen Platze" in einem Kaffeehause zu, wo man das beste Trinkwasser fand. Da der Bach, der einzige, der die Oase erhält, und der zum Glück niemals versiegt, nahe vorüberfloß, so war es immer leidlich frisch, klar, ohne üblen Geruch und Geschmack. Hier fanden sich daher auch die Elegants der Stadt zusammen, unter denen keiner mir angenehmer auffiel, als der junge Aouïmer. Er ging immer weiß gekleidet, ohne Burnus, und in seinem Ansehen, so wie in seiner Stimme hatte er etwas Weibliches. In seinem Wesen verband er Grazie und Feuer; er besaß eine gewisse vornehme Nachlässigkeit und anmuthigen Frohsinn; sein Mund und seine Augen waren wie zum Lächeln geschaffen, und unter seinen Kameraden galt er für treu und tapfer, für einen tüchtigen Soldaten und brillanten Reiter. Dennoch war er im Kaffeehause offenbar am besten an seinem Platz; hier verkürzte er uns die Stunden durch sein zauberisches Flötenspiel oder durch seinen Tanz, den er selbst sich durch das Singen reizender, immer neuer Melodien begleitete.

Die Frauen des Landes, die ich von meiner Terrasse aus oft beobachtete, wenn sie am Bach Wasser schöpften, waren nach gewöhnlichen Begriffen nicht eben schön zu nennen; aber sie besaßen alle eine gewisse Hoheit, einen unleugbaren Adel in ihrer Haltung. Es waren große Gestalten, mit dunkeln, in Flechten geordneten Haaren, mit Augen, die durch einen dunkeln bläulichen Kreis, der sie umgab, noch schwärzer erschienen, und mit einem etwas fahlen Teint, der weder erbleichen noch erröthen konnte. Es giebt hier kein Zwischenalter zwischen dem Kinde und der Frau; das „junge Mädchen" ist hier das „kleine Mädchen". Schon mit zehn Jahren

sind sie oft verlobt; mit zwölf Jahren bereits verheirathet, und eine sechzehnjährige Frau pflegt oft schon drei Kinder zu haben. Das Alter tritt sehr früh bei ihnen ein; als Kinder sind sie wahrhaft reizend. Ihr Loos in der Ehe ist bekannt: sie sind im Hause zugleich Mutter, Amme, Dienstmagd, Weber, Schneider und Stallknecht; sie sind recht eigentlich das Lastthier des Hauses, während der Mann seine Zeit in Muße bei einer Pfeife zubringt.

Gegen mich waren die Frauen äußerst scheu und zurückhaltend, besonders seitdem sie meine Absicht, sie zu malen, durchschaut. Es war unmöglich, sie zu einer Sitzung zu bewegen; Bitten, Vorstellungen, Geld, Alles war umsonst. Sie nahmen meine freundlichen Worte und namentlich meine Geschenke zwar ziemlich artig auf; kaum aber holte ich den Zeichenapparat hervor, so daß mein eigentliches Begehr ihnen klar ward, so waren sie aufgebracht und empört, wie denn überhaupt die Malerei in den Augen der Mohamedaner ein höchst schimpfliches Handwerk ist.

Erst seit man meinen Umgang mit dem Lieutenant R. bemerkt, stieg ich etwas in der Gunst der Araber; er besaß viele Freunde in der Stadt; er war ein wenig Arzt, that wo er konnte den Armen wohl, und so gelang es auch mir, durch seine Vermittelung einige Bekanntschaften anzuknüpfen.

Einst waren wir in ein Haus eingetreten, in dem der Lieutenant eine hübsche junge Frau wußte; kaum hatten wir indessen eine Unterhaltung mit ihr begonnen, als auch athemlos schon der Mann herbeigelaufen kam. „Ihr habt nichts von uns zu besorgen,“ sagte mein Freund etwas beleidigt; der Araber aber antwortete nicht, sondern setzte sich boshaft lächelnd uns gegenüber und sah uns mit verbissenem Aerger an. Da wir ihm offenbar sehr unwillkommene Gäste waren, so entfernten wir uns bald, und ich hörte beim Hinausgehen, wie der Mann gegen die Frau zu schelten anfing; auch unterschied ich das dem Araber sehr geläufige Wort „Rache“ dabei.

Eine Stunde später sah ich meinen Diener Achmet in lebhafter Unterhaltung mit dem Mann; rasch und erschrocken aber brachen sie ab, als sie mich bemerkten.

„Du scheinst den Kaufmann Karra zu kennen?“ fragte ich am Abend meinen Diener.

Achmet erzählte mir nun mit weitläufigen Worten, daß er eigentlich nur zu seinem Vergnügen bei mir diene, weil er die Ausländer liebe, daß er aber nach dem Lohn wenig frage, indem er im Süden einen reichen Vater habe, der Zelte und Heerden vollauf besitze und ihm ansehnliche Summen Geldes zukommen lasse. Auch kürzlich habe er einen tüchtigen Beutel voll Duros erhalten, die Karra in seinem Geschäft anlegen und ihm verzinsen solle.

Nur über die Bedingungen seien sie noch nicht ganz einig, und sie hätten gerade darüber berathen, als ich sie in ihrem Geschäft unterbrochen. Als ich nun von der Frau des Karra zu reden begann, gab er mir zu verstehen, daß er meine Absichten in Bezug auf sie wohl durchschaue, daß ich sie aber nur getrost aufgeben möchte, weil bereits alle Ehemänner der Stadt mich mit mißtrauischen Blicken betrachteten, und daß ich, wenn ich wieder Lust hätte, ein arabisches Haus zu besuchen, nur vor Allem meinen Farbenkasten zurücklassen möchte.

Achmet war offenbar meinem Interesse entgegen. Von dem aber, was er mir in Bezug auf sein väterliches Vermögen sagte, glaubte ich kein Wort.

„Wenn Du so gute Einnahmen hast," entgegnete ich ihm, „so thätest Du wohl, Dir einen Burnus zu kaufen, und Dich nicht jede Nacht des meinigen zu bedienen."

Bald war mir die ganze Angelegenheit aus dem Sinn gekommen. —

Inzwischen neigte sich die Zeit meines Aufenthaltes in El-Aghout ihrem Ende zu. Das Klima fing an, mir unerträglich zu werden; wir lebten im hohen Sommer, hatten gewöhnlich einen Thermometerstand von sechzig Graden in der Sonne und fünfzig im Schatten, und ich litt entsetzlich vom Durst. Dabei zeigte die Luft fortdauernd dieselbe Klarheit, und wenn ich Mittags über den Platz schritt, so war es nicht anders, als wollte mir die Sonne mit ihren glühenden, senkrecht herabgesandten Pfeilen die Hirnschale durchbohren. Schon früh um sechs Uhr fühlte man sich erschöpft und ermattet; die Leute sahen noch bleicher aus, als früher, und die Kaffeehäuser waren selbst am Abend wie ausgestorben. „Wo werden wir die Nacht zubringen?" Diese Frage ward tagtäglich wiederholt; denn in den Wohnungen konnte man vor Schwüle schon längst nicht mehr schlafen. Jeder, dem ein Garten zu Gebote stand, flüchtete sich dahin; mein Freund R. und ich, wir ließen uns gewöhnlich eine Decke in einen Winkel des Platzes legen und streckten uns hier zur Ruhe nieder.

Am letzten Abend vor meiner Abreise befand ich mich, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, mit dem Lieutenant auf meinem Zimmer; meine Bücher waren gepackt, meine Karten und Zeichnungen aufgerollt; auch der Koffer stand schon bereit, der meine Kleidungsstücke aufnehmen sollte. Da griff ich nach der Schatulle, in der ich meine Baarschaft zu verwahren pflegte; wie groß aber war mein Schreck, als ich sie leer fand! Ich war bestohlen, und zwar so gründlich bestohlen, daß mir nichts mehr übrig blieb als zwei Fünffrankenstücke, die zwischen ein paar Chokoladentafeln verborgen gelegen hatten. Wir sahen uns beide groß an.

„Verlieren wir keine Zeit,“ sagte der Lieutenant; „eilen Sie schnell hinunter auf den Platz.“

In demselben Augenblick kam mein Diener Achmet mit großen Schritten die Treppe herauf und an meinem Zimmer vorüber; er konnte die leere Schatulle und meine an der Erde ausgebreitete Wäsche sehen. Mit uns zugleich war er wieder auf der Straße.

„Halten Sie ihn nur drei Minuten lang auf,“ sagte der Lieutenant weiter; „und wenn er ausreißen will, so fassen Sie ihn, oder rufen Sie.“

Achmet rauchte mit herausfordernder Miene eine Cigarre, summte ein Lied dabei und blinzte mich seitwärts an. Ich that ein Gleiches; denn ich zögerte noch, mich seiner auf einen bloßen Verdacht hin zu bemächtigen. Auf dem Platz sah man nur noch wenige Leute, da es bereits ziemlich dunkel war.

Nach drei Minuten erschien der Lieutenant wieder.

„Was haben Sie gemacht?“ rief er schon von Weitem.

Ich wandte mich um; Achmet war fort. Wir liefen ihm nach, so schnell wir konnten. Zwei Schritte vor meiner Thür war eine Straßenecke, dann noch eine und wieder eine; endlich standen wir an einem tiefen Graben, an welchem ein nackter Araber sein Zeug wusch.

„Hast Du nicht einen Mann mit rother Weste und Burnus hier vorbei laufen sehen?“

„Ja,“ erwiderte er, indem er den Graben entlang wies; „dort ist er durch's Wasser hindurchgegangen.“

„Lassen Sie ihn,“ sagte der Lieutenant; „er wird sich diese Nacht in den Gärten verbergen; morgen am Tage werden wir ihn finden.“

„Aber wenn er den Tag nicht abwartet, um weiter zu entkommen?“

„Wohin zum Teufel sollte er gehen; er könnte zwei, vier, sechs Tage laufen, ehe er auch nur eine Dattel zu essen findet; das Fortlaufen ist hier in der Wüste nicht so leicht; man muß sich zuvor verproviantiren.“

Dennoch ergriffen wir unsere Maßregeln; zwei Reiter wurden an der Grenze der Oase aufgestellt; auch ward eine Nachtwache beordert. Wir wollten unterdessen in einigen Häusern der Stadt Nachsuchung halten, mit denen, wie wir glaubten, Achmet in Verbindung stehen könne. Ein Kaffeewirth, bei dem wir vorüberkamen, theilte uns mit, Achmet sei die Nacht zuvor bei ihm gewesen, habe viel Geld verthan, alle seine Freunde bewirthet und auch hier das Mährchen von seines Vaters Hammelheerden erzählt.

Unsere übrigen Schritte blieben erfolglos, und gegen zehn Uhr trafen wir wieder vor meiner Wohnung ein. Da huschte plötzlich eine weiße Gestalt an der Mauer entlang; unser „Wer da?" blieb ohne Antwort; schnell aber sprang der Lieutenant hinzu, und triumphirend rief er:

„Ich habe ihn!"

„Lassen Sie mich los," sagte der Unglückliche, „oder Sie sind des Todes!"

Mit kräftiger Faust warf ihn der Lieutenant zu Boden, und im nächsten Augenblick kam auch schon auf einen lauten Ruf sein Diener, der kräftige Moloud, zu unsrer Unterstützung herbei.

„Wo hast Du das Geld, Schurke?" fragte ich.

Achmet, der wohl sah, daß Widerstand hier nichts mehr helfen konnte, führte uns zu Karra, und versprach, Alles wieder heraus zu geben.

Das Auge des hinterlistigen Kaufmanns nahm einen seltsamen Ausdruck der Ueberraschung an, als er uns mit Achmet vor seinem Laden erblickte. Dieser selbst sagte mit kleinlauter Stimme:

„Gieb' das Geld!"

Karra zögerte noch; er wußte nicht, was dies Alles zu bedeuten habe; endlich aber hielt er es doch für das Gerathenste, den alten Strumpf hervor zu holen, in dem das Geld verborgen war. Ich zählte es rasch nach; es war vielleicht die Hälfte meines früheren Besitzes; die andere hatte Achmet und seinen Freunden ein paar fröhliche Nächte verschafft.

„Du Narr, warum mußtest Du auch stehlen?" sagte Moloud freundlich zurechtweisend, ohne indessen den Dieb loszulassen.

„Ich konnte nicht anders," erwiderte dieser, „das Geld lag vor mir; es stand geschrieben, daß ich es nehmen würde, und ich nahm es!"

Dieser kleine Vorfall gab mir hinlänglichen Stoff zum Nachdenken; ich hatte einsehen lernen, daß bei Dienern von so fatalistischer Lebensanschauung die Nachlässigkeit des Herrn gefährlich werden kann; und ich führte hinfort Niemand mehr in Versuchung. —

Dies Alles hinderte mich natürlich nicht, am nächsten Tage wieder nach dem Norden abzureisen. Mit Sehnsucht, ja fast mit einem Gefühl von Heimweh, dachte ich an Medeah, wo ich, obwohl der eigentlichen Heimath noch immer so fern, doch die Spuren europäischer Kultur und meine alten Freunde wiederfinden sollte, wo ich vor allen Dingen endlich meinen brennenden Durst wieder löschen durfte. Dieses unaufhörliche, immer gleiche, durch nichts

zu stillende Gefühl des Durstes, das man in der Wüste empfindet, wirkt im höchsten Grade abspannend auf die Nerven; gleich einem drückenden Alp lastet es zuletzt im höchsten Grade auf Leib und Seele; es bemächtigt sich gänzlich unseres Denkens und Wollens. Wie eine fixe Idee schwebte mir beständig der Gedanke an ein frisches, klares Wasser, an ein bis zum Rande gefülltes Glas des reinen, eisigen Gebirgswassers vor; Alles in mir verwandelte sich gleichsam in sinnlichen Appetit, in das Verlangen, mich zur Genüge satt zu trinken.

Dennoch hatte ich auch El-Aghout gewissermaßen lieb gewonnen; es war in dieser, mit allen ihren Bedürfnissen nur auf sich selbst angewiesenen Wüstenstadt, in dieser absonderlichen, mit nichts Anderm zu vergleichenden Natur, in diesem weiten, einsamen Horizont, eine gewisse Hoheit und Größe, die mich mit Bewunderung erfüllte und mich mit Wehmuth scheiden ließ von diesem „Land des Durstes".

Die große Sahara.

I.

Von Metlily nach Haoussa.

Ich traf in Metlily, der bedeutendsten Stadt auf der Grenze zwischen der großen und kleinen Sahara, ein, als eben eine Karavane ausgerüstet ward, die über Touat nach Süden, dem großen Reich der Neger, ziehen wollte, um Waaren zu verkaufen und neue zu erhandeln. Aber nicht nur Leute von Profession waren dabei betheiligt, auch Scheik's, Gelehrte, Taleb's und Marabu's zogen mit, um die Wunder der großen Wüste, ihre unabsehbaren Sandstrecken, ihre blühenden Oasen, ihre reichen Ksars oder Städte, und die fabelhaften Reiche von Timbuktu und Haoussa kennen zu lernen, wo man die Haut der Büffel und Strauße, die Zähne der Elephanten und die Leiber der Schwarzen für einige Säcke Salz oder für einen armseligen, wollenen Burnus erhandelt, wo man Gold für Silber kauft, um als reicher Mann zu den Seinigen zurück zu kehren. Die frohe Aufregung, die in der Stadt Metlily herrschte, wirkte sympathisch auch auf mich, und rasch war mein Entschluß gefaßt, mich der Karavane anzuschließen. Jeder Mitreisende suchte sich vier Kameele zu verschaffen; drei derselben wurden mit seinen Waaren, eines mit seinen Kleidern und Lebensmitteln beladen; denn Jeder war verpflichtet, einen Vorrath an Kuskussu und Datteln, an Butter und Fleisch, ein paar Wasserschläuche u. s. w. für seinen Bedarf mit sich zu nehmen.

Der als Führer an der Spitze des Unternehmens stehende Khebir war ein Mann aus dem großen arabischen Stamm der Tuareks, die in der Wüste selbst, und zwar in dem Gebirge „Gebel-Hoggar" ihre Wohnstätten haben.

Obwohl noch immer in freundlichen Verbindungen mit seinen Stammgenossen, hatte er doch vor Jahren schon dem wilden Aben-

reurer- und Räuberleben in der Wüste entsagt, sich in Metlily niedergelassen und verheirathet. Da aber das seßhafte Leben der Stadt seiner Thatkraft und Energie nicht Stoff genug darbot, so ward er endlich Karavanenführer. Wie Wenige war er dieser schweren Aufgabe gewachsen; er war jung und kräftig, aber zugleich vorsichtig und erfahren, von erprobter Rechtlichkeit, Kühnheit und Klugheit. Er kannte den Lauf der Sterne, um mit ihrer Hülfe den Weg durch das spurlose Sandmeer zu finden; er kannte die Quellen, Brunnen und Weideplätze, so wie die Gefahren gewisser Gegenden. Er hatte Verbindungen angeknüpft mit allen Stamm-Oberhäuptern, deren Territorium wir berühren mußten; auch war er eingeweiht in die Arzneikunde, um die vorkommenden Krankheiten und Verwundungen, den Biß der Schlangen und Skorpionen heilen zu können. Denn unumschränkt ist die Macht des Khebirs über die Karavane, die ihn zum Oberhaupt erwählt; Jeder muß ihm blind gehorchen. Zunächst unter ihm stehen die „Schuafin" oder Späher, welche das Land erkunden; ein öffentlicher Ausrufer, ein Muezzin und ein Khodja oder Schriftführer, der den Unterhandlungen vorstehen, sie regeln und aufsetzen muß, und der im Todesfall eines der Reisenden den letzten Willen desselben empfängt. Wie aber ihm, dem Khebir, Alles unterthan ist, so ist er für Alle verantwortlich; er muß die ihm anvertraute Karavane vor allen Unfällen — wenn nicht Gottes Hand sie verhängt — beschützen; er muß für Jeden, der durch seine Schuld stirbt, Schaden nimmt oder sich verirrt, die „Dia", den Blutpreis, bezahlen; er ist strafbar, wenn es der Karavane an Wasser mangelt, oder wenn sie in die Hände von Räubern geräth.

An einem Montag, als dem vom Propheten selbst zur Reise anbefohlenen Tage, brachen wir auf. Die Waaren, die wir mitführten, bestanden hauptsächlich in Nähnadeln, Korallen, Glaswaaren, Papier, Schwefel, Zimmet, Tüchern, Wachs, Strohhüten, Eisen- und Stahlwaaren. Bei unserm Auszug gab uns die zahlreiche Menge der Bewohner von Metlily das Geleit; es waren die Verwandten, Freunde und Nachbarn der Reisenden; viele weinten; auch mir traten die Thränen in die Augen, und ich gedachte der Meinigen, die fern im Norden, in Europa weilten und nicht ahnten, daß ich mich so eben hinauswagte in das unermeßliche Sandmeer mit seinen Wogen, Stürmen und Klippen.

Als wir die Stadt verlassen hatten und den hinter Metlily sich ausdehnenden Palmenwald betraten, begegneten wir der schönen Mezauda, der Frau eines Scheiks, die in Begleitung ihrer Sklavin mit gefülltem Fruchtkorb aus ihrem Garten kam. Alle nahmen diese Begegnung für ein gutes Vorzeichen; denn keine Frau in der ganzen Stadt galt für schöner und tugendhafter.

„Gott segnet unsere Reise!" rief Alles wie aus einem Munde; der Khebir aber trat auf sie zu und sprach:

„Dich hat Gott uns gesandt; löse Deinen Gürtel und lasse den Wind ihn entführen; bei unsrer Rückkunft geben wir Dir einen reichern und schönern, so wie ein Paar der niedlichsten Pantoffeln aus Haoussa!"

„So Gott will," entgegnete die junge Frau, „werdet Ihr glücklich reisen und in Frieden heimkehren!"

Am Abend ließen wir uns an einem Brunnen nieder; der Khebir schlug sein rindledernes Zelt auf — er war der einzige, der eins besaß — wir andern bildeten einen großen Kreis um ihn. Wir schliefen während der ganzen Reise in freier Luft auf unserm Gepäck und nur mit unserm Burnus zugedeckt. Auch die bei jeder Niederlassung nothwendigen Geschäfte wurden vom ersten Tage an gleichmäßig vertheilt: Einige von uns mußten die Kameele hüten, Andere Wasser holen; noch Andere Holz schlagen und die Letzten die Küche besorgen. Eben so mußten wir einander mit den Nachtwachen ablösen.

Als wir Alle um den Khebir Platz genommen, ergriff er das Wort:

„Meine Kinder," sagte er, „möge Gott uns Allen eine glückliche Heimkehr verleihen von unsrer langen und mühevollen Reise. Auf jedem Schritt droht uns Gefahr; nur Vorsicht und Klugheit können sie abwenden. Thut also, wie ich Euch sage.

„Gehet niemals barfuß; der steinige Boden verwundet die Füße und der Sand verbrennt sie, so daß sich zwischen der Haut und dem Fleisch schmerzhafte Blasen bilden. Auch liegen im Sande versteckt die Vipern, deren Biß den Tod bringt. Entblößet, besonders im Herbst und Frühjahr, niemals den Kopf; fürchtet den Stich der Sonne. Wenn Ihr Euch aber schlafen leget, so wendet das Antlitz vom Monde ab; denn Kopfweh und Rheumatismus folgen seinem Strahl. Schlafet niemals auf dem bloßen Sande, Ihr werdet mit dem Fieber aufstehen. Trinket niemals aus der Oeffnung des Schlauches, und niemals von dem Wasser, welches die Sonne im Schlauch erhitzt hat, ohne es zuvor an der Luft abzudämpfen; Ihr würdet Tod und Verderben trinken. Trinket auch nicht des Morgens nüchtern; der Durst würde Euch den ganzen Tag verfolgen. Trinket nur zwei Mal des Tages, und gießet das alte Wasser nicht fort, bevor Ihr nicht neues gefunden. Wenn der Wind unsere Schläuche austrocknet, so hütet Euch Datteln zu essen; sauget ein wenig von dem Saft einer Zwiebel und nehmet einen Schluck geschmolzener Butter; zwar wird der Durst nicht vollständig dadurch gelöscht, aber er wird gleichsam getäuscht und beruhigt. Auch kann man sich für Augenblicke die Zunge erfrischen,

indem man eine bleierne Kugel in den Mund nimmt. Uebrigens sage ich Euch, daß Niemand unter drei Tagen vor Durst verschmachtet, und daß wir, wenn es uns länger an Wasser fehlen sollte, ein Kameel schlachten, und uns mit dem in seinem Magen enthaltenen Wasser erquicken können. Bis zum Lande der Tuareks haben wir nichts zu fürchten; von da an aber werden neue Vorsichtsmaßregeln nöthig, die ich Euch zur Zeit angeben will."

Nachdem der Khebir seine Rede geschlossen, küßten wir ihm Alle die Hand und legten uns zur Ruhe. Kaum aber hatten wir die Augen geschlossen, so rief eine gewaltige Stimme:

„Halloh, Ihr Wachen, schlaft Ihr?"

Es war Cheggun, der von der Thür seines Zeltes aus diesen Ruf that.

„Wir schlafen nicht!" erwiderten die Wachen, und die Stille trat wieder ein.

Eine Stunde später wurden wir durch dieselbe Stimme erweckt, und so ging es von Stunde zu Stunde bis zum Morgen.

Diese Ordnung ward jede Nacht beobachtet; nur verstärkte sich, je weiter wir in der Wüste vorrückten, noch die Vorsicht unseres Khebir; mehrmals stand er dann in der Nacht auf, um nach den Wachen zu sehen; auch rief er mit lauter Stimme oft die Räuber an, die sich möglicher Weise in unsrer Nähe befinden und sich versucht fühlen könnten, uns anzugreifen:

„Sklaven Gottes, höret mich! Wer sich uns nahet, der nahet seinem Tode; er wird nichts dabei gewinnen, und wird die Seinigen nie wiedersehen. Habt Ihr Hunger? wir geben Euch zu essen. Habt Ihr Durst? wir geben Euch zu trinken. Seid Ihr nackt? wir wollen Euch kleiden. Seid Ihr müde? Ihr könnet bei uns ruhen. Wir sind friedliche Reisende, die Niemand übel wollen!"

Unter den Gewässern, auf welche wir in den nächsten Tagen stießen, fanden wir viele ausgetrocknet; denn die meisten Flüsse der Sahara, die von Norden nach Süden ihren Weg durch den Sand suchen, haben nur im Winter Wasser. In dem Bett der meisten hat man indessen Brunnen ausgehöhlt, die selten ganz versiegen. Ein Brunnen gilt in der Wüste für einen heiligen Ort, der, nachdem man oft Tagelang schmachtend unter den sengenden Strahlen der Sonne, auf dem gelbglühenden Sande dahin geschritten, nicht nur mit dankbarer Freude, nein mit tiefer Andacht begrüßt wird. Auch besteht gewissermaßen ein stillschweigendes Uebereinkommen unter den Reisenden, sein Wasser in keiner Weise zu vergeuden, ja, so oft es nöthig ist, die kleine steinerne Umfassungsmauer auszubessern, von dem angehäuften Sande zu reinigen und beim Aufbruch mit Reisig und Gras zu bedecken; denn ohne solche Vor-

kehrungen würden die Brunnen der Wüste sehr bald verschüttet und versandet sein.

Gewöhnlich hatten wir, so oft wir unser Nachtlager in der Nähe eines Wassers nahmen, sehr von den Angriffen wilder Thiere zu leiden; Hyänen, Füchse und namentlich Schakale versammelten sich hier in so großer Zahl, daß sie nicht selten in Schaaren auf unser Lager eindrangen, um die mit Mehl, Butter oder Datteln gefüllten Beutel von Bocksfell zu entwenden. Wenn wir sie aber mit ein paar Büchsenschüssen zu verjagen suchten, so rächten sie sich dadurch, daß sie die ganze Nacht ein durchdringendes Geheul ausstießen, bei dem es unmöglich war, ein Auge zuzuthun.

Eines Abends ließen wir uns bei dem Marabut des Sidi-Mohamed, dem von den Wüsten-Arabern als Herr der Kameele verehrten Heiligen, nieder. Rings um sein Grabmal fanden wir einen weiten Kirchhof, auf dem Hunderte von verunglückten oder ermordeten Karavanen-Reisenden beerdigt lagen.

„Meine Kinder," ergriff, als wir uns um ihn versammelt hatten, unser Khebir das Wort, „wir müssen hier unsere Vorsicht verdoppeln; wir befinden uns an einer der gefährlichsten Stellen zwischen Metlily und Timimoun. Gott allein weiß, wie viel Karavanen hier schon geplündert wurden; vor wenig Monaten noch fiel eine auf Abenteuer ausgezogene Schaar Tuareks einen Zug von Reisenden an; nicht einer derselben entkam; ihre Heerden aber wurden fortgetrieben in die fernen Thäler des Gebel-Hoggar. Redet also leise, meine Kinder, oder besser, redet gar nicht; Schweigen ist Gold. Verbindet die Mäuler Eurer Kameele, und wenn sie sich niedergestreckt haben, so geht nicht an ihnen vorüber, damit sie nicht beim Anblick ihrer Herren durch ihr Brüllen den lauernden Feind erwecken. Begnüget Euch für heute mit Datteln; wir dürfen kein Feuer anzünden, um Speisen zu kochen; gebrauchet auch nicht Euren Feuerstahl; denn die sprühenden Funken und der Rauch des Tabacks würden uns verrathen; es giebt Leute, die ihn meilenweit wittern."

Dennoch bemerkte der Khebir mitten in der Nacht drei Männer, die langsam und leise, auf dem Bauche kriechend, sich unsrer Karavane zu nähern suchten. Geschwind ließ auch er sich auf den Sand nieder, aber so unhörbar und geschickt, daß er von den nur mit ihren eigenen Anschlägen beschäftigten Marodeurs nicht bemerkt ward. Den Säbel im Munde kroch er vorwärts, wie sie, und glücklich gelang es ihm, sie zu umgehen und in ihren Rücken zu kommen. Als er sie unter den Händen hatte, richtete er sich plötzlich hoch empor und stieß einen durchdringenden Schrei aus. Die erschrockenen Diebe wollten die Flucht ergreifen; schon aber fiel einer von ihnen schwer zu Boden, von einem jener Säbelhiebe

in die Kniekehle getroffen, wie nur ein Tuarek sie zu thun versteht. Bei dem Schrei unseres Khebir sprangen wir Alle hinzu, und bald befanden auch die beiden andern Diebe sich in unsrer Gewalt. Es waren Hirten, die einige Meilen entfernt die Heerden ihres Scheiks weiden sollten, und sich hierherbegeben hatten, um Wasser zu schöpfen. Dabei hatten sie unsere Spuren entdeckt und den Versuch gewagt, uns zu bestehlen. Sie gaben indessen vor, uns als Feinde angesehen zu haben, und da wir nicht Lust hatten, sie als Gefangene mit uns zu führen, so thaten wir, als ob wir ihrer Aussage glaubten und ließen sie am andern Morgen laufen. Den Verwundeten aber ließen wir liegen, wo er gefallen war, denn sein Zustand war so jammernswerth, daß er ohne Zweifel nach wenigen Stunden starb.

Auf der nächsten Oase, welche wir antrafen, befand sich der Duar des Scheiks, in dessen Diensten der Unglückliche gestanden. Er hieß Abu-Beker, und nach den gewöhnlichen Begrüßungen fragte er Cheggun:

„Wie kommt es, daß Ihr vor zwei Nächten einen meiner Hirten getödtet habt, wie uns heute erst durch seine Kameraden gemeldet worden? Nach dem Gesetz schuldet ihr uns die Dia, und wir fordern sie hiermit von Euch.“

„O, Abu-Beker,“ entgegnete der Khebir, „den wir getödtet haben, war ein schändlicher Dieb, der sich bei Nacht in unser Lager stahl. Dennoch weigere ich mich nicht, Dir gerecht zu werden. Ich will die Dia zahlen.“

Die Dia oder der Blutpreis beträgt für den unfreiwilligen Mord an einem Mann der Stadt tausend Denare, für einen Wüstenbewohner hundert Kameele. Für den absichtlichen, böswilligen Mord aber giebt es keine andere Sühne, als das Leben des Mörders selbst, und die Rache erbt fort von Glied zu Glied. Ist es indessen bewiesen, daß der Mord aus Nothwehr, zur Vertheidigung geschah, so wird kein Blutpreis gezahlt.

Da nun über unsere Unschuld an dem Tode jenes Hirten kein Zweifel in dem Herzen Abu-Beker's blieb, so erließ er nicht nur dem Khebir die Zahlung, sondern sandte uns auch Hammelfleisch, Butter und Milch in's Lager, und kam selbst, an unsrer Mahlzeit Theil zu nehmen.

Den ersten längeren Aufenthalt, wie ihn jede Karavane auf ihrer Reise durch die Wüste oft für Wochen und Monate auf den Oasen und in den Ksars der Sahara nehmen muß, machten wir in der Stadt Guelea. Sie ist auf einem kegelförmigen, oben abgeplatteten Berge gelegen und ganz und gar aus Bruchsteinen aufgeführt, die nach der Behauptung der Einwohner von den Trümmern einer altrömischen Stadt herrühren; auch ist sie bei Weitem

besser gebaut, als die meisten andern Ksars der Wüste. Sie besteht aus etwa zweihundert Häusern, die mit einer hohen, starken, krenelirten Umfassungsmauer umgeben sind. Ein sehr guter, tiefer Brunnen spendet ein reichliches und treffliches Wasser; auch sprudelt am Fuß des Berges noch eine Quelle, deren Wasser sich in einem Bassin sammelt und zwanzig Kameele zu gleicher Zeit tränkt.

Die Stadt ist von unabsehbaren Dattelpflanzungen, Gärten und Weinbergen umgeben, in deren Besitz sich die Bewohner Guelea's und der Umgegend theilen. Wir verweilten hier sieben Tage, um unsere Waaren umzupacken und das Geschirr unsrer Kameele, so wie unser Schuhwerk, unsere Schläuche 2c. auszubessern. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, daß ein wilder Schwarm von Tuareks das Land zwischen Guelea und Timimoun durchstreife und jeden Verkehr unmöglich mache. Da unsere Zahl nur klein war und wir daher den Angriffen des Feindes nur geringen Widerstand bieten konnten, so riethen die Furchtsamsten, unsern Aufenthalt in der Stadt zu verlängern und erst günstigere Nachrichten abzuwarten. Dies wäre aber ein großer Zeitverlust gewesen, und Cheggun billigte dies Verfahren nicht.

„Da ich mit Euch bin," sagte er, „so habt Ihr von den Tuareks nichts zu befürchten; ich kenne sie Alle; habt Vertrauen zu mir, und brechen wir ohne Verzug auf!"

Niemand dachte nun mehr an Furcht; Alle setzten in den Khebir ein felsenfestes Vertrauen, wie Kinder auf ihren Vater. Als der Tag unsrer Abreise feststand, wollte der Scheik von Guelea uns noch bewirthen und lud uns zum Abendessen in sein Haus ein. Wir hatten schon früher heitere Stunden dort verlebt, und besonders hatte sein Sohn, ein Knabe von sieben oder acht Jahren, uns durch seine Anmuth und Lebhaftigkeit ergötzt. Er war der Abgott seines Vaters, und ich hatte ihm einen seidenen gestickten Burnus und ein Paar kleine gelbe Pantoffeln geschenkt. An diesem Abend jedoch erschien er nicht beim Essen, und als wir den Scheik nach ihm fragten, erwiderte dieser ausweichend:

„Mein Sohn liegt in tiefem Schlaf!"

Die Mahlzeit war sehr heiter und von lebhaften Gesprächen gewürzt. Da wir dem Scheik nun für seine Gastfreundschaft dankten, entgegnete er:

„Wie es das Gesetz befiehlt, habe ich keine Anstrengung gespart, um Euch mein Haus angenehm zu machen; alle Rücksicht, die der Wirth dem Gast schuldet, habe ich Euch bewiesen; nun aber bitte ich auch Euch um einen Beweis Eurer Freundschaft. Als ich Euch sagte: „Mein Sohn liegt in tiefem Schlaf", war er so eben von der Höhe der Terrasse herabgestürzt, wo er mit seiner

Mutter spielte, und hatte seinen Geist aufgegeben. Gott hat es gewollt; er gebe ihm Ruhe und Frieden! Um aber nicht die Freude Eures Festmahls zu stören, habe ich meinen Kummer beherrscht und meiner trostlosen Frau Schweigen geboten; ihre Thränen sind nicht bis zu Euch gedrungen. Wohnet nun morgen der Beerdigung meines Sohnes bei, um Eure Gebete mit den meinigen zu verbinden."

Diese Nachricht und die Charakterstärke des Scheiks erschütterten uns tief und gaben mir erst einen Begriff von der so oft genannten Heiligkeit der Gastfreundschaft bei den Arabern.

Kaum eine Tagereise weit von Guelea entfernt, begegneten wir einer Karavane, welche aus Aougherout, im Mittelpunkte des Touat, kam, wo sie Datteln eingekauft hatte. Die Reisenden theilten uns mit, daß sie wenige Stunden zuvor die Leichname von sieben erschlagenen Chambas gesehen; alle sieben hätten Säbelwunden in den Kniekehlen und Lanzenstiche in der Brust, kein einziger aber eine Schußwunde gehabt, ein sicheres Zeichen, daß die wilden Tuareks, die sich sehr selten der Feuerwaffen bedienen, die Mörder seien. Wie entsetzlich auch diese Nachricht lautete, Cheggun zeigte keine Unruhe, und sein unerschütterlicher Muth flößte auch uns Vertrauen ein. Wir fanden, wie wir es erwarteten, des folgenden Tages an der bezeichneten Stelle die sieben Leichen. Gern hätten wir sie beerdigt, aber es fehlte uns an Zeit, die Gräber tief genug zu graben, um sie vor der Gier der Hyänen, Schakale und Geier sicher zu stellen.

Wir befanden uns nun endlich in dem Touat, dieser fruchtbarsten Oase der Sahara, wo man so viel Städte und Dörfer als Tage im Jahre zählt. Alle sind sie von frischen Quellen durchrieselt, von Palmenwäldern umsäumt und mit einer Vegetation begabt, wie sie nicht üppiger und schöner zu denken ist. Hier trägt die Palme ihre Nüsse mit der süßen Milch und die saftigen Datteln; hier trägt die Banane ihre langen Schoten-Trauben, die Feige ihre vollen Birnen, der Wein seine großen, schwarzen Beeren. Hier grünen die üppigsten Matten, und ein lebhafter Handel treibt die Karavanen von Markt zu Markt. Unter der Bevölkerung unterscheidet man zwei Stämme; der eine ist durch häufig eingegangene Verbindungen mit Negerinnen eine Art von Mulattenvolk geworden; der andere hat die Reinheit seines arabischen Blutes gewahrt. Die Männer des letztern scheeren sich die eine Seite des Kopfes kahl, während sie an der andern das Haar wachsen lassen. Die Frauen gehen selten verschleiert; der Verkehr beider Geschlechter ist überhaupt ein sehr freier und die skandalösen Liebes-Abenteuer sind an der Tagesordnung. Von unseren mitgebrachten Waaren fanden wir schon in Timimoun Gelegenheit, die

meisten zu verkaufen; wir nahmen Haïks und Burnus dafür, die im Lande der Neger sehr beliebt sind. Im Mittelpunkt der Stadt erhebt sich die kleine Festung Kasba. Hier befinden sich unter dem Schutz einer Wache die Geldsummen und andern Reichthümer der Bewohner niedergelegt, um sie vor den Ueberfällen der raubgierigen, wilden Berberstämme zu sichern, welche die Sahara durchschweifen. Vor einigen Jahren war die Stadt das Opfer einer solchen grausamen Plünderung geworden, und die verübten Greuelthaten lebten noch in Aller Munde. Timimoun hat wie die meisten Ksars der Sahara eine republikanische Verfassung; eine Versammlung der vornehmsten Bewohner entscheidet über Recht und Unrecht, und die meist öffentlich vollzogenen Leibesstrafen sind sehr streng. Ebenso entscheidet die Versammlung oder „Djema" über Kriegserklärungen, Waffenthaten, Friedensschlüsse u. s. w.

Nachdem wir seit elf Tagen in Timimoun anwesend waren, traf eine zweihundert Kameele starke Karavane aus dem Sudan ein. Sie hatte Stoffe, Leder und Goldstaub eingekauft; ihr Haupt-Reichthum aber bestand in zweihundert Negern und Negerinnen. Diese wollten sie in Timimoun verkaufen und dann denselben Weg mit uns zurückreisen. Da die Vereinigung mit dieser Karavane sehr zu unsrer Sicherheit beitragen konnte, so warteten wir die Beendigung ihrer Geschäft ab und schwuren dann bei unserm gemeinschaftlichen Aufbruch, Alle für Einen und Einer für Alle zu stehen.

In dem Ksar Timmi lernte ich bald darauf einen Ort kennen, der weit und breit berühmt war wegen der Weisheit eines Mannes, der hier gelebt hatte und erst vor wenigen Jahren gestorben war. Sein Name war El-Belbali, und aus weiter Ferne waren oft die Leute herbeigekommen, um seine Entscheidung schwieriger Rechtsfälle zu vernehmen. Folgende Begebenheit, die man mir erzählte, hatte ihm zuerst den Ruf der Weisheit verschafft:

Eine Frau hatte, ohne daß Einer vom Andern wußte, zwei Männer auf einmal geheirathet, und in den betreffenden zwei Ehekontrakten festgesetzt, daß der eine nur vom Sonnenaufgang bis zum Anbruch der Nacht, der andere nur vom Anbruch der Nacht bis zum Sonnenaufgang Zutritt bei ihr haben sollte. Zwei Kadi's, die einander nicht kannten, hatten nach muselmännischem Ritus diese doppelte Verbindung eingesegnet, ohne hinter der sonderbaren Bedingung, welche die Frau dem Gatten stellte, etwas Arges zu vermuthen.

So verging ein Jahr. Dank der strengen Pünktlichkeit der Frau waren die beiden Ehemänner einander nie begegnet, und der Friede und die glückliche Harmonie dieser sonderbaren Haushaltung waren bisher durch Nichts gestört worden. Da geschah es, daß

die Frau einen Knaben gebar; jeder der Männer glaubte sich bei diesem frohen Ereigniß verpflichtet, nicht erst die gewöhnliche Stunde seines Besuches abzuwarten, sondern athemlos kamen beide zu gleicher Zeit in Begleitung eines Arztes herbeigelaufen. Wie vorauszusehen, entspann sich alsbald ein heftiger Zank; einer schalt dem andern einen Narren und Verrückten, und keiner war geneigt, im andern die Rechte des Gatten und Vaters anzuerkennen. Endlich ergriff die Frau das Wort.

„Keiner von Euch ist närrisch oder verrückt," sagte sie, „Ihr seid alle Beide meine Männer!"

Regungslos vor Verwunderung starrten sich beide nun an; dann liefen sie fort zum nächsten Kadi Beide brachten hier gleich triftige Gründe und Beweise für die Rechtmäßigkeit ihrer Ehe und ihre Ansprüche auf den Knaben vor, so daß der Kadi lange mit seinem Urtheil zögerte.

„Wenn das Kind in der Nacht geboren ist," entgegnete er endlich, „so gehört es dem Herrn der Nacht; ist es aber am Tage geboren, so gehört es dem Herrn des Tages."

Neue Verlegenheit! das Kind hatte genau um die Zeit des Sonnenuntergangs das Licht der Welt erblickt.

El-Belbali hörte von diesem Streit und ließ die Männer, die Frau und das Kind zu sich kommen. Dann nahm er drei Eierschalen von ganz gleichem Gewicht. Zwei derselben ließ er, jede mit dem Blute des einen Mannes, die dritte mit dem des Kindes füllen, und wog sie im Vergleich zu einander. Während das Blut des einen Mannes leichter war als das des andern, zeigte es eine völlige Gleichheit mit dem des Knaben.

„Im Namen Gottes," sagte nun El-Belbali, „erkläre ich Dich für den Vater des Kindes; es ist Dein, nimm es mit Dir!"

Bei diesen Worten brach die versammelte Menge, die mit gespannter Aufmerksamkeit dem Vorgange zugeschaut, in lauten Jubel aus, und der Ruf der Weisheit El-Belbali's verbreitete sich von Stund' an von Haus zu Haus und von Stadt zu Stadt. —

Noch immer hatten wir von den gefürchteten Räuberbanden nichts gespürt; das einzige Unglück, das uns bisher zugestoßen, bestand darin, daß einer unsrer Gesellschaft gestorben war. Trotz der Warnung des Khebir hatte er nämlich, von heftigem Durst getrieben, seinen Mund an den Schlauch gelegt, und vergessen, das Wasser erst in einer Schale abdämpfen zu lassen. In Folge der schädlichen Gase nun, welche die Hitze der Sonne im Schlauch entwickelt und wodurch die Flüssigkeit gewissermaßen vergiftet worden, war der Mann schwer erkrankt und trotz der Bemühungen des Khebir in heftigen Krämpfen gestorben.

Bald nach diesem Ereigniß sahen wir eines Morgens vierzig

Reiter von verdächtigem Aussehen auf uns zukommen. Als sie uns nahe genug waren, um von uns gehört zu werden, rief Cheggun sie mit gewaltiger Stimme an und gebot ihnen Halt. So groß war die Macht dieses Mannes selbst über Unbekannte, daß sie augenblicklich gehorchten. Cheggun ritt auf sie zu und wir sahen, daß sich eine lebhafte Unterhaltung zwischen ihm und den Reitern entspann. Uns blieb inzwischen Zeit, sie zu beobachten; sie waren mit Schild, Lanze und Säbel bewaffnet; der Anführer allein trug eine Büchse; ihre Kleidung bestand in einem wollenen Haïk, und von der turbanähnlichen Kopfbedeckung hing ein schwarzer Schleier herab, an dem wir sofort die Tuareks erkannten.

Nach einer Weile kehrte der Khebir zu uns zurück.

„Fürchtet Nichts, meine Kinder," sagte er, „mit Gottes Hülfe wird die Gefahr vorübergehen."

Dabei ergriff er ein paar große Packete Taback und wandte sich wieder zu der feindlichen Schaar. Dieses Geschenk schien sie auch wirklich zu befriedigen; denn einen Augenblick später war die ganze Bande verschwunden. Der Khebir erzählte uns nun, was vorgegangen war.

„Cheggun," hatte der Anführer der Tuareks gesagt, „überlaß uns diese Karavane als Beute; die Heimath der Leute ist weit entfernt; wir betrachten sie als unsere Feinde; mach' gemeinschaftliche Sache mit uns, kehre zurück zum Stamm Deiner Väter und genieße Deine erworbenen Schätze!"

„Was fordert Ihr von mir?" hatte ihm der Khebir entgegnet; „diese Leute haben mir zu essen und zu trinken gegeben; sie sind mir von ihren Scheiks anvertraut worden und ich habe bei meinem Leben geschworen, sie zu beschützen. Wenn Ihr also meine Brüder seid, so laßt sie in Frieden ziehen; nur über meinen Leichnam geht der Weg zu ihnen."

Darauf hatte er ihnen Geschenke geboten, ihnen noch reichere Geschenke bei unserm Durchzug durch ihr Land verheißen, und so waren wir der Gefahr glücklich entgangen. —

Je näher wir den Wohnplätzen der Tuareks, den engen Thälern des Gebel-Hogger kamen, je häufiger wurden dergleichen Begegnungen. Cheggun ging nun beständig vor uns her, und so oft sich größere oder kleinere feindliche Trupps zeigten, redete er sie an, suchte sie zu versöhnen und durch Geschenke zu gewinnen. Um über das Gebirge zu gelangen, mußten wir unsere Marschordnung gänzlich ändern. Es führt nämlich nur ein einziger enger Paß aus der Sahara über den Gebel-Hoggar zu dem Negerlande, und dieser windet sich so schroff und schmal an den gefährlichsten Felsabhängen hinan, daß die Karavanen, welche diese Berge passiren, jeden Augenblick dem Sturz in die schwindelnden Tiefen ausgesetzt

sind. Nur vorsichtig, eines dem andern folgend, zogen unsere schwer beladenen Kameele den kaum zwei Fuß breiten Weg entlang, und nur der äußersten Vorsicht und weisen Erfahrung unseres Khebir hatten wir es zu danken, daß wir ohne allen Schaden und Verlust diese schwere Aufgabe vollbrachten. Plötzlich bemerkten wir an einer Stelle, wo sich von dem steilen Pfad, den wir hinanklommen, seitwärts ein Thal abzweigte, einige zwanzig Tuareks auf schönen Mahari, der edelsten und schnellsten Race der Kameele. So wie sie unser ansichtig wurden, schienen sie mit einander zu berathen; dann flogen sie schnell wie Pfeile auf ihren zierlich gebauten Thieren zu uns heran. Wir waren nicht ohne Besorgniß, und Cheggun's Blick folgte jeder Bewegung der Reiter.

„Es ist keine Gefahr vorhanden," rief er endlich, „ich erkenne Biska, das Oberhaupt des ganzen Stammes; eilen wir ihm entgegen!"

Biska war ein noch junger Mann, von hoher, schlanker Gestalt und blauen Augen, die unter seinem schwarzen Schleier wie Sterne durch die Nacht blitzten. Sein gelblichbraunes Mahari war das schönste Thier, das man sehen konnte; seine Ohren glichen denen der Gazelle, sein Hals war schlanker als der des Straußes, und wenn auch die Aussage seines Herrn, daß es hundert Meilen in einem Tage zurücklege, übertrieben sein mochte, so versicherte doch Cheggun, daß eine Tagereise von vierzig Meilen seine Kräfte nicht überstieg.

Biska, der mit unserm Khebir schon seit Jahren befreundet war und der seine großen Reichthümer zum Theil den Geschenken der durchziehenden Karavanen verdankte, hieß uns willkommen und lud uns in seinen Duar ein. Kaum hatten wir unser Lager aufgeschlagen, so erschienen ein paar Diener unseres Wirthes mit vier fetten Kameelen.

„Erkennet die Gastfreundschaft des Scheiks," sagten sie, und im selben Augenblick fielen, von einem Säbelhieb in die Kniekehlen getroffen, die vier Kameele zu Boden. Die armen Thiere brüllten und wimmerten schmerzlich; vergebens versuchten sie wieder aufzustehen; wir machten ihrem Leiden rasch ein Ende, und vertheilten und verspeisten sie mit Appetit; denn seit langer Zeit war schon kein frisches Fleisch mehr auf unsere Zunge gekommen.

Nach dem Essen versammelte uns Cheggun um sein Zelt.

„Liebe Kinder," sprach er mit gedämpfter Stimme, „wir sind hier bei den Tuareks; Ihr wißt, es sind grausame Leute; sie leben nur vom Gut andrer Menschen. Zwar sind wir ohne Unglück bis hierhergekommen; um aber auch glücklich weiter zu gelangen, müssen wir den Durchzug bezahlen. Euer Leben ist mehr werth, als die Güter der Welt. Bringen wir also morgen, wenn wir ihm für

die Diffa danken, Biska, seiner Frau und seinen Kindern ansehnliche Geschenke mit."

Auch Biska suchte am andern Tage unsern Khebir zu überreden, als einer der Ihrigen wieder in die Thäler des Gebel-Hoggar zurückzukehren.

„Wir wissen es wohl," sprach er, „Ihr Leute der Städte scheltet uns Wüstenbewohner unreinliche Araber, die wie Heuschrecken immer auf der Reise seien, die weder Bäder, Moscheen noch Wälder kennen, die kaum Wasser genug zum Trinken haben. Ihr dagegen rühmt Euch, Korn und Honig, Holz und Wasser, Zucker und Kaffee, Seife und Wohlgerüche, Eisen und Stahl vollauf zu besitzen.

„Ich aber sage Dir: Glücklich ist nur der Saharier! Unser Beruf, unsere Neigung, unsere Bestimmung ist nur die Liebe, die Jagd, der Krieg; das leichtfüßige Mahari, das zierliche Windspiel sind unsere Gefährten; die Sonne, der Mond und die Sterne unsere Wegweiser. Unsere Frauen sind alle schön; schlank ist ihr Wuchs und weiß sind ihre Zähne. Auf friedlichen Kameelen wohnen sie unsrer Fantasia bei und verschönern unsere Kämpfe. Sie weben unsere Betten und Decken, unsere Säcke und Kleider; sie arbeiten allein, während wir, die stolzen Saharier, nur der Freude und dem Genuß leben! Für uns existiren die Schrecken des Samum nicht; denn bricht der Orkan herein, so wittern unsere klugen Thiere ihn im Voraus und tragen uns in den Schutz einer sichern Felswand. Für uns giebt es nicht Hunger noch Durst; wir kennen die Brunnen und Grasplätze, an denen unsere Heimath reich ist; und schläft auch die Natur auf den sandigen Steppen einen Todesschlaf, so träumt sie doch in den Oasen den schönsten Traum des Paradieses, das Ihr für immer verloren habt!"

Wohl glänzten während dieser Rede die Augen Cheggun's; seine Brust athmete schneller, und der ganze Reiz des wilden, freien Wüstenlebens schien in seiner Erinnerung wieder wach zu werden. Dennoch vermochten Biska's Worte nichts über ihn; er blieb seiner Pflicht und seinem Wort getreu.

Bald hatten wir den Gebel-Hoggar im Rücken und tauchten von Neuem in das große Sandmeer. Mehrmals fanden wir jetzt Gelegenheit, Strauße zu erlegen und dadurch unsere Mahlzeiten zu bereichern und zu verschönern. Besonders eines Tages kehrten die auf Kundschaft ausgezogenen Schuasin mit der Nachricht in unser Lager zurück, daß sich kaum eine Stunde entfernt eine ungeheure Straußheerde aufhalte. Geschwind brachen wir auf und erlegten nicht weniger als zwanzig dieser kostbaren Thiere, die ein Gewitter hier versammelt hatte. Sobald nämlich ein solches heraufzieht, geräth der Strauß außer sich vor Vergnügen; in großen

Schaaren eilt er nach der Gegend, wo er es blitzen sieht, springt in den possierlichsten Capriolen umher, läßt sich umringen und von einem einzigen Schlag auf seinen sehr empfindlichen Kopf zu Boden werfen. —

Die Hitze war jetzt zuweilen so drückend und die Luft so schwer und schwül, daß wir kaum athmen konnten; ein düsteres Schweigen herrschte durch die ganze Karavane, und nur des Khebirs Versicherung, daß wir uns einem neuen Gebirgszuge näherten, wo wir rasten und einer erfrischenden Kühle genießen würden, hielt unsern Muth noch einigermaßen aufrecht.

Mehrere Tage schon hatten wir fast alle Quellen und Brunnen, auf die wir uns gefreut, dürr und trocken wie den Sand der Sahara selbst gefunden; das wenige Wasser aber, das unsere Schläuche noch enthielten, war übelschmeckend und erregte bei Vielen Unwohlsein und Erbrechen. Da färbte sich plötzlich eines Tages gegen Mittag der Himmel mit jenem verhängnißvollen, wetterleuchtenden, gelbrothen Schein, der das untrügliche Zeichen eines heraufziehenden Samum ist, jenes Wüstenorkanes, der Tod und Verderben säend, Hunderte von Meilen in einer Sekunde durchfliegt, ganze Berge von Kies und Sand vor sich herjagt, und oft wie eine Lawine über die schützenden Palmen der Oasen stürzt. Unsere Kameele stießen, sobald sein giftiger Athem in einzelnen Stößen daherschnaubte und mit sengender Gluth in ihre Eingeweide drang, ein herzzerreißendes, gurgelndes Wehegeschrei aus; ihre großen Augen verdrehten sich krampfhaft und ihre Knie wankten. Hier erst zeigte sich der ganze überlegene Muth unseres Khebir. Ihm schien das drohende Wetter nichts anzuhaben; mit ruhiger, ja mit heiterer Miene ging er von Einem zum Andern; mit freundlichen Worten trieb er uns zur Eile an, die hier allein retten konnte; er malte uns mit lockenden Farben, wie wir geborgen seien, wenn wir nur noch wenige Stunden entfernte Gebirge vor dem völligen Ausbruch des Orkans erreichten.

Selbst die Thiere schienen seine Worte zu verstehen; mit Windesschnelle jagten sie in den Zwischenräumen dahin, welche noch die einzelnen Windstöße von einander trennten, und wirklich lagerten wir nach wenig Stunden in einem Thal, das vor dem Unwetter einigermaßen geschützt lag. Es war aber auch die höchste Zeit; denn während der letzten halben Stunde, die wir im Wüstensande dahineilten, brüllte der Sturm bereits in seiner ganzen Wuth. Heerden von Gazellen, Füchsen, Hyänen und Schakalen, den flüchtigen Strauß, ja selbst den Löwen, den Sultan der Wüste, sahen wir in wilder Flucht dem rettenden Gebirge zu jagen oder ächzend zusammenbrechen.

Mehrere Tage mußten wir in unserm Versteck rasten, ehe wir

uns wieder hinauswagen konnten. Am Saum des Gebirges aber fanden wir eine namenlose Verwüstung; Alles war mit Sand überschwemmt; Bäume und Sträucher entwurzelt und zerknickt; Leichname und Gerippe zahlloser Thiere lagen umher zerstreut, an denen bereits ganze Flüge von Geiern und Raben unter wollüstigem Krächzen ihre scheußlichen Orgien feierten.

II.

Aufenthalt in Kaschena und Rückkehr.

Ohne weitere Unfälle gelangten wir endlich an das Ziel unserer Reise, nach Kaschena, der Hauptstadt des Königreichs Haoussa. Dieses wird von zwei verschiedenen Völkerschaften, den Fullanen und Koholanen, bewohnt und von einem Sultan beherrscht. Die Fullanen gehören ursprünglich der weißen Menschenrace an; sie waren im Lande der schwarzen Koholanen nur Sklaven und Hirten, und wurden von ihren Herren auf vielerlei Weise mit Grausamkeit gequält; oft ließ der Herrscher ihnen die Kinder entreißen und an die Karavanen verkaufen, und bauten sie Reis, Mais und Baumwolle, so nahmen ihre Herren den besten Theil davon.

Da endlich erhoben sie sich eines Tages alle wie ein Mann, bekämpften und besiegten ihre Unterdrücker und leben seitdem als die Herren des Landes, während nun die Neger die Sklaven und Diener geworden sind.

Die Fullanen sind Anhänger des Mohamedanismus, und ihr Bestreben geht dahin, auch die Neger für diese Religion zu gewinnen. Die Mittel, deren sie sich dazu bedienen, sind freilich sehr grausam: jeder Neger, der sich weigert, den Propheten zu bekennen, wird als Sklave verkauft.

Bei unserm Einzug in die Stadt wurden wir durch die neugierigen Bewohner in Menge empfangen. Nie habe ich komischere und zum Theil dummere Gesichter gesehen, als unter den Männern, Frauen und Kindern, die uns umringten. Mit ihrer uns vollkommen unverständlichen Sprache schwatzten sie auf uns los, als wären wir alte Freunde und Bekannte; sie waren von glänzend schwarzer Hautfarbe, mit dicken Lippen, wolligem Haar, kleiner Stirn und plattgedrückter Nase, lauter Koholanen. Von den Fullanen zeigten sich bei dieser Gelegenheit nur wenige; an diesen aber

bemerkte man eine helle Bronzefarbe mit leichtem Anflug von Roth. In der Kleidung der beiden Völkerschaften war nur ein geringer Unterschied sichtbar; der großen Hitze wegen hatte man so wenig Umstände als möglich damit gemacht; ja einige Negerinnen trugen nichts als ein einfaches Tuch um die Hüften geschlungen und waren außerdem ganz nackt. Uebrigens lebten auch Araber aus allen Ländern in Kaschena, und bei diesen nahmen wir während unseres Aufenthaltes in der Stadt Quartier.

Am nächsten Morgen sagte mir der Khebir, daß ich ihn auf seinem Besuche bei dem Statthalter des Sultans begleiten solle. Omar bewohnte ein unermeßlich großes Haus, an dessen Thor zahlreiche Wachen aufgestellt waren. Im Haupthof befanden sich an einer Kette zwei gewaltige Löwen mit schwarzer Mähne, die indessen, ohne von uns die mindeste Notiz zu nehmen, in ihrer schlafenden Stellung verharrten. Eben so wenig beachtete uns ein frei umherlaufender Elephant, der eben von einem Sklaven mit Gras und Maisblättern gefüttert ward; eine Anzahl Strauße dagegen ergriff bei unserm Anblick, heftig mit den Flügeln schlagend, die Flucht in den Garten. In einem großen Saale fanden wir, auf einer mit Teppichen und Kissen bedeckten Estrade sitzend, den Statthalter. Die Wände seines Zimmers waren mit Löwenfellen, Straußeiern, Pfeilen, Bogen, Säbeln und Lanzen, mit musikalischen Instrumenten und Scharlachstoffen geschmückt. An einigen Stellen hatte man rohe Gemälde von Vögeln in grellem Roth und Grün angebracht. Omar hieß uns durch einen Dolmetscher in seinem Lande willkommen; er gab uns die Erlaubniß, zu verkaufen und zu kaufen, was uns beliebte, und versprach, uns seinen Schutz angedeihen zu lassen, ja er gab in unserm Beisein einem Beamten den ausdrücklichen Befehl, über unsere Sicherheit zu wachen; „und," fügte er hinzu, „sollte diesen Reisenden auch nur eine Nähnadel gestohlen werden, so schwöre ich, den Schuldigen auf dem Markt verkaufen zu lassen."

Hierauf verabschiedeten wir uns von Omar, der uns aufforderte, ihn bald wieder mit unserm Besuch zu erfreuen.

Obwohl unsere arabischen Wirthe alle Sorgfalt für uns bewiesen, so waren wir doch genöthigt, zur Bereitung unsrer Speisen und Reinigung unsrer Zimmer jeder eine Negerin zu kaufen; meine Reisegefährten schienen dabei mit ihrer Wahl vollkommen zufrieden; ich aber hatte tagtäglich meine Verwunderung über die Begriffe und Ansichten einer Negerin von Reinlichkeit und Ordnung.

In den Häusern Kaschena's lernte ich, dasjenige des Statthalters ausgenommen, jämmerliche Bauwerke aus Lehm und Schmutz kennen, in denen die Regenzeit eine entsetzliche Verwüstung an-

richtete. Es ist nicht genug, daß das ganze Jahr über an diesen elenden Wohnungen geflickt und ausgebessert werden muß; nein, sie müssen fast jedes Jahr ganz neu aufgebaut werden. Dazu macht die Unsauberkeit der Straßen und die Ausdünstung der während der Regenzeit entstehenden Sümpfe die Stadt zu einem der ungesundesten Orte, in welchem oft Monate lang bösartige Fieber wüthen.

Nachdem wir zwei volle Monate in Kaschena zugebracht, waren endlich unsere Handelsgeschäfte beseitigt. Die meisten meiner Gefährten hatten für ihre mitgebrachten Waaren Neger oder Negerinnen erhandelt, von deren Wiederverkauf in Metlily sie sich glänzenden Vortheil versprachen. Ich selbst leistete natürlich auf diesen aller Christenpflicht widersprechenden Handel Verzicht, und begnügte mich mit ein paar Beutelchen voll Goldstaub. Bald genug waren auch die übrigen Vorbereitungen getroffen und unsere Abreise ging vor sich. Außer den vierhundert Sklaven, die wir mit uns führten, hatte sich uns auch eine Menge von fremden Kaufleuten angeschlossen, so daß wir alle zusammen über zweitausend Menschen mit dritthalbtausend Kameelen zählten. Kaschena hatte keinen Platz, der groß genug gewesen wäre, uns Alle zu fassen, und so mußten wir uns vor den Gärten der Stadt versammeln. Nichts war hierbei schwieriger, als die Beaufsichtigung der Sklaven; die Frauen waren immer zwei und zwei mit den Füßen, die Männer zu acht oder zehn an einander gebunden. Dennoch war die Gefahr, daß sie ihren Besitzern entlaufen möchten, sehr groß. Der Instinkt der Freiheit und die Furcht, von den Weißen aufgegessen zu werden, ist bei den Negern so stark, daß sie tausend Listen ersinnen und keine Anstrengung scheuen, um zu entkommen. Ihr Sträuben, als sich endlich unser Zug in Bewegung setzte, war herzzerreißend; sie schrieen, weinten, jammerten und riefen einander ein letztes Lebewohl zu. Einige warfen sich zu Boden und rangen sich an ihren Ketten, indem sie dieselben zu zerreißen suchten, die Hände blutig; andere klammerten sich an Bäumen und Sträuchern fest. Weder gute noch böse Worte vermochten das Mindeste über sie; nur mit Peitschenhieben konnte man sie endlich zwingen.

Unser erstes Nachtlager schlugen wir nur wenige Meilen von Kaschena entfernt auf, in einer weiten Ebene, wo wir Holz, Wasser und Gras fanden; es hatte nämlich einen Tag zuvor heftig geregnet, und dies ist in der Wüste hinreichend, in einer einzigen Nacht den Sand in ein Wiesenland umzuschaffen; freilich versengt schon morgen die Sonne wieder, was heute so fröhlich aus dem Boden hervorsproßte. Einige der ältesten Negerinnen, die wir nicht mit angekettet hatten, mußten unsere Mahlzeit bereiten; die

übrigen, Männer und Frauen, mit der bei Allen freigelassenen linken Hand beim Abladen der Kameele helfen.

Am andern Morgen gebar eine der Negerinnen einen Knaben; der Khebir befahl, sie sammt ihrem Kinde auf einem Kameele weich und sicher zu betten, und auch am nächsten Abend trug er Sorge, daß sie nicht an die andern angekettet blieb, sondern eine weiche Matte und stärkende Nahrung erhielt. Der Besitzer unterzog sich diesen Vorschriften sehr gern, als er aber am Morgen nach ihr sehen wollte, war sie sammt dem Kinde verschwunden; sie hatte es in einem mit Straußfedern gefüllten Korb auf dem Kopfe fortgetragen. Sogleich wurden Anstalten zu ihrer Verfolgung getroffen, und wirklich fand man sie ein paar Meilen vom Lager entfernt in einem Gebüsch versteckt, wo sie so eben ihr Kind tränkte und von ihrem anstrengenden Marsch ausruhte.

Diese Verfolgung war aber ein beträchtlicher Zeitverlust für uns gewesen, und unser Khebir benutzte daher die Gelegenheit, alle Sklavenbesitzer zur Wachsamkeit zu ermahnen und ihnen anzukündigen, daß, wenn wieder Sklaven durch ihre Nachlässigkeit entliefen, er dieselben ihrem Schicksal überlassen würde.

Fast aber schien es, als ob dergleichen Befürchtungen grundlos seien; die Sklaven, welche während der ersten Tage noch finster, verschlossen und halsstarrig waren, fingen bald darauf an, eine freundlichere Gemüthsart, guten Willen und Dankbarkeit gegen ihre neuen Herren zu zeigen. Vor allen andern zeichnete sich hierin ein junger Bursche, Namens Mebrouk, aus; er war zuvorkommend und unterwürfig wie ein Kind, zu jeder Arbeit erbötig und geschickt. Seinen Herrn redete er nur „Abi“ (mein Vater) an; er behauptete, nie bessere Tage gekannt zu haben, als bei ihm, und that auf alle Weise seine Zufriedenheit kund, den Fullanen entronnen zu sein, die ihn früher oder später doch getödtet haben würden. Auch bat er, ihn in dem neuen Glauben zu unterrichten und ihn beten zu lehren. Sein Herr blieb bei so viel Liebenswürdigkeit nicht ungerührt; er erleichterte ihm seine Lage von Tag zu Tag mehr und nahm ihm endlich seine Ketten ab.

„Abi,“ sagte der junge Mensch eines Tages, „ich habe unter den übrigen Sklaven fünf meiner besten Freunde gefunden; Du thätest wohl, sie zu kaufen, sie sind gesund und stark wie ich; ihr Herz ist ohne Falsch; ja sie lieben Dich schon jetzt für das Gute, was Du an mir thust!“

Der Herr versprach, die Sache zu überlegen, und voller Freude lief Mebrouk zu seinen Gefährten, um ihnen, wie er sagte, ihr bevorstehendes Glück zu verkünden.

Was er ihnen jedoch in Wirklichkeit verkündete, war, daß er,

wenn Alles schliefe, heimlich kommen würde, ihre Ketten zu zerbrechen. Am nächsten Morgen waren alle sechs verschwunden.

Bei dieser Nachricht stellte sich der Khebir sofort an die Spitze einer Reiterschaar; im Galopp flogen sie davon und durchstreiften und durchsuchten das Land nach allen Richtungen hin; aber der Boden war hier so mit Strauchwerk bewachsen und mit Hügeln besäet, daß nur zwei der Flüchtigen eingeholt wurden; die durch ihre Ketten an den Füßen verwundet, ihren Genossen nicht hatten folgen können. Mebrouk war jedoch nicht bei ihnen, und nie habe ich erfahren, was aus ihm geworden ist.

Der Khebir war übrigens durch diesen Vorfall sehr erzürnt; er versammelte uns Alle um sich, und mit finstrer Stirn begann er zu reden:

„Kinder der Sünde, warum höret Ihr nicht auf meine Worte; alle Tage wiederhole ich Euch, nicht schlafen zu gehen, ohne die Ketten Eurer Sklaven zu prüfen. Seid Ihr nicht allzumal Narren? Der Neger, der Euch zehn Budjou's gekostet hat, ist schon fünfzig werth! Zum letzten Male sage ich Euch, ich halte den Zug der Karavane nicht mehr auf, um Euren Sklaven nachzuspüren; wer sich die seinigen wieder entwischen läßt, mag den Schaden tragen!"

Als Lehre für die Zukunft war es nun aber sehr wichtig, zu erfahren, durch welches geschickte Mittel Mebrouk seinen Gefährten die Ketten geöffnet hatte. Cheggun stellte die beiden Flüchtigen hierüber zur Rede; aber weder Zureden noch Drohungen entlockten ihnen eine Silbe. Da ward er endlich zornig und befahl, ihnen vor den Augen aller übrigen Sklaven Stockschläge zu geben. Einer der beiden Neger ward sofort ergriffen, und die Züchtigung begann. Schon beim zweiten Schlage war der Stock roth gefärbt, und das Blut lief an den schwarzen Schenkeln des Burschen herunter. Dennoch redete der Halsstarrige nicht; sein schluchzender Athem und ein paar zuckende Bewegungen allein verriethen, daß man nicht auf einen Leichnam schlug.

„Halt ein, Abi!" rief er endlich, „ich werde Alles sagen."

Auf ein Zeichen Cheggun's ließen die Diener ab.

„Rede," rief der Khebir nun dem Neger zu; „wie habt Ihr Eure Ketten zerbrochen und wo sind sie geblieben?"

„Herr, ich habe sie mit meinem Amulet berührt, und sie sind zerschmolzen."

„Haut zu," donnerte der Khebir, „schlagt stärker; er hat gelogen!"

Die Stöcke fielen jetzt so schwer auf den Lügner herab, daß sie ein großes Stück seiner Haut fortrissen.

„Abi, halt ein, halt ein; ich will reden, ich will gestehen!" heulte der Bursche.

„Hund von einem Heiden, ich lasse Dich tödten, wenn Du wieder lügst," sagte Cheggun.

„Beim Haupt meines Vaters, ich rede die Wahrheit," entgegnete der Sklave. „Während der Nacht kroch Mebrouk leise auf dem Sande zu uns heran. Er brachte in einer Kürbisflasche siedendes Oel und goß es in die Schlösser unsrer Ketten. Auf diese Weise geschmeidig gemacht, gab der Riegel nach, und wir waren frei; nur bei zweien wollte sich die Kette nicht lösen, mit denen ihre Füße an einander geschlossen waren; sie haben sie mitgeschleppt und tragen sie noch."

Man war jetzt dem Elenden behülflich, sich aufzurichten; blutend und wimmernd schleppte er sich zu den Füßen seines Herrn, und streute sich zum Zeichen seiner Buße und Unterwerfung Sand auf den Kopf.

Er hatte nicht weniger als hundertzwanzig Stockschläge bedurft, um ihm sein Geheimniß zu entreißen, und gerechtermaßen sollte sein Mitschuldiger eine gleiche Strafe empfangen. Der Besitzer wandte dagegen ein, daß so schwer verwundet die beiden Leute für alle Welt ein Hinderniß würden; ja daß sie sterben könnten, und daß sein Verlust ja ohnehin schon groß genug sei.

Cheggun, dessen Herz immer zur Milde geneigt war, erklärte sich gern damit einverstanden, und befahl am andern Morgen selbst, den Kranken auf ein Kameel zu setzen.

Kaum war die eben beschriebene Exekution vollzogen, als zwei von Cheggun's Leuten, die mit zur Verfolgung der entlaufenen Sklaven beordert gewesen waren und sich etwas weiter hinausgewagt hatten, in's Lager zurückkamen und dem Khebir verkündeten, daß sie die Spuren von zwei Negern entdeckt und bis zu einem Dickicht verfolgt hätten; hier aber seien sie umgekehrt, aus Furcht zu sehr hinter der Karavane zurück zu bleiben.

„Tüchtige Reiter," fügten sie hinzu, „könnten die Flüchtigen noch immer einholen; denn da sie ihre Ketten nicht haben abstreifen können und immer Seite an Seite an einander gefesselt sind, wie es ihre Fußtapfen aufweisen, können sie nur langsam vorwärts kommen."

Bei dieser Nachricht schickte Cheggun augenblicklich nochmals zwanzig Reiter aus mit dem Befehl, wenn es nöthig wäre, die Nacht über zu rasten, und am andern Tage noch bis Mittag der Spur der Neger zu folgen. Da die Temperatur der Luft verhältnißmäßig kühl und angenehm war, und das Abenteuerliche der Aufgabe mich reizte, so schloß ich mich den Reitern an. Ich lernte hierbei den Scharfblick unsrer beiden Führer bewundern, die Spuren der Flüchtigen selbst danach zu entdecken und zu verfolgen, wo das ungeübte Auge des Europäers nichts sieht. Die Spuren-Kenntniß

wird bei den Arabern förmlich wissenschaftlich betrieben, und die Namen der Koriphäen dieser Wissenschaft leben unsterblich im Munde ihrer Schüler und Nachfolger. Ein erfahrener Späher erkennt z. B. an der Fußspur, ob ein Mensch jung oder alt, einheimisch oder fremd, und beim weiblichen Geschlecht, ob sie von einer Frau oder einem Mädchen herrührt. Ob nun die Weisheit unsrer Führer so weit reichte, weiß ich nicht zu sagen; Zeuge war ich jedoch, wie auf dem Sande und im Sumpf, auf den Bergen und im Gesträuch selbst ein niedergetretener Grashalm, oder ein zerknittertes Blättchen ihnen als Wegweiser diente, und wie wir immer wieder, wie oft wir uns auch auf falschem Wege glaubten, auf die Spuren der Verfolgten stießen. Die Nacht gebot uns endlich Halt; aber schon beim Sonnenaufgang machten wir uns von Neuem an unsere Aufgabe. Es mochte etwa acht Uhr sein, als unsere Führer plötzlich riefen:

„Haltet die Waffen bereit; es ist ein Löwe hier."

Bei diesem schrecklichen Wort sehnte sich wohl mehr als einer von uns Zwanzigen unter sein Zelt zurück; dennoch wurden alle Büchsen geladen.

„Die Schritte des Löwen folgen denen der Neger," riefen die Führer wieder; „seid Männer; er kann nicht mehr weit sein!"

Wir traten jetzt in ein Gehölz ein, oder vielmehr in ein Dickicht von Strauchwerk, wo sich nur von Entfernung zu Entfernung einige große Bäume befanden; hier waren die breiten Tatzen des Löwen deutlich sichtbar; er schien die Neger vor sich her gejagt zu haben, wie der Hund das Wild. Wir hielten uns so eng bei einander, wie es der verwachsene Weg erlaubte; schweigend gingen wir vorwärts, die Führer immer voran. Plötzlich wandten sie sich um.

„Sehet!" sagten sie.

Es war ein entsetzlicher Anblick: Ein ungeheurer Löwe schlief im Schatten eines Baumes, auf dem sich ein Neger versteckt hielt, der durch eine Kette an seinen Gefährten gefesselt war, oder vielmehr an die Ueberreste seines halb verschlungenen Gefährten. Unsere erschreckten Kameele machten sofort Kehrt, und nur allmälig gelang es uns, sie zu beruhigen. Leise und vorsichtig beschlossen wir jetzt, uns dem Unthier zu Fuß zu nahen und unsere zwanzig Büchsen alle auf einmal in seinen Kopf zu entladen. Ohne Zweifel war er jedoch durch das Geräusch, was wir verursacht, aufgewacht; denn als wir ankamen, war er verschwunden. Der Neger allein beharrte, an allen Gliedern zitternd, noch in seiner trostlosen Stellung.

Die traurige Geschichte war bald erzählt; die beiden Sklaven hatten sich vor der Verfolgung des Löwen auf den Baum zu retten

versucht; der wenigst schnelle aber war dabei von dem Ungeheuer gepackt, herunter gerissen und vor den Augen seines Freundes erwürgt worden. Nur mit Mühe konnten wir den verstümmelten Leichnam von der Kette befreien; den Geretteten aber führten wir im Triumph zurück in's Lager. Die Angst, die er duldete, war indessen so groß gewesen, daß er in ein hitziges Fieber verfiel und noch am selben Abend starb.

Rasch setzten wir nun unsere Reise fort, um die versäumte Zeit so viel als möglich einzubringen. Auf der weiten, dürren Sandebene, welche Haoussa vom Gebel-Hoggar trennt, unfern der Stelle, wo uns schon einmal der wilde Samum überfallen, wurden wir auch jetzt wieder von einem gewaltigen Windschauer gefaßt, der uns in eine Wolke von Staub einhüllte. Einige unsrer Kameele, vom Schwindel ergriffen, gingen uns durch, und wir hatten, vom Staub fast erblindet, die größte Mühe, sie wieder einzufangen. Zum Glück gingen diese Windstöße bald vorüber, so daß wir unsere Reise fortsetzen konnten; aber unsere ganze Karavane war in Unordnung gerathen, und als wir Abends rasteten, stellte es sich heraus, daß ein Mann, ein Kaufmann aus Metlily, fehlte. Ohne Zweifel hatte er sich während des Sturmes verirrt und unsere rasch verwehten Spuren nicht mehr wiederfinden können.

Cheggun vermuthete, daß unser unglücklicher Gefährte vielleicht zum nächsten Brunnen zurückgekehrt sei, und an der Spitze von zwanzig Reitern brach er sogleich dahin auf. Vergebens! Halb todt vor Müdigkeit und Verzweiflung trafen sie am nächsten Tage wieder ein, ohne den Gesuchten gefunden zu haben. Gern hätte Cheggun noch einen neuen Versuch gemacht, aber die ganze Karavane widersetzte sich dem, weil wir nicht hinlänglich mit Wasser versehen waren, um länger mit der Weiterreise zögern zu dürfen. Wir hatten in der That drei beschwerliche Tage vor uns, während wir nichts sahen, als den unbewölkten Himmel und den nackten Sand. In dieser unabsehbaren Einöde zogen unsere dreitausend Kameele dahin, wie Ameisen auf ihrer Wanderung.

Wir waren erschöpft und ermattet bis auf's Aeußerste; der Staub, den so viele tausend zu gleicher Zeit erhobene Füße aufwirbelten, durchdrang allmälig unsere Kleider und bildete auf unserm Körper gleichsam noch eine zweite Haut. Selbst die Farbe unsrer Neger hatte er verwandelt; sie waren gelb geworden wie die Fullanen.

Endlich waren wir am Fuß des Gebel-Hoggar; die Tuareks erschienen sogleich, um uns Milch und Eier, Fleisch und Datteln zu bringen; auch kehrten wir abermals bei Biska ein. Unser diesmaliger Uebergang über das Gebirge war indessen nicht so glücklich, wie der erste; wir verloren über zwanzig Kameele, die mit

den Füßen an Kieseln strauchelten, und von Fels zu Felsen in die Abgründe rollten. Nur mit Gefahr unseres eignen Lebens gelang es uns zuweilen, die kostbare Ladung noch zu retten.

So groß auch die Sehnsucht Aller war, recht bald die Heimath wiederzusehen, so mußten wir doch in allen größern, schon früher genannten Ksars der Wüste wieder längere Zeit rasten, um unsere armen erschöpften Kameele zuweilen ruhen und die kranken und verwundeten heilen zu lassen. Dennoch herrschten allerlei Krankheiten so sehr unter ihnen, daß uns schließlich nur ein Drittel der ganzen Menge übrig blieb, mit denen wir Kaschena verlassen hatten. Wir selbst befanden uns, Dank der herzlichen Aufnahme und trefflichen Bewirthung, die wir überall fanden, sehr wohl und langten gesund in Metlily an.

Eine Tagereise vor der Stadt eilte uns Cheggun voraus, um unsere Wiederankunft zu verkünden; wir folgten langsam nach. Zwei Meilen von Metlily erhob sich plötzlich eine ungeheure Staubwolke vor unsern Augen; von zweihundert Reitern, welche die Fantasia ausführten, begleitet, kamen die Eltern, die Freunde, die Nachbarn der Weitgereisten uns entgegen. Bald lagen Alle einander in den Armen und eilten mit einander dem heimathlichen Dache zu. Auch die schöne Mezauda war nicht von uns vergessen; wir brachten ihr zwanzig Ellen Seidenzeug, vier Pfund Pfeffer aus Sudan und ein Paar schöne Pantoffeln aus Haoussa mit. Eine volle Woche dauerten die Freudenfeste; dann zogen Alle mit den hergeführten Waaren auf die Märkte.

Auch mein Herz trieb mich nun nach der Heimath zurück, und um tausend schöne Erinnerungen bereichert, pilgerte ich dem kühlen Norden wieder zu.

Aus Kairo.

I.

Es war gegen Ende des Monats September, als ich nach kurzem Aufenthalt von Alexandrien aufbrach, mit dem lebhaften Wunsche, recht bald nach Kairo, an das Ziel meiner Reise, zu gelangen. Ein Omnibus führte mich zu dem Einschiffungsplatz, an dem von Mohamed=Ali erbauten Kanal, der Alexandrien mit dem Nil verbindet. Bald befand ich mich auf dem kleinen Dampfschiff und in Gesellschaft von wenigstens achtzig Mitreisenden, darunter auch ein Derwisch, der den ganzen Tag damit hinbrachte, Gebete zu murmeln und die vorschriftsmäßigen Waschungen mit sich vorzunehmen. Die Ufer des Kanals waren eine Strecke entlang mit freundlichen Landhäusern besetzt, in denen die Morgenländer im prächtigsten Schatten von ihren Geschäften zu ruhen pflegten; dann aber dehnten sich zu beiden Seiten öde Landstrecken aus, welche kaum dann und wann eine magere Heerde oder ein elendes Dorf zeigten. Nach acht Stunden der langweiligsten Fahrt erreichten wir endlich das große Dorf Atfe, wo der Kanal in den Nil einmündet; ein größeres und bequemeres Schiff lag hier in Bereitschaft, und wir fuhren von nun an den Strom hinauf. Unmöglich ist es, eine herrlichere Aussicht auch nur zu träumen, als sich hier dem Blicke darbot. Der im vollen Wachsen begriffene Nil überfluthete die Landschaft weithin; Palmen= und Sykomorenwälder und zahllose Dörfer ragten wie eben so viele Inseln aus seinen Wassern hervor, und schwarze Büffel tauchten ihre plumpen, massenhaften Gestalten darin unter; in weiterer Ferne aber, wo die Wellen den Saum der Wüste bespülten, erspähete das Auge zuweilen ein Beduinenlager oder eine Karavane von Kameelen, die endlich am Horizont verschwanden. Der Abend beschenkte uns mit einem entzückenden Sonnenuntergang; wir schwammen auf Gold und Purpur dahin, und nachdem die Dämmerung ihren letzten

Schein verhaucht, entzündeten sich an dem tiefblauen Himmel die Sterne, größer und heller, als man sie je in Europa sieht. Die Eingeborenen waren bald entschlummert; die Morgenländer brachten die Nacht beim Spiel zu; ich aber, der ich nicht schlafen konnte, überließ mich den tausend neuen Eindrücken. Unsere Fahrt ging der heftigen Strömung und des widrigen Windes wegen äußerst langsam vor sich; sie dauerte noch den ganzen folgenden Tag, und es war fast zum zweiten Male Nacht, als wir endlich in Bulak, der Hafenstadt Kairo's, landeten. Ein herzlich schlechter Wagen, der alle Augenblick umzuwerfen oder zu zerbrechen drohte, trug mich der Hauptstadt Egyptens zu, und goldene Träume wiegten mich trotz eines harten Lagers die ganze Nacht.

Als ich mich am Abend schlafen gelegt, hatte ich wenig auf das Zimmer acht gegeben, in das man mich einquartiert; vom ersten Augenblick meines Erwachens an aber mißfiel es mir so sehr, daß ich mich auf der Stelle nach einem andern Hotel umzusehen beschloß. Ich wählte eins, was auf dem Esbekieh gelegen war. Dies ist ein im Westen Kairo's befindlicher weiter Platz. Ursprünglich eine tiefe, muschelförmige Ebene, verwandelte er sich früherhin bei jeder Ueberschwemmung des Nils in einen weiten See, und nachdem das Wasser wieder gefallen war, in eine schöne, üppig grüne Wiese, auf der zahlreiche Rinderheerden weideten. Mohamed Ali aber ließ den Boden dieser Ebene erhöhen, das Wasser durch einen Kanal ableiten, und schuf so den Esbekieh in den schönsten Platz Kairo's um. Herrliche Sykomoren machen ihn in jeder Jahreszeit zu einem reizenden Spaziergang. Auf der einen Seite schließt ihn die Umfassungsmauer der Stadt ab, auf den andern umgeben ihn ziemlich regelmäßige Häuserreihen, unter denen sich selbst einige Paläste befinden. Hier ist ein unaufhörliches Drängen und Wogen von Fußgängern und Reitern, von Kameelen und jenen kleinen Eseln, die in Kairo die Stelle der Fiaker vertreten. Auch sind im Schatten der Sykomoren eine Menge von Kaffeehäusern errichtet, wo die Araber ihr Lieblingsgetränk zu sich nehmen, rauchen und Domino spielen. Eben so finden sich in diesen Kaffeehäusern allabendlich die in Kairo so beliebten öffentlichen Erzähler ein, um die sich stets ein sehr zahlreiches Publikum versammelt.

An diesem Platz also war mein neugewähltes Hotel belegen; aber auch dieses sagte mir nur für kurze Zeit zu, und ich entschloß mich endlich, mir ein eigenes Haus zu miethen, das ich allein mit meiner sehr wenig zahlreichen Dienerschaft bewohnte. Mein Lieblingsplätzchen hier war die von Weinlaub beschattete Terrasse mit einem kleinen Belvedere, von wo ich eine entzückende Aussicht auf alle benachbarten Terrassen, eine Menge Minarets und Palmen-

gärten genoß. Dem meinigen gegenüber lagen zwei kleine Häuschen, die von sehr dürftigen arabischen Familien bewohnt schienen: meistens stets verschleierte Frauen, die den ganzen Tag auf der Terrasse arbeiteten. Mit einer derselben, der achtzehnjährigen, kräftig braunen Tochter einer Wäscherin, hatte ich bald Bekanntschaft geschlossen, und da die Straße, die uns trennte, äußerst schmal war, so konnten wir mit einander plaudern, ohne die Stimme mehr zu erheben, als ob wir uns in demselben Zimmer befänden.

In einem der Häuser meiner Nachbarschaft hatte gleich nach meinem Einzug ein Todesfall stattgefunden, und die gemietheten Klageweiber stießen zwanzig Tage hinter einander — denn so lange dauert die Trauerzeit — ein so klägliches Gewimmer und Geheul aus, daß der ganze Stadttheil unwillkürlich zur Theilnahme, wenigstens mit den Ohren, hingerissen ward. Auch eine Menge von Moscheen gehörten zu meiner Nachbarschaft, und während der ersten Nächte erweckte mich stets der Ruf der Muezzin, deren Stimme hoch aus der Luft, wie vom Himmel selbst durch das feierliche Schweigen der Nacht herniedertönte.

Meine erste Sorge, wenn ich in einer fremden Stadt ankomme, wo ich längere Zeit zu verweilen gedenke, ist, mich ganz geschwind aller der Dinge zu entledigen, die man pflichtgemäß in Augenschein nehmen muß, um nachher desto ungestörter meine Freiheit und Muße genießen zu können. So begab ich mich denn in Kairo vor allen Dingen nach der Citadelle, die von dem berühmten Saladin erbaut, später der Palast der mamelukkischen Sultane ward. Sie bildete ehemals gleichsam eine Stadt in der Stadt, und war noch vor nicht allzu langer Zeit von dem türkischen Pascha, dem Aga der Janitscharen und der Mehrzahl der höheren bürgerlichen und militärischen Würdenträger bewohnt; aber auch Kaufleute, Handwerker und alle Art von Volk hatte sich hier angesiedelt. Eine der größten Merkwürdigkeiten aber, die sich während des sechzehnten Jahrhunderts hier befand, war ein Taubenhaus, in dem man Brieftauben zog, welche die wichtigsten Depeschen der Regierung stets sicher in die weite Ferne trugen. Heutzutage findet man hier die Münze, eine Druckerei, eine Kanonengießerei, eine Waffenmanufaktur ꝛc. Auch zeigte man mir den berühmten Josephsbrunnen, der gleichfalls von Saladin in den Felsen ausgehöhlt worden ist; er hat eine Tiefe von 280 Fuß, und in seinen weiten Umfang führt ein Schneckengang, den man selbst zu Pferde betreten kann. Das Wasser wird vermittelst einer Winde heraufgeführt, die ein Paar Ochsen in Bewegung setzen.

Als ich aus den Eingeweiden der Erde wieder an's Tageslicht emporgestiegen war, begab ich mich nach dem ganz modernen Palast Mohamed-Ali's, den er jedoch selten bewohnt hatte, weil er sich

vorzugsweise gern in Alexandrien aufhielt. Dieser Palast war, wie fast alle orientalischen Bauten, im Aeußern höchst einfach, im Innern dagegen von einer blendenden Pracht.

An einem andern Tage unternahm ich in Gesellschaft eines italienischen Grafen und eines polnischen Offiziers einen Ausflug nach den Pyramiden. Wir traten um zehn Uhr Morgens auf Eseln unsern Ritt an; mein Diener Hassan zeigte uns den Weg, und ein andrer hatte den Transport unseres Mundvorraths für zwei Tage, denn so viel Zeit nahm unsere kleine Reise in Anspruch, und ein „Hotel zu den Pyramiden" oder dergleichen war, Dank dem Himmel! noch nicht vorhanden. In Giseh, einem schönen großen Dorfe, machten wir zuerst Halt; denn Hassan wollte hier zur Nahrung für die Thiere und sich selbst Bohnen einkaufen, die in hohen Haufen auf dem Markte aufgethürmt lagen, der Berge von Getreide und Orangen gar nicht zu gedenken. Ich nahm während dieses Aufenthalts die Brutöfen in Augenschein, welche die Haupt-Industrie Giseh's bilden. Für einen Korb voll Eier, den man bringt, erhält man einen Korb voll Hühnchen zurück, von denen jedoch die Feinschmecker behaupten, daß sie nicht gleichen Wohlgeschmack mit den auf natürlichem Wege von den Hennen ausgebrüteten besitzen.

Als wir Giseh verließen, nahm uns ein reizender Dattelwald auf, hinter welchem der Schauplatz der „Schlacht bei den Pyramiden" ist, wahrscheinlich so genannt, weil sonderbarer Weise die Pyramiden, die das Auge sonst überall aus meilenweiter Ferne entdeckt, gerade hier nicht sichtbar sind. Was wird auf diese Weise aber aus dem berühmten Wort von den „vier Jahrtausenden"? Das Land war durch das wachsende Wasser des Nils in lauter Sumpf und Morast verwandelt worden, so daß wir, um zum Ziel zu gelangen, überall beträchtliche Umwege machen mußten. Endlich standen wir an einem See, wo ein Nachen in Bereitschaft lag. Derselbe war aber viel zu klein für uns Alle, und nur zu zwei Malen, zuerst die Reiter und dann die Thiere, konnte unsere Ueberfahrt bewerkstelligt werden. Am entgegengesetzten Ufer luden uns ein halbes Dutzend nackte Beduinen auf ihre Schultern, um uns durch einen Bach zu tragen, das letzte Hinderniß, das uns noch von unserm Ziel trennte. Endlich stand ich am Fuß der großen Pyramide. Herr Mariette, der bekannte Alterthumsforscher, kam uns hier entgegen und führte uns freundlich bei sich ein. Dieses „bei sich" war hier ein altes egyptisches Grab, das er zum Domizil erwählt und in eine leidlich bequeme Wohnung umgeschaffen hatte. Durch einen kleinen, oben mit dürren Zweigen bedeckten Salon gelangten wir in zwei Seitenzimmer, die in einem Felsen ausgehöhlt waren, auf dem die Pyramide ruhte. Ein paar andere

Gräber dienten als Küche und Stall. Mit einigen wenigen Dienern hatte hier der gelehrte Einsiedler seinen Haushalt etablirt, der durch ein paar Esel, eine Gazelle, ein Wildschwein, ein halbes Dutzend Affen, Hunde und Katzen vervollständigt ward. Er war gerade beschäftigt, den berühmten Riesensphinx ausgraben zu lassen, dessen Bestimmung als Dekoration eines Grabes er zuerst richtig erkannt. Bis jetzt war indessen noch nicht viel mehr als der Kopf der Riesengestalt bloßgelegt, der eine Länge von achtzig Fuß maß, so daß sich in seinem Ohr bequem ein Mann verstecken konnte.

Als Wache sind bei den Pyramiden vierzehn Beduinen angestellt, die für die Sicherheit der Reisenden verantwortlich sind. Die üblichen Trinkgelder, die hier gezahlt werden, gehen in drei Theile, der eine gehört der Regierung, der zweite dem Scheik der Beduinen, und nur der dritte kommt diesen selbst zu Gute. Es ist daher nicht mehr als billig, daß sie sich durch allerlei Extrazahlungen, die sie dem Reisenden abdringen, zu entschädigen suchen. Es waren prächtige, kraftvolle Gestalten; ihr Costüm, dessen sie sich trotz der größten Hitze bedienen, bestand in einer Wollendecke, die selbst ein Pferd hätte erdrücken können. Ihre Unverschämtheit aber überstieg alle Grenzen; selbst die italienischen Ciceroni erschienen dagegen anspruchslos und bescheiden.

Die größte, die sogenannte Pyramide des Cheops, ist 458 Fuß hoch. Die ungeheuren Granitblöcke, welche die äußere Bekleidung bildeten, waren an vielen Stellen, wie es schien, mehr durch die Gewalt der Menschenhände, als der Zeit losgerissen, und das nackte, rohe Mauerwerk dadurch bloßgelegt worden. Auch lagen rings umher Schutt-Trümmerhaufen, über die hinweg man nur mit Anstrengung zu der kleinen Eingangspforte gelangte. Hier traten oder krochen wir nun vielmehr in einen niedrigen, engen, unebenen Gang hinein, der an einigen Stellen so durch abgebröckeltes Gestein verschüttet war, daß wir uns erst einen Weg bahnen mußten. Dazu kam der entsetzliche Gedanke, daß hinter uns sich nur ein einziger Block loszulösen brauchte, um uns den Rückweg für immer zu versperren, um uns für ewig lebendig hier zu begraben, um uns zu tödten vor Hunger, Durst und Verzweiflung. Die unverschämten Beduinen waren auch nicht im Mindesten geneigt, etwa durch ein beruhigendes Wort diese Angst zu beschwichtigen; einige gingen mit den Fackeln voran und zerrten mich bei den Armen nach; andere schritten hinter mir her und stießen mich mit den Füßen vorwärts. Und für diese freundliche Behandlung forderten sie mir an den gefährlichsten Stellen noch Trinkgelder ab in jenem Ton, in welchem man wohl „la bourse ou la vie“ zu fordern pflegt.

Endlich gelangten wir in die eigentliche Grabeskammer; hier

konnte man sich, wenn es auch weder Luft noch Licht gab, doch wenigstens aufrecht halten. Im Mittelpunkt stand ein Sarkophag, aus dem indessen die königliche Mumie längst an's Licht entführt worden war, so viel Sorgfalt auch die alten Egypter angewandt hatten, den Eingang zur Grabeskammer zu verbergen. Bald fehlte es uns an diesem schauerlichen Ort des Todes an Luft; selbst die Fackeln fingen an, bleicher zu brennen, und schleunig traten wir unsern Rückzug an, dessen Erinnerung mir noch mit Schaudern in der Seele lebt. Welche Wonne, endlich das Licht des Himmels wieder zu sehen! Einem Todten, der aus seinem Grabe auferstände, hätte die Schöpfung draußen nicht lächelnder und herrlicher erscheinen können! Ich schwur, wiewohl ein wenig spät, daß keine Macht der Welt mich mehr in eine Pyramide bringen sollte. Als ich auf diese Weise mein Tagewerk beendet hatte, fand ich mich mit meinen Reisegefährten wieder in dem Grabe des Herrn Mariette ein, wo wir uns gütlich thaten an den mitgebrachten Speisen und Getränken. Bald war die Stunde der Ruhe erschienen, und ich warf mich angekleidet auf eine Matratze, zwar nicht unmittelbar unter dem Gewölbe des Himmels, aber doch unter dem der trockenen Zweige, welche die Salondecke des Herrn Mariette bildeten. Die Nacht war äußerst stürmisch; ein ungestümer Wind brüllte durch den engen Raum und ward höchst würdig durch das Geheul unzähliger Schakale begleitet. Bald fing auch der Regen an zu strömen, und da eine durchweichte Matratze mir eben kein sybaritisches Lager schien, so stand ich schon vor der Dämmerung auf und ging hinaus. Der Wind hatte sich jetzt gelegt und der Regen aufgehört; ich ging beim Schein der Sterne am Fuß der großen Pyramide spazieren, in deren unmittelbaren Nähe wir uns befanden. Welches Schweigen! welche Ruhe! Alles in der Natur schlief, keine Stimme drang hervor aus den Tiefen der Wüste. Gewiß, dies war die geeignete Stunde, den Schatten der todten Könige zu beschwören, die einst in diesen mächtigen Mausoleen schliefen; aber ich rief sie vergeblich an; es erschien mir keiner! Die schwere Masse des Monumentes allein stand hoch vor mir aufgerichtet da, und zeichnete sich schwarz ab auf dem Hintergrunde des gestirnten Himmels! Dieses Bild grub sich unverlöschlich tief in meine Seele ein, und ich trug es noch in mir lange, lange nachdem ich in das bunt wogende Kairo zurückgekehrt.

II.

Bald nach meiner Ankunft unternahm ich an einem Freitag Nachmittag einen Spaziergang nach der Stadt der Todten, dem großen Friedhof von Kairo. Ich wählte diesen Tag, den Sonntag der Muselmänner, weil da die mohamedanischen Frauen die Gräber ihrer Anverwandten zu besuchen pflegen, froh, die Einförmigkeit des Harems einmal mit der Freiheit der Natur vertauschen zu können. Sie erschienen in der Regel in Begleitung einiger Freundinnen, aber nicht etwa um zu weinen oder zu beten. Diese frommen Besuche haben nichts Trauriges an sich; ich würde, wenn dieses Wort nicht zu profan klänge, sie eher als Vergnügungspartie bezeichnen. Meine Erwartung täuschte mich nicht; als ich erschien, hatten sich schon die reizendsten Frauengruppen um die Gräber gebildet, die durch den Glanz der malerischen Festtagskleider, der kostbaren Schmucksachen und der graziös zurückgeworfenen Schleier noch pikanter wurden. Da saßen sie mit einander scherzend, plaudernd und lachend; vor ihnen lagen kostbare Teppiche ausgebreitet, auf denen Obst und Confitüren, ja selbst Erquickungen soliderer Art — denn die Besuche auf dem Kirchhof pflegen den ganzen Tag über zu dauern — von den Sklaven servirt. Die Esel, auf denen die Schönen den Weg von der Stadt hieher zurückgelegt, weideten, zum Theil mit goldgestickten Sammetdecken behängt, in einiger Entfernung. Sämmtliche Damen waren unverschleiert; denn es war ja kein Mann vorhanden, der sie hier hätte belauschen können. Sich für mich zu verschleiern, hätte der Mühe nicht verlohnt: ein Ungläubiger ist in ihren Augen kein Mann. Dennoch schien ich einigermaßen ihre Neugier zu erregen; ich merkte an ihren Mienen und Bewegungen, so wie an einzelnen aufgefangenen Worten nur zu deutlich, daß sie von mir sprachen.

Zur Ehre des egyptischen Geschlechts muß ich übrigens gestehen, daß einige der Damen auch von ernstern und tiefern Empfindungen bewegt waren. Diese wenigen knieten in schwarze Mäntel gehüllt mit dem Ausdruck des wahren Schmerzes auf den Gräbern. Sie beweinten, es ließ sich nicht bezweifeln, ein wirklich geliebtes Wesen.

Als der Abend nahte, lichteten sich die anmuthigen Gruppen, und eine nach der andern kehrten die schönen Pilgerinnen auf ihren Eseln und Dromedaren zur Stadt zurück. Ich selbst wandelte noch immer zwischen den Gräbern, die sich bis zu den Thoren

der Stadt hinziehen, auf und nieder; mich beschäftigte der Gedanke an alle die Todten, die hier lagen und einer glorreichen Auferstehung oder ewigen Vernichtung harrten. Wo man auch weilen, und welchen Glauben man auch bekennen mag, der Anblick des Todes ist immer ernst und feierlich. Schon war ich der Stadt nahe, als ich einige zwanzig Schritt von mir entfernt sich auf einem der Gräber etwas bewegen sah, das ich der anbrechenden Dämmerung wegen nicht recht mehr unterscheiden konnte. Ich trat näher hinzu und sah einen europäisch gekleideten jungen Mann, der das Gesicht in die Hände gesenkt auf dem Grabesstein saß. Beim Geräusch meiner Schritte blickte er empor; er war mir nicht unbekannt; ich hatte ihn oft in den Bazars, auf der Promenade, in den Straßen Kairo's angetroffen; zum Kreis meiner Freunde gehörte er indessen nicht; es lag in seinem Aeußern etwas melancholisch Düsteres, und etwas Geheimnißvolles schien sein ganzes Wesen und seine Existenz zu umschweben, das Jedermann seinen Umgang eher meiden, als suchen ließ. Als ich ihn hier fand, grüßte ich aus Höflichkeit, hütete mich aber zu fragen, was er da mache, obwohl ich nicht wenig erstaunt war, ihn hier mit allen Zeichen des tiefsten Schmerzes auf einem Grabe zu finden. Meine bescheidene Zurückhaltung schien ihn zu rühren.

„Sie sind ein diskreter Mann,“ sagte er bewegt; „meine Gegenwart hier muß Ihnen höchst seltsam erscheinen, und doch zeigen Sie nicht die mindeste Ueberraschung. Sie sind der Mann, der mein Vertrauen verdient, dem ich mein Herz eröffnen muß. Hören Sie mein trauriges Verhängniß:

„Wie Sie besuchte ich vor längerer Zeit eines Freitags diese Stadt der Todten, um ungestört die schönen Mohamedanerinnen beobachten zu können. Wider mein Erwarten blieben sie indessen alle verschleiert, und nur eine einzige ließ mich ihr Antlitz sehen. Wollte Gott, mein Auge hätte es nie erblickt! Alle andern waren Araberinnen; aber an dem Kostüm dieser Einen erkannte ich sofort, daß sie eine Türkin sei. Nun aber müssen Sie wissen, daß die Türkin dem Türken eben so hoch überlegen ist, als in Europa die Spanierin dem Spanier, oder die Polin dem Polen. Man hat oft darüber gestritten, ob eine Leidenschaft sich auf einen ersten einzigen Blick entzünden kann. Ich weiß jetzt, was ich darüber zu denken habe. Es sind heute sechzehn Monate, daß dieser Blitzstrahl mir in's Herz traf, und ich fühle seine verzehrende Gluth noch so heiß, wie am ersten Tage. Sie saß allein auf diesem Grabe, und durch ihre schmalen Finger glitt ein duftender Rosenkranz; in der Ferne sah ich einen kostbar aufgeschirrten, weißen Esel, der von einem kleinen abyssinischen Sklaven gehalten ward. Alles dies verrieth mir den hohen Rang der jungen Dame,

die nicht über zwanzig Jahre zählen konnte. Auch sie schien mich bemerkt zu haben; ein zufriedenes Lächeln strahlte auf ihrem Antlitz; aber im nächsten Augenblick hatte sie auch schon wieder den Schleier herabgesenkt; dann schwang sie sich mit der Leichtigkeit eines Kindes auf ihr Thier, und mit Windesschnelle war sie verschwunden. Wie sehr ich auch die ganze Woche jeden Theil der Stadt und jede Straße nach ihr durchspähte, ich fand keine Spur von ihr, und erst am folgenden Freitag sah ich sie wieder. Am liebsten wäre ich sogleich zu ihren Füßen niedergestürzt; aber ein tiefes Gefühl der Ehrfurcht hielt mich in scheuer Ferne zurück; dagegen beschloß ich, ihr heut um jeden Preis zu folgen und ihren Aufenthaltsort zu erforschen. Wie groß aber war meine freudige Ueberraschung, als sie mir kurz vor ihrem Aufbruch einen Wink gab, und mit einem Stäbchen allerlei Zeichen in den Sand schrieb. Wer malt Ihnen mein Entzücken, als ich las: „Folge mir!" Sie selbst gab mir den Befehl, die Erlaubniß zu dem, was ich so heiß ersehnt. Unser Ritt ging durch ein Gewirr von Straßen, deren Namen ich kaum gehört und die ich noch nie betreten hatte. Endlich hielten wir vor einer niedrigen Pforte. Sie öffnete selbst und schloß, nachdem ich eingetreten war, sorgfältig wieder zu. Das Haus schien ganz und gar verlassen, war aber mit aller Pracht und Bequemlichkeit des Orients ausgestattet. Mein Besuch durfte nur eine Stunde währen; mir erschien er kaum eine Sekunde lang; und doch war ich ihr so dankbar auch für dies kurze Glück. Ich hatte ihr doch meine namenlose Liebe gestanden und von ihr gehört, daß auch ich ihr werth sei, hatte doch ihren reizenden Namen, Emina, erfahren, bei dem ich sie künftig in meinen Gedanken nennen konnte. Alles andere aber blieb mir auch heute ein Geheimniß. Ich mußte sogar versprechen, nicht nach ihr zu forschen, ihr niemals ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß zu folgen.

Schon hoffte ich, daß jeder Freitag mir nun ein gleiches Glück bescheeren würde. Aber nein; schon am nächsten harrte ich ihrer vergebens auf dem Friedhof, und es vergingen mehrere Wochen, ehe ich Emina wiedersah und sie mir eine Zusammenkunft gestattete. Ich will Sie nicht mit einer ausführlichen Erzählung ermüden. Nur so viel erfahren Sie, daß auf diesen zweiten Besuch noch drei andere in immer längern Zwischenräumen folgten, und daß jetzt schon vier Monat verflossen sind, seit ich die Theure zum letzten Mal gesehen. Nur fünf Stunden bin ich glücklich gewesen, fünf Stunden in vollen sechzehn Monaten! Und dazu noch immer dasselbe tiefe Geheimniß. Ich weiß nichts, als daß sie Türkin ist; aber aus welcher Stadt? aus welcher Provinz? Wer ist ihre Familie? Ist sie Tochter oder Gattin? Ist sie verheirathet oder Wittwe? Ich weiß nicht einmal, wer der Todte ist, der hier zu

unsern Füßen schlummert, und den sie so oft besuchte. Welches Band knüpfte sie im Leben aneinander? Sie hat es mir nie gesagt; sie antwortete mir auf keine meiner Fragen. Was thut sie während der langen Zwischenräume, die meine Verzweiflung sind? Reist sie? Verbirgt sie sich? Diese Frau ist verschwiegen wie das Grab. Einmal wollte ich ihren kleinen Diener ausfragen; ich stieß auf dieselbe Hartnäckigkeit. Statt jeder Antwort wandte er mir den Rücken, und das Gold, das ich ihm angeboten, warf er mir vor die Füße.“ —

Diese leidenschaftliche Erzählung ward mir in einem Athem, ja gleichsam mit der ungestümen Raserei eines entfesselten Stromes vorgetragen, bis endlich die Stimme des Erzählers in einem wehmüthigen Schluchzen erstarb. Ich konnte ihm meine aufrichtigste Theilnahme nicht versagen, und beschloß von nun an durch die treuste Freundschaft die Wunde, wenn nicht zu heilen, doch zu lindern, die ihm die Liebe geschlagen. Schweigend kehrten wir mit einander nach Kairo zurück; ein stummer Händedruck war unser einziger Abschied.

Nach einigen Wochen sah ich meinen neuen Freund plötzlich in höchster Aufregung bei mir eintreten.

„Helfen Sie, retten Sie!“ rief er bewegt, „Emina ist gefunden. Sie befindet sich augenblicklich im Schutz des griechischen Consuls; aber die inländische Justiz fordert ihre Herausgabe unter dem Vorwande, daß sie eine geborene Türkin sei und ihren Mann verlassen habe! Der Consul ist ein schwacher Mann, und ich fürchte, daß er die Unglückliche opfert!“

Diese flüchtigen Mittheilungen, die mir kaum halbes Licht in der Angelegenheit verschafften, gab mir mein Freund unterwegs; denn ohne Verzug waren wir von meiner Wohnung aufgebrochen. Der Consul machte keine Schwierigkeit, mich die Dame sehen zu lassen. Ich fand sie allein in ihrem schwach erleuchteten Zimmer; sie lag in der Attitüde der heftigsten Verzweiflung auf dem Divan, und ihr reizender Kopf war in die Kissen begraben. Als sie uns eintreten hörte, sprang sie empor, trocknete ihre Thränen und faßte sich schnell. Um ihr Vertrauen einzuflößen, ergriff ich ihre Hand und bat sie, mir ihre Geschichte zu erzählen.

Emina war die Tochter einer vornehmen Griechin. Bei dem schauerlichen Blutbad, welches die Türken im Jahre 1822 auf der Insel Scio angestellt, war ihre Mutter gefangen genommen, von einem egyptischen Pascha in Kairo gekauft und als Sklavin in seinen Harem geführt worden. Hier hatte sie zehn Jahre später einer Tochter das Leben gegeben, welche ihr Herr, vielleicht ihr Vater, schon als Kind an einen andern Pascha verkauft. In dem Harem ihres neuen Herrn war sie allmälig zu dem reizenden

Weibe erblüht, das jetzt vor uns stand, und das der Pascha sehr bald zu seiner Favoritin, und wie er sagte, zu seiner Gemahlin erhob. Emina erfuhr jedoch, daß diese vorgebliche Heirath keine rechtmäßige sei, daß die gesetzlichen Formalitäten dabei umgangen seien, und war entrüstet über die ihr angethane Schmach. Bisher hatte sie über ihren eignen Ursprung nichts erfahren; sie wußte nur, daß sie Griechin und Sklavin sei, nichts weiter; ihre Mutter, die im Dienste jenes Pascha's geblieben, war ihr unbekannt. Da erkrankte diese plötzlich, und als sie ihren Tod nahe fühlte, bat sie ihren Herrn, ihre Tochter noch einmal sehen zu dürfen. Die Wiedererkennung Beider fand unter den zärtlichsten Thränen statt, und von den Lippen der sterbenden Mutter erfuhr Emina endlich den Unstern ihres Vaterlandes, ihrer Familie. Letztere hatte zu den vornehmsten der Insel gehört und war dem christlichen Glauben zugethan gewesen. Emina selbst war also eigentlich auch Christin, und nur durch einen Mißbrauch der Gewalt hatte man eine Muselmännin aus ihr gemacht.

Seit dieser Stunde empfand sie einen unversöhnlichen Haß gegen die Henker ihrer Verwandten und ihres Vaterlandes; der Pascha aber, der sich für ihren Gemahl ausgab, ward ihr doppelt und dreifach zuwider als Türke und Herr, als Verführer und Muselmann; denn der ganze Stolz der Christin war plötzlich in ihr erwacht. Nur der einzige Gedanke an die Flucht beschäftigte sie noch. Solch ein Unternehmen stößt im Orient auf fast unübersteigliche Hindernisse; dennoch gelang es ihrem festen Willen, diese zu überwinden. Schon im Voraus hatte sie sich im Hause eines griechischen Kaufmanns, eines braven ältern Herrn, ein Unterkommen gesichert. Ursprünglich Christ, wie sie, hatte derselbe nur, um bei jenem oben erwähnten Blutbade die Seinigen zu retten, die mohamedanische Religion äußerlich angenommen, war aber im Herzen dem Glauben seiner Väter treu geblieben. Bei ihm lebte sie eine Zeit lang in tiefster Verborgenheit, bis der Tod plötzlich auch ihn abrief. Nun stand sie auf der weiten Welt allein da, hatte nichts mehr, woran ihr Herz hing, als das Grab ihres Wohlthäters, an dem mein Freund sie zuerst gefunden. Wie gern hätte sie diesem, dem ihr verwaistes Herz sogleich vertrauend entgegenschlug, schon damals ihre Seele eröffnet; aber sie fühlte eine tiefe Scheu, ihm zu gestehen, in welcher erniedrigenden, schmachvollen Stellung sie sich in jenem Harem befunden, und mußte sie nicht fürchten, daß er in übertriebenem Eifer vielleicht eine Unvorsichtigkeit beginge, die sie verrathen könnte? denn auch ihr ehemaliger Herr hatte inzwischen nicht aufgehört, ihrem Versteck nachzuforschen. Eine so schöne Sklavin ist ein Besitzthum, auf das ein Pascha nicht so leicht Verzicht leistet. Trotz aller Vorsicht trat der schreckliche

Moment doch endlich ein; sie ward entdeckt. Jetzt blieb ihr nichts übrig, als Schutz beim griechischen Consul zu suchen, wo wir sie gefunden. Aber auch dieses Asyl war von ihren Verfolgern nicht respektirt worden. Mochte man sie nun als Sklavin oder Gattin jenes Pascha's betrachten, in beiden Fällen war sie nach den Gesetzen des Landes gleich strafbar, und der griechische Consul glaubte nicht das Recht zu haben, sich diesen Gesetzen entgegen zu stellen. Während wir noch über die Sache sprachen, traten die Schergen ein, und Alles war verloren. Es gab eine herzzerreißende Scene. Wir Alle waren bleich vor Schreck, vor Zorn und im Gefühl unserer Machtlosigkeit; Emina war, sobald der erste Scherge die Hand nach ihr ausstreckte, ohnmächtig zusammengebrochen, und bewußtlos ward sie von dannen getragen.

Wir haben nie erfahren, was aus ihr geworden. Der Orient ist das Land des Geheimnisses; wir hatten ein neues und schreckliches Beispiel davon. Alle unsere Nachforschungen, alle unsere Maßregeln blieben erfolglos; wir vernahmen nichts, als unbestimmte, dunkle und unheilvolle Gerüchte. Wolle Gott, daß nicht der Nil den Schlüssel zu diesem finstern Räthsel birgt!

Mein armer Freund war bald vor Kummer und Verzweiflung zu einem Schatten seines frühern Selbst geworden. Er wollte den Ort nicht mehr verlassen, wo er die wenigen glücklichen Stunden seines Lebens zugebracht; vielleicht wankt er noch immer einsam und trostlos in Kairo umher.

III.

Der Koran mag immerhin den Genuß des Weines verbieten; die Mohamedaner nehmen dieses Verbot nicht so genau, daß sie nicht gelegentlich bei sich und bei Andern dennoch ihr Herz an dem irdischen Nektar erlaben sollten. Wie bei uns wird der Wein im Verein mit der Liebe von den Poeten gepriesen, und „der Saft der Rebe", der „göttliche Trank", der „schäumende Becher" sind Ausdrücke, die ihnen kaum minder geläufig sind, als unsern Sängern des Bachus. Dennoch ist der Wein nicht das Getränk, an dem die Mohamedaner sich zu berauschen pflegen; zu diesem Zweck bedienen sie sich des „Araki", eines aus dem Saft der Palme bereiteten Branntweins, den sie in solchen Quantitäten trinken, daß sie zuletzt in einem wahrhaft thierischen und lethargischen Schlaf

versinken. Sie nennen das „ihren Keff machen", und laden einander gern und oft ein, um sich ganz geflissentlich mit einander zu berauschen. Diese niedrige Trunksucht ist indessen fast ausschließlich den Türken eigen, und ich könnte hohe Würdenträger dieser Nation nennen, die keine andere Erholung und Erheiterung kannten, als die Befriedigung dieser gemeinen Leidenschaft, während mir bei den Arabern auch nicht ein einziger Fall bekannt geworden ist. Unter dem eigentlichen Volk ist diese Sitte nun vollends ganz und gar unbekannt. Zur Entschädigung aber hat dasselbe eine leidenschaftliche Vorliebe für den Genuß des Hadschisch. Mag die Polizei seinen Gebrauch auch noch so streng untersagt haben, er wird in Kairo überall öffentlich verkauft, entweder in europäischen Apotheken oder in Form von Bonbons in inländischen Kaufläden.

Es ist bekannt, daß der Hadschisch mächtig auf die Thätigkeit des Gehirns einwirkt und die sonderbarsten Hallucinationen hervorruft. Aus rein wissenschaftlichem Interesse, um diese oft geschilderte Wirkung einmal selbst zu erproben, stellte ich mit mehreren meiner Freunde in meiner Wohnung allerlei Versuche an. Den Anfang machte ein Arzt; dieser nahm eine sehr starke Dosis Hadschisch, worauf sich alsbald ein heftiges Klopfen aller Pulse und ängstliches Zucken durch den ganzen Körper zeigte; sodann aber Anfälle von Beklemmung und Uebelkeit. Während dessen war jedoch sein Geist noch fortwährend klar geblieben, wie im gewöhnlichen Zustande; allmälig aber, je nachdem das körperliche Uebelbefinden abnahm, bemächtigte sich seiner eine solche Ueberreizung aller Sinne, daß er Dinge um sich her wahrnahm, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden. Inzwischen war die Nacht hereingebrochen, und obwohl das Zimmer, in dem wir uns befanden, vollkommen dunkel war, so glaubte er es doch bald von einem feurigen Roth, bald von einem strahlenden Azurblau erhellt. In Mitten des tiefsten Schweigens glaubte er ein geheimnißvolles Geräusch zu vernehmen; zuerst das Läuten vieler Glocken, dann eine zarte Musik, die aus einer benachbarten Kirche herzutönen schien. Die Orgel modulirte in sanften Akkorden, und ward durch frische, jugendliche Mädchenstimmen zuweilen unterbrochen. Er hörte dies Alles deutlich, und doch war er sich vollkommen klar bewußt, daß es eine Täuschung der Sinne in Folge des genossenen Hadschisch sei, so daß seine Seele wie im magnetischen Zustande gleichsam zwei Existenzen zu haben schien. Auch im Geschmack und Geruch erzeugten sich ähnliche Einbildungen; er fühlte sich von himmlischen Düften umfächelt und empfand einen köstlichen Wohlgeschmack, obwohl er weder Speise noch Trank vor sich hatte. Endlich führten wir ihn auf die Straße. Diese schien ihm von einer endlosen Länge; auch sah er sie doppelt und endlich gar dreifach

mit allen lebenden und leblosen Gegenständen, die sie einschloß. Zuletzt verlor er das Gedächtniß, und alle seine geistigen Fähigkeiten schienen in Aufruhr; er wurde durch einen unüberwindlichen Reiz zum Lachen ergriffen, und es fehlte ihm jede Berechnung der Zeit; eine Minute dünkte ihm eine Stunde. Unter andern sonderbaren Hallucinationen sah er auch den Kopf eines römischen Kaisers auf den Schultern eines Vorübergehenden.

Ein Anderer, mit dem wir einen Versuch anstellten, glaubte sich in eine Locomotive verwandelt; er schwenkte die Arme hin und her, um die Bewegung der Räder nachzuahmen; dabei arbeitete und blies er mit aller Kraft seiner Lunge, als wolle er den ausströmenden Dampf darstellen. Dieser Zustand dauerte drei volle Stunden.

Ich selbst, als die Reihe an mich kam, empfand zuerst ein schmerzliches Zittern aller Glieder und ein unerträgliches Brennen im Leibe; mein Herz und meine Adern aber schlugen so heftig, daß ich das Kochen meines Blutes nur mit dem Brausen und Sausen eines wilden Wasserfalles vergleichen konnte. Dann verlor ich die Unterscheidung der Formen; ich glaubte einen unbegrenzten Körper zu bewohnen und in einer Lichtatmosphäre zu schwimmen. Plötzlich stand ich auf dem Gipfel der großen Pyramide und schaute mit trunkenem Entzücken die golden glänzende Landschaft zu meinen Füßen. Jetzt erst begriff ich das Paradies Mohameds und die funkelnden Fantasiegestalten der „Tausend und Einen Nacht," den unermeßlichen Reichthum und die wunderbare Wärme der orientalischen Poesie. Diese Krisis dauerte bei mir einen großen Theil der Nacht und endigte in einer beinahe dreißigstündigen Erschöpfung und Trägheit.

Ein andrer Herr meiner Bekanntschaft nahm eine weit geringere Dosis Hadschisch, trank darauf eine Tasse Kaffee und speiste eine Stunde später zu Mittag. Er befand sich vollkommen wohl, und die eigentliche Wirkung stellte sich erst am Abend ein. Alles nahm nun in seinen Augen heitere, lächelnde Farben an; er selbst war ungewöhnlich munter, regsam und scharfsinnig. Noch ein Anderer fand unter der Wirkung des Hadschisch die Lösung einer schwierigen mathematischen Aufgabe, worüber er seit drei Monaten vergebens gegrübelt hatte.

Der Hadschisch wird aus dem „Konnab", einer hanfartigen Pflanze, gewonnen, und die Erfindung einem indischen Scheik zur Zeit des Mohamed zugeschrieben. Seine weitere Verbreitung fand dagegen erst viel später, im siebenten Jahrhundert der Hedschra statt, wo ein arabischer Heiliger, Namens Haïder, dessen Kloster auf einem Berge gelegen war, sich in seiner frommen Zurückge-

zogenheit des Hadschisch bediente. Bald ahmten die Fakire seines Ordens sein Beispiel nach, woher der Hadschisch auch den Namen „Fakirkraut“ führt.

IV.

Niemand glaube, daß die Alchymie im Orient eine aufgegebene Wissenschaft sei; im Gegentheil, obwohl sie noch keinen Menschen bereichert hat, so steht sie doch noch immer in hohen Ehren. Ich selbst lernte in Kairo zwei Alchymisten kennen, welche seit langen Jahren nach dem Stein der Weisen, d. h. nach der Kunst, Gold zu machen suchten, und die, obschon jeder dabei unabhängig vom andern seinen eignen Weg verfolgte, doch keiner des andern endliche Resultate in Zweifel zog. Der Eine operirte auf seine eigene Rechnung, und hatte richtig so lange in das Feuer seiner Schmelzöfen geblasen, bis er ein ruinirter Mann war. Der Andere arbeitete für einen reichen Pascha, der die nöthigen Fonds hergab, für den aber bisher leider aus den Schmelztiegeln des Adepten auch noch nichts erstanden war, als die Hoffnung künftigen Gewinnes. Beide Alchymisten waren mit einem Buch ausgerüstet, das ihnen bei ihren geheimen Operationen als Führer diente, das sie aber sorgfältig vor Jedermann versteckten. Der Aelteste von Beiden, derjenige, der für eigene Rechnung laborirte, schrieb die Langsamkeit seiner Erfolge dem Umstande zu, daß sein Buch ein gewisses einziges Wörtchen enthielte, dessen Sinn zu ergründen ihm bisher noch nicht gelungen war; von dem Augenblick an, wo er es recht verstehen würde, war er gewiß, die Thaler mit dem Scheffel zu messen. Sein jüngerer und mittheilsamerer Genosse hatte nicht weniger Zuversicht, wofern er nur ein gewisses, bei seinen Operationen unentbehrliches Kraut aufzufinden vermöge.

Dieses geheimnißvolle Kraut nun, das nach seiner Meinung in den Gebirgen des Landes Yemen wachsen sollte, existirt gleicher Weise auch in Syrien. Ein Maronit, der es kannte, theilte mir Folgendes darüber mit: Bald nach dem Schmelzen des Schnee's findet man auf dem Libanon ein Kraut, das von den Ziegen sehr gern gefressen wird, und die Eigenschaft besitzt, ihre Zähne mit einem schönen Goldgelb zu färben. Er hatte es eines Tages mit sich nach Hause genommen, und siehe da, das Tuch, worin er es getragen, zeigte dieselbe Farbe und schien außerdem wie verbrannt.

Er rieb den Griff seines Säbels damit, und auch dieser nahm im Augenblick den schönsten Goldglanz an, nicht minder alle übrigen Gegenstände, die er mit dem kostbaren Kraut in Berührung brachte.

Die Alchymie ist übrigens bei Weitem nicht die einzige geheime Wissenschaft, der die Araber ergeben sind. Die erste unter allen ist in ihren Augen „Ism Allah“, „die Wissenschaft vom Namen Gottes“, zu der Allah, nach ihrem Ausdruck, das Schloß und Mohamed der Schlüssel ist; auch gilt sie für das Eigenthum der Muselmänner allein. Die Eingeweihten dieser Wissenschaft nehmen wahr, was in fernen Ländern vorgeht; sie stehen in Verkehr mit Geistern, die stets bereit sind, ihre Befehle auszuführen; sie besitzen Macht über Wind und Wellen, über die Jahreszeiten, über die ganze Natur; sie sehen die verborgenen Schätze; sie verstehen alle Krankheiten und alle Wunden, besonders den Biß der Schlangen, zu heilen. Die großen muselmännischen Heiligen haben es kraft ihrer tiefen Studien, ihres Nachdenkens, ihrer Fasten und der Einsamkeit in dieser erhabenen Wissenschaft so weit gebracht, daß sie, mochten sie nun in Bagdad oder im Lande Yemen, in Stambul oder Marokko leben, jeden Mittag ihre Gebete zu Mekka in der Kaaba verrichten konnten, ohne thatsächlich auch nur einen Fuß vor ihre Wohnungen zu setzen. Ein Kaufmann, der in diese allerheiligste Wissenschaft eingeweiht war, befand sich einst im fürchterlichsten Sturme auf dem rothen Meer. Im Augenblick, als das Schiff an einer Klippe zu zerschellen drohte, hatte er nichts weiter nöthig, als einen mit geheimnißvollen Zeichen beschriebenen Streifen Papier am Mastbaum zu befestigen, und der Sturm legte sich sofort. Der Lehrer dieses Kaufmanns war aber auch ein großer Heiliger aus Bagdad gewesen, der eines unbegrenzten Rufes und Ruhmes genoß. Der Schüler darf die Wissenschaft vom Namen Gottes nur ausüben, nachdem er derselben viele Jahre lang unter den Augen seines Lehrers obgelegen. Während seines Noviciates muß er sich mit den Büchern vertraut machen, in denen die Wissenschaft niedergelegt ist. Diese Bücher, welche ein Ungläubiger weder sehen noch berühren darf, enthalten allerlei Formeln und Gebete, allerlei mathematische und kabbalistische Figuren, mit einem Wort alle nöthigen Instruktionen. Die wahren Eingeweihten geben aber nichts auf äußern Schein, und überlassen alle Charlatanerie den falschen Heiligen.

Eine andere geheime Wissenschaft ist die Wissenschaft „Sihr“. Sie ist eben so unheilbringend, als jene vom Namen Gottes göttlich und segenverbreitend. Sie wirkt nur zerstörend auf Andere ein und besteht im Wesentlichen darin, die Menschen zu behexen. Begegnet z. B. ein Adept der Wissenschaft „Sihr“ einer Frau,

in die er sich verliebt, so braucht er nur ein geheimnißvolles Papier an ihre Thür zu nageln, und diese Frau, die ihn nicht kennt, die ihn vielleicht nicht einmal bemerkt hat, entwindet sich im Augenblick den Armen ihres Gemahls und wirft sich in die seinigen. Man begreift, wie solche Leute von Jedermann gefürchtet sind, und daß alle wahren Gläubigen diese Wissenschaft verwerfen. Dennoch wird sie im Stillen von Männern sowohl als Frauen fleißig geübt, und die einen wie die andern machen den strafbarsten Gebrauch davon.

In kaum bessern Rufe steht die Wissenschaft „Ramle", vermöge welcher man das Horoskop stellt. Es ist dazu hinreichend, daß man seinen Namen und denjenigen seiner Mutter nennt. Ein Jude in Kairo übte diese Kunst mit vielem Erfolge; und namentlich Kranke, die den glücklichen oder unglücklichen Ausgang ihres Leidens zu erfahren wünschten, stellten sich bei dem Juden ein, um sein magisches Buch zu befragen. Gewöhnlich empfängt der Prophet für seine Mühe einen Hahn oder ein Schaf.

Die Wissenschaft „Kurra" ist die der Amulette, d. h. der mit mysteriösen Worten und Zeichen beschriebenen Papierstreifen, die man am Arm, auf der Brust oder in ledernen Etuis bei sich zu tragen pflegt. Man hängt sie auch, um dieselben in gutem Stande zu erhalten, an den Hals der Esel, Maulthiere und Pferde; man befestigt sie an den Bäumen, an den Thoren der Städte und Häuser. Diese von allen Frommen hochgeachteten Amulette besitzen vielerlei Macht. Es giebt deren gegen Haß und Neid, gegen Zauber und Krankheit, selbst gegen den Stich der Moskito's und gegen das Quaken der Frösche. Es steht natürlich nicht in Jedermanns Macht, dergleichen wirksame Amulette anzufertigen. Dazu muß man die Wissenschaft „Kurra" studiert haben, deren Gelehrte beim Volk in hoher Achtung stehen und von Reichen und von Armen, je nach ihrem Vermögen, Geschenke erhalten.

Was endlich die Wissenschaft „Simia" anbetrifft, so ist dies die reine Zauberei; denn sie lehrt unter Anderm, aus jedem beliebigen Gefäß jede beliebige Flüssigkeit zu gießen, die nicht darin enthalten ist; das Ei in ein Huhn, den Staub in eine Frucht zu verwandeln; ohne Schaden glühende Kohlen und giftige Schlangen zu essen u. s. w. Jeden Freitag durchziehen die Anhänger dieser Wissenschaft singend beim Schall einer Trommel die Straßen und produciren die angeführten Wunder vor den Augen des Volks. Vor allen andern Tagen wird der Geburtstag des Propheten durch Ausübung solcher Kunststücke gefeiert. Da dauern die frommen Gesänge, das begeisterte Geschrei zehn volle Tage und Nächte hindurch, und wehe dem Ungläubigen, der dann in einen Haufen des

wild aufgeregten Volkes geräth. Flüche und Drohungen sind das Geringste, womit man ihn regalirt.

Auch die Medizin gilt im Orient zum Theil für eine geheime Wissenschaft. Die Kunst der arabischen Aerzte zwar besteht, so viel mir bekannt geworden, nur in einer geschickten Anwendung von allerlei sogenannten Hausmitteln. Sie sind in Kairo ziemlich schlecht gestellt, und obwohl sie gewöhnlich abwechselnd bald als Aerzte, bald als Chirurgen, als Apotheker, Chemiker und selbst als Thierärzte agiren, so vermag das Alles sie doch nicht zu bereichern. Auch die alten Weiber kann man mit Recht in Kairo unter die Aerzte zählen; ihre Konkurrenz wird diesen um so nachtheiliger, als jene ungehindert in allen Harems ein- und ausgehen dürfen. Hier glaubt man willig an die Unfehlbarkeit ihrer Mixturen und Pulver, und das Unheil, das sie anrichten, ist oft wahrhaft entsetzlich. Dagegen gab es zu meiner Zeit in Kairo einen parsischen Arzt, der unlängst aus Hindostan angekommen war. Mit diesem verkehrte ich viel, weil sein Charakter, von einer seltenen Treue, Redlichkeit und Reinheit, mir vom ersten Augenblick in hohem Grade imponirte. Obwohl man zu behaupten pflegt, daß die Parsen die Sonne anbeten, so war dies bei ihm doch nicht der Fall. Er sah in ihr nur das reinste Sinnbild des Feuers; für dieses wohlthätige Element aber hegte er eine so große Achtung, daß er seine Schmelzöfen niemals auslöschte, sondern die Gluth darin nur allmälig von selbst verlöschen ließ. Ja, er versicherte mir, daß der echte Parse sogar sein Haus abbrennen sieht, ohne mit einem einzigen Tropfen Wasser herbei zu eilen.

Namentlich für seine europäischen Genossen bekannte mein Parse eine souveräne Verachtung, erstens weil sie ihre Arzneien nicht eigenhändig bereiten, und besonders, weil sie selbst ja zum großen Theil jung sterben.

„Mein Lehrer,“ sagte er mit gerechtem Stolz, „wohnt seit fünfzig Jahren auf einem Berge unweit Delhi; er ist jetzt hundert und sieben Jahre alt; das ist aber noch nichts gegen das Alter, welches seine Vorfahren erreicht haben. Ich hoffe,“ schloß er, „ihn bei meiner Rückkehr noch lebend und wohlauf zu finden, und selbst ein so hohes Alter zu erreichen, wie er.“

So oft er Arzneien bereiten wollte, verabschiedete er mich; er schloß sich dann sorgfältig in seinem Laboratorium ein, und Niemand als sein Schüler, der ihm die nöthigen Handreichungen leisten mußte, hatte dann Zutritt bei ihm. Nebenbei war er auch ein wenig Alchymist; er beschäftigte sich vorzüglich mit dem Schmelzen von Rubinen, um aus mehreren kleinen ohne Werth einen größern herzustellen. Er war, wie er sagte, bereits so weit

gekommen, den köstlichen Stein in Fluß zu bringen, nur setzte sich die flüssige Materie noch an den Wänden des Schmelztiegels fest, ohne daß er bis jetzt ein Mittel gefunden, diesem Uebel abzuhelfen.

V.

Auf meinen Wanderungen in und um Kairo gerieth ich eines Tages in eine der bevölkertsten, schmutzigen Vorstädte, in denen die Sklavenhändler ihre lebende Waare bergen. Da an einem dieser traurigen Bazare das Thor offen stand, so benutzte ich die Gelegenheit, einen Blick hinein zu werfen. Ich trat in einen großen, viereckigen Hof, der auf drei Seiten eingeschlossen war. Das Parterre bestand aus Magazinen, in denen Gummi, Tamarindenholz, Leoparden- und Pantherfelle aufgehäuft lagen, während sich im obern Stockwerk eine Reihe von Gemächern auf eine offene, baufällige Gallerie öffneten, und kein anderes Licht als durch die Thür empfingen. Die Wände dieser elenden, schmutzigen Räume waren kahl und verfallen, und statt aller andern Geräthschaften bemerkte ich nur einige an der Erde liegende zerrissene Matten. Hier pflegten die Sklavenhändler ihre unglückliche Heerde für die Nacht einzuquartieren, während sie dieselbe am Tage in den Hof hinaustrieben. Auch fand ich letztern bei meinem Eintritt mit Sklaven beiderlei Geschlechts angefüllt, von denen der älteste noch kaum zehn Jahre zählen mochte.

Alle Racen des nördlichen Afrika's waren hier vertreten, von dem auf tiefster Stufe stehenden Neger aus Darfur, bis hinauf zum Abyssinier, der, die Farbe ausgenommen, die edlen Züge der kaukasischen Race trägt. Die Mehrzahl der letztern, der Abyssinier, hatten hübsche, geweckte Gesichter und kluge Augen; die übrigen aber, Mädchen und Knaben, waren mit wenigen Ausnahmen von einer abschreckenden Häßlichkeit. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß sie Alle nackend waren und sich wie das Vieh im Staube wälzten. Freie Kinder, wenn sie in so großer Anzahl beisammen gewesen wären, würden einen Höllenlärm gemacht haben; in dieser schwarzen, wimmelnden Heerde aber herrschte das tiefste Schweigen; die Furcht vor der Peitsche drückte sie nieder, und wenn auch einige wenige voll Sorglosigkeit mit einander spielten, so geschah es doch so leise, daß man, wenn man die Augen schloß, den Hof für ganz öde und verlassen halten mußte.

Ich ward sogleich von den Sklavenhändlern umringt, die mir ihre Waaren anboten und anpriesen. Ein einziger allein machte mir kein Anerbieten, obwohl er mir mit den Augen folgte. Er saß auf einem Teppich niedergekauert und rauchte seinen Schibuk, scheinbar ganz gleichgültig gegen das, was um ihn vorging. Als ich aber zufällig in seine Nähe kam, blinzelte er mich mit schlauem Lächeln an.

„Ich habe etwas Besseres," flüsterte er mit geheimnißvoller Miene.

„Was denn?" fragte ich.

„Eine Weiße."

Dieses Wort erregte meine Neugier; der Schlaukopf merkte es wohl; er erhob sich stillschweigend und stieg die Treppe zur Gallerie hinauf, ohne mir ein Zeichen zu geben, aber fest überzeugt, daß ich ihm folgte. Oben angelangt, öffnete er eine sorgfältig verschlossene Thür und ließ mich in ein Zimmer treten, in dem ich, von dem grellen Sonnenschein draußen geblendet, geradezu nichts unterschied. Allmälig jedoch gewöhnte sich mein Auge an die Dunkelheit, und ich erblickte eine auf einer Matratze ausgestreckte menschliche Gestalt.

„Sie sehen," sagte der Menschenfleischhändler, „wie ich für sie Sorge trage. Statt einer Matte gebe ich ihr eine Matratze; das würde keiner von meinen Gefährten thun. Außerdem führe ich sie alle Tage zum Baden, und erst gestern habe ich sie neu gekleidet."

Ich hätte ihm antworten können, daß die Toilette seiner Sklavin ihn nicht ruinen würde, indem ihre ganze Kleidung in einem einfachen Stück weißen Baumwollenzeuges bestand. Das Mädchen machte während dessen keine Bewegung und blieb niedergestreckt, als befände sie sich noch allein und in der Finsterniß. Der Sklavenhändler rief sie jetzt bei ihrem Namen — Ipsa hieß sie — und redete sie in einer mir unbekannten Sprache, und zwar in einem so schmeichelnden Ton an, daß diese Milde offenbar erkünstelt war. Auch jetzt noch stellte die Sklavin sich taub und rührte sich nicht, bis er sich zu ihr niederbeugte und ihr mit ganz veränderter Stimme einige Worte, offenbar eine Drohung, in's Ohr rief, und sie zu gleicher Zeit beim Arm emporriß. Als sie vor mir stand, so daß der Schein des Lichtes sie traf, nahm er ihr das Tuch vom Leibe, so wie ein Künstler die zu verkaufende Statue vor den Augen des Beschauers zu entschleiern pflegt.

Der Sklavenhändler hatte mir eine Weiße angekündigt. War auch diese Behauptung ein wenig prahlerisch, so war sie doch nicht ganz falsch, denn es war wenigstens keine Schwarze, die ich vor Augen hatte. Mit etwas gutem Willen hätte man sie wohl

für eine sehr helle Mulattin oder sehr dunkle Portugiesin halten können.

„Wie ich Ihnen sagte," begann der Sklavenhändler wieder, „selbst die Frauen Ihres Landes können nicht weißer sein. Und fühlen Sie nur die Weichheit ihrer Haut, ihres Haars! Ist es nicht wie die feinste Seide? Ich könnte sie für eine Cirkassierin ausgeben und sie zu einem fabelhaften Preis losschlagen, denn dieser Artikel wird immer seltener auf dem Markte; indessen man weiß, daß ich ihn nicht führe, und das Mädchen selbst würde mich Lügen strafen, denn sie kennt ihren Ursprung wohl. Außerdem, Du lieber Gott, ist man ein rechtschaffener Mann und guter Mohamedaner; ich mache nur redliche Geschäfte und sage Ihnen lieber von vorn herein die Wahrheit: das Mädchen ist eine Abyssinierin, aber eine Abyssinierin, wie sie noch nie existirt hat und nie wieder existiren wird. Urtheilen Sie gefälligst selbst; Ihre eigenen Augen werden Ihnen mehr sagen, als alle meine Worte."

Ich schämte mich aus tiefster Seele wegen dieses Examens, zu dem ich aufgefordert ward; dennoch konnte ich meine Augen von der lebenden Statue nicht losreißen, die hier wie eine Venus von parischem Marmor, dessen Farbe sie in der That trug, vor meinen Augen stand. Der geschickteste Meißel eines griechischen Künstlers hat nie etwas Vollkommneres an Grazie und Ebenmaaß geschaffen; die Galathea eines Pygmalion wäre vor Eifersucht erblaßt neben diesem Meisterwerk der Natur. Nur ihr Gesicht contrastirte mit der Reinheit dieser Linien und Formen; alle ihre Züge trugen einen wild empörten Ausdruck; ihre kleinen Perlmutterzähnchen waren krampfhaft zusammengepreßt, und ihre schwarzen Augen sprühten Blitze des Zorns, der Scham und der Verachtung. Ihre ganze Seele war offenbar aufs Tiefste entrüstet über die Gewalt und Schmach, die man ihr anthat, und dieses war es, was ihr mein Mitgefühl zuwandte, weit mehr als ihre Schönheit es gekonnt hätte. Ich empfand vom ersten Augenblick an das lebhafte Verlangen, nicht sie zu besitzen, sondern sie zu befreien.

„Nun," begann der Sklavenhändler wieder, „was sagen Sie dazu? Wie hoch schätzen Sie das Mädchen? Was wollen Sie mir dafür geben?"

„Ihr wißt," entgegnete ich, „daß die Christen meines Vaterlandes keine Sklaven halten dürfen; das Gesetz verbietet es ausdrücklich, und ich würde bestraft werden, wenn ich es überträte."

„O, ich weiß das," sagte der Sklavenhändler; „nichts ist aber leichter, als das Gesetz zu umgehen. Gefällt Ihnen das Mädchen, so kaufen Sie es unter erborgtem Namen; ich habe Leute genug bei der Hand, die uns diesen Dienst erweisen; dergleichen kommt

hier alle Tage vor. Sagt Ihnen das aber nicht zu, so giebt es einen noch viel einfacheren Weg. Ipsa hat weder Vater noch Mutter; ich betrachte mich also mit Recht als ihren Vormund; nichts auf der Welt aber kann mich verhindern, Sie statt meiner als solchen einzusetzen. Sie wird dann nicht Ihre Sklavin, sondern Ihre Mündel, und Sie haben volle Gewalt über sie bis zu ihrer Mündigkeit; bis dahin aber haben Sie noch eine schöne Zeit vor sich, denn Ipsa hat so eben erst ihr fünfzehntes Jahr zurückgelegt. Für zwanzigtausend Piaster steht sie Ihnen zu Gebote; überlegen Sie die Sache und theilen Sie mir Ihren Entschluß mit!"

Mein Wunsch, das unglückliche Mädchen, die sich als Abyssinierin obenein zum Christenthum bekannte, aus den Händen dieses rohen Menschen zu befreien, war während seiner Rede immer lebendiger in mir geworden. Woher aber sollte ich die enorme Summe, die meine Mittel so weit überstieg, nehmen? Ich sann hin und her; es wollte mir kein Ausweg einfallen, und doch flüsterte mir eine innere Stimme zu, daß ich diesen edlen Gedanken nicht unterdrücken möchte, daß sich die Mittel zu seiner Ausführung schon finden würden.

„Ehe ich irgend einen Entschluß fassen kann," erwiderte ich dem Sklavenhändler, „muß ich wissen, woher das Mädchen stammt und wie sie in Eure Hände gekommen ist. Hütet Euch aber, mir eine Unwahrheit zu sagen, wenn Ihr nicht wollt, daß unsere Unterhandlungen sofort abgebrochen werden."

„Die Sache ist die einfachste von der Welt," begann der Sklavenhändler seine Erzählung, als wir das Zimmer Ipsa's wieder verlassen hatten; „Sie sollen die volle Wahrheit aus meinem Munde vernehmen; welchen Grund sollte ich auch haben, sie Ihnen zu verbergen? Ich kam aus dem Innern von Abyssinien und hatte eine hübsche Ladung blutjunger Sklavenkinder bei mir; das älteste war noch kaum zehn Jahre alt. Kaum eine Stunde weit mehr von der egyptischen Grenze entfernt, machte ich mit meiner Karavane an einem Brunnen Halt, als plötzlich aus dem nahen Dorfe dieses Mädchen kam, um Wasser zu schöpfen. Ich war auf der Stelle von ihrer Schönheit geblendet und machte sogleich einen Ueberschlag, was sie mir in Kairo eintragen könnte, wenn es mir gelänge, mich ihrer zu bemächtigen. Aber das war nicht leicht; sie in meiner Eigenschaft als Sklavenhändler durch Versprechungen zu locken, sogar unmöglich; eben so wenig konnte ich, da ich auf meine Heerde Achtung geben mußte, Gewalt gebrauchen. Ich nahm also meine Zuflucht zur List.

Für's Erste that ich, als ob ich sie gar nicht bemerke; ich ließ sie ruhig in ihr Dorf zurückkehren, und brach, nachdem ich mit

meiner Schaar am Brunnen übernachtet hatte, am nächsten Morgen auf. Bald lag die Grenze in unserm Rücken; nun aber übertrug ich die Aufsicht über die Karavane einem meiner Diener, hieß ihn mich in der ersten egyptischen Stadt erwarten, und kehrte sofort nach jenem abyssinischen Dorfe zurück. Ipsa's Wohnung, die sie mit ihren Eltern inne hatte, war bald entdeckt; ebenso gelang es mir, mich den Tag über in der Nähe versteckt zu halten. Am Abend ging das Mädchen, ganz wie ich erwartet hatte, wieder zum Brunnen; jetzt war keine Minute zu verlieren; ich legte Feuer an die Hütte der Eltern und verschloß die Thür sorgfältig von außen, so daß Niemand entkommen und Hülfe herbeischaffen konnte. Ich kam zum Brunnen in demselben Augenblick, wo Ipsa ihren Krug gefüllt hatte, und wo ich die ersten hellen Flammen aus ihrer elterlichen Hütte emporlodern sah. Rasch faßte ich sie in meine Arme und hielt ihr den Mund zu, um ihr Geschrei zu ersticken; ein kleiner Knabe aber, Ipsa's Bruder, den ich bisher nicht bemerkt hatte, rief so laut um Hülfe, daß ich schon Alles verloren glaubte. Gern hätte ich auch den kleinen Burschen noch mit mir geschleppt; dies aber ging nicht an und ich mußte mich begnügen, ihn unschädlich zu machen; ich ergriff ihn bei einem Bein und warf ihn in den Brunnen, wo er sofort aufhörte zu schreien.

Schon war ich mit meiner schönen Beute eine tüchtige Strecke vom Dorf entfernt und glaubte jede Gefahr überstanden, da kam, o neues Hinderniß! ein langer Bursche von etwa zwanzig Jahren, Ipsa's Geliebter, hinter mir hergelaufen. Er war mit einem Spieß bewaffnet, den er mir zornschnaubend so eben ohne Umstände durch den Rücken bohren wollte; geschwind aber wandte ich mich um, stellte das Mädchen an die Erde und sagte mit väterlichem Ton: „Wozu diesen Spieß, junger Freund? Du solltest mir im Gegentheil danken; Ipsa's elterliche Hütte steht in Flammen, und ich habe Deine Braut gerettet.“

Der Zorn des jungen Menschen war sogleich gewichen; es folgte eine zärtliche Umarmung des liebenden Paars, und ich benutzte diesen Moment der eingetretenen Ruhe, den leichtgläubigen Burschen mein Messer in den Nacken zu bohren. Ohne Laut brach er zusammen; Ipsa aber fiel zum Glück in eine Ohnmacht, so daß ich ohne allzu große Anstrengung mein Ziel mit ihr erreichte. Alles was weiter geschah, ist Nebensache; wozu soll ich Ihnen Ipsa's Verzweiflung schildern, ihre Versuche, bald zu entfliehen, bald ihrem Leben ein Ende zu machen. Gegen solche Unarten haben wir ein gutes Mittel, das ist die Peitsche, und auch Ipsa hat sie kennen gelernt.“

Diese schamlos freche Offenheit des Sklavenhändlers empörte mich noch mehr, als Lügen und Beschönigung seiner Schändlich-

keiten es gethan haben würden. Schlaflos warf ich mich die ganze Nacht auf meinem Lager umher: wie konnte ich Ipsa retten? Am nächsten Morgen begab ich mich in das Kloster der Väter von der Heiligen Erde.

„Verehrte Väter," sagte ich, „ich weiß ein gutes Werk für Euch zu thun; es schmachtet in diesem Augenblick in Kairo eine Christin, die durch einen Nichtswürdigen geraubt worden ist und als Sklavin verkauft werden wird, wenn wir sie nicht binnen vierundzwanzig Stunden erlösen. Der Preis ist allerdings hoch; er beträgt zwanzigtausend Piaster; aber er übersteigt gewiß Eure Wohlthätigkeit nicht; rettet das Mädchen, rettet die Seele einer Glaubensgenossin."

„Wenn es sich um eine Christin handelt," entgegneten die Mönche, „warum wendet sie sich nicht an ihren Consul, der ihr ja am besten die Freiheit zurückgeben könnte?"

Ich sagte hierauf den Mönchen, daß es eine Abyssinierin sei. Bei diesem Wort wechselten sie einen Blick des Einverständnisses mit einander, und stimmten sofort einen andern Ton an. Ich sah es deutlich, sie bildeten sich ein, daß ich in das Mädchen verliebt sei, und daß ich, da mir die Mittel fehlten, sie selbst zu kaufen, unter dem Deckmantel der Religion eine galante Intrigue einfädeln wolle. Was ich ihnen auch sagen mochte, sie wiederholten mir stets, sie seien nur arme Mönche, die selbst vom Almosen frommer Seelen lebten und nicht die erforderliche Summe zu dem vorgeschlagenen Werke aufbringen könnten.

Hier zurückgewiesen, nahm ich meine Zuflucht zu meinen europäischen Freunden und Bekannten in Kairo, zu Kaufleuten, Aerzten und Künstlern.

„Man sieht es deutlich," erwiderten sie mir lachend, „daß Ihnen der Orient noch etwas Neues ist, daß Sie noch in den Vorurtheilen Europa's befangen sind. Die Abyssinierin wird, wenn sie so schön ist, wie Sie sagen, im Harem irgend eines großen Pascha's weit glücklicher werden, als zu Hause in ihrem abscheulichen Vaterland; sie selbst würde Ihnen wenig dankbar sein, wenn Sie sie ihrer glänzenden Zukunft berauben wollten. Da Ihnen das Mädchen aber so sehr gefällt, so kaufen Sie es selbst. Ein junger Mann, wie Sie, weiß zu solch einem Zweck immer Geld aufzutreiben."

Den ganzen Tag brachte ich mit fruchtlosen Bemühungen zu. Endlich kam der gute Rath mir über Nacht. In Kairo lebte ein rechtschaffener englischer Missionär mit seiner Frau; ich hatte, obwohl ich selbst ihn nicht kannte, doch viel von seiner Wohlthätigkeit gehört, und ihm legte ich am nächsten Morgen meine Bitte

an's Herz. Das fromme Paar war gern bereit, zu dem frommen Werk ihre Hand zu reichen.

„Aber, my dear," sagte der Mann, „was werden wir mit dem jungen Frauenzimmer machen? Wir können Sie doch nicht den weiten Weg in ihr Vaterland zurückschicken, da sie weder Vater noch Mutter hat; es würden ihr unterwegs viel größere Gefahren drohen, als selbst in der Sklaverei."

„My dear," erwiderte die Frau statt meiner; „wir werden sie zu uns nehmen; ich werde sie nach europäischer Mode kleiden; sie soll die englische Bibel lesen lernen; und hat sie erst gute Grundsätze und einen festen Glauben angenommen, hat sie erst plätten und nähen gelernt, so verschaffen wir ihr in England in einem respektablen Hause ein Unterkommen als Kindermädchen."

Schon sah ich im Geist die schöne, majestätische, goldbraune Tochter des Südens nach dem nebligen Norden verpflanzt und in den Squares von London die kleinen Lords oder Ladies spazieren führen. Diese Aussicht machte mein Blut erstarren; dennoch schien es mir besser als die Knechtschaft und Erniedrigung des Harems.

Rasch sammelte nun das fromme Paar eine Collekte bei ihren gleichgesinnten Freunden und Bekannten; auch meine Börse steuerte bei, so viel als ich vermochte. Die brave Frau setzte ein Stübchen für Ipsa in Bereitschaft, und noch ehe es Abend war, wanderte ich an der Seite des Missionärs der Vorstadt zu. Wir traten in den Hof ein; mein Herz zuckte zusammen — ich sah den Sklavenhändler nicht an seinem Platz. Ich suchte ihn, — er war nicht zu finden; ich fragte, — Niemand gab mir eine Antwort. Endlich begegnete mir einer seiner Diener.

„Er ist abgereist!" sagte er.

„Abgereist? Um welche Stunde?"

„Heute Mittag."

„Und wohin ist er gereist?"

„Ich weiß es nicht."

„Und seine Abyssinierin?"

„Er hat sie verkauft!"

„An wen?"

„Ich weiß es nicht."

Dies war Alles, was ich erfuhr. Der kalte Schweiß trat mir auf die Stirn; ich mußte mich an das Haus anlehnen; meine Knie wankten unter mir. Ich erinnere mich, nie in meinem Leben eine schrecklichere Enttäuschung, ein tieferes Herzweh empfunden zu haben. Auch im Gesicht des braven Engländers malte sich eine traurige Resignation. Als ich mich aber entschuldigte, ihm um-

sonst eine so große Störung verursacht zu haben, entgegnete er mit seiner gewöhnlichen heitern Ruhe:

„Es war Gottes Wille; Sie haben Ihre Pflicht gethan; ich wollte die meinige thun. Hoffen wir, daß diese arme Seele dennoch nicht verloren sei."

Und so traten wir stillschweigend unsern Rückweg an.

VI.

Die Abendländer stellen sich in der Regel unter den orientalischen Ehemännern immer eben so viele eifersüchtige Tyrannen vor, die sich ihren Frauen gegenüber ungestraft jede Härte erlauben dürfen. Wenn es indessen im Allgemeinen auch wahr ist, daß man im Orient eine ziemlich strenge Hausjustiz übt, so sind doch die Harems nicht dermaßen hermetisch verschlossen, daß das Laster nicht auch hier wie ein Proteus unter allerlei Gestalten sich Eingang verschaffte. Die Eunuchen, so widerwärtig sie sein mögen, sind doch nicht immer unbestechlich; der goldene Schlüssel paßt zu vielen Thüren, und wo er selbst seinen Dienst versagt, da beginnt die Wirksamkeit der List, der Schlauheit und Intrigue.

Ich befand mich eines Abends in Gesellschaft eines jungen Franzosen, der so eben erst in Kairo angekommen war, in einem Kaffeehaus. Er besaß noch ganz den Eifer eines Debütanten, und forschte und fragte nach Allem, was seine Kenntniß des Landes, in dem er sich befand, erweitern konnte. Man hatte ihm am Morgen das ehemalige Badehaus der Prinzessin Nazly, der ältesten Tochter Mohamed-Ali's, gezeigt und ihm dabei erzählt, daß besagte Prinzessin diesen Ort vorzüglich zu ihren geheimnißvollen Rendezvous benutzt habe, und daß bei einer Restauration des Gebäudes die Leichen derer aufgefunden worden seien, in denen sie das Andenken der allzu glücklichen Stunden für immer habe zum Schweigen bringen wollen.

Der junge Franzose wünschte nun von mir zu vernehmen, was an der Sache Wahres sei.

„Meiner Treu," erwiderte ich; „ich weiß darüber so wenig wie Sie selbst; auch ich habe das Bad besucht und dieselbe Geschichte dabei erfahren. Jedenfalls muß die Prinzessin eine außergewöhnliche Frau sein; man schildert sie als geistreich und lebhaft, aber auch als herrschsüchtig und eigensinnig. Und ein Wunder

wäre es nicht, wenn sie nicht die Sanftmuth eines Lammes besäße, denn sie war in einer guten Schule. Ihr Vater hatte sie an einen seiner Waffengefährten, den berüchtigten Defterdar, vermählt, den grausamsten Menschen, der je existirt, und dem es nur an einem größern Spielraum gefehlt hat, um die Thaten eines Nero, Ivan und Christian zu verdunkeln."

Während ich so sprach, gesellte sich noch ein Dritter zu uns, gleichfalls ein Franzose, den ich bereits früher hie und da in Gesellschaft getroffen hatte. Er war von kleiner Statur und zierlichen Bewegungen; seine Haltung, seine Stimme und sein Gesicht aber hatten etwas Weibliches und so Jugendliches, daß man ihn kaum dreißig Jahre schätzte, obwohl er deren fünfzig zählte. Er hörte mir schweigend bis zu Ende zu; aber seine schlaue Miene schien zu sagen, daß er über dieses mehr als zarte Kapitel besser unterrichtet sei, als wir.

„Meine Herren," begann er endlich sehr leise; „Sie vergessen, wo wir sind; dürfen wir hier in der Oeffentlichkeit so von einer Prinzessin des regierenden Hauses reden? Schenken Sie mir die Ehre Ihres Besuchs, meine Wohnung ist wenige Schritte von hier entfernt, und ich will Ihnen eine Anekdote erzählen, die Sie interessiren wird.

Das Anerbieten ward mit Freuden angenommen; bald lagen wir bequem auf kleinen Divans ausgestreckt; die Pfeifen dampften in unserm Munde, und unser junger Wirth von fünfzig Jahren schickte sich zur Bereitung einer Punschbowle an. Dann begann er seine Erzählung wie folgt:

„Seit dreißig Jahren habe ich die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit nach Kairo zu kommen, das ich wie eine zweite Heimath liebe; keine Stadt auf der Welt gefällt mir so. Als ich meine erste Reise hieher machte, war ich kaum zwanzig Jahr alt, hatte ein Gesicht so glatt wie ein Mädchen, eine schlanke Taille, eine feine Stimme, kleine Hände und Füße, und war nicht größer, als Sie mich hier vor sich sehen. Dieses wenig männliche Aeußere stand in sonderbarem Contrast zu meinem unruhigen, abenteuerlichen Sinn, und zog mir manche Neckerei von Seiten meiner Kameraden zu. Ich brannte daher vor Begierde, ihnen durch irgend ein kühnes Unternehmen zu beweisen, daß ich ein Mann sei; während ich aber von nichts als Odalisken und Entführungen träumte, verging eine Woche nach der andern, ohne daß ich auch nur Gelegenheit zum kleinsten Scherze fand.

Inzwischen war ich im Hause einer hübschen Morgenländerin bekannt geworden, bei der ich mich so gut ich konnte für mein bisheriges Mißgeschick tröstete. Die Dame war reich und unterhaltend; auch hatte ich Zutritt in den Harems mehrerer Prinzessinnen,

unter andern auch in dem der berühmten Nazly, von der Sie in so wenig ehrerbietigen Ausdrücken sprachen. Ich hörte in der That schon damals Aehnliches von ihr, was mich jedoch nicht verhinderte, Nachts von ihr zu träumen und am Tage ihren Palast zu umschleichen.

„Theure Freundin,“ sagte ich eines Tages zu meiner Morgenländerin; „ich habe eine Wette geschlossen, zu deren Gewinn ich Ihrer Hülfe bedarf. Es handelt sich darum, binnen jetzt und acht Tagen in das Innere eines Harems, und zwar des Harems der Prinzessin Nazly einzudringen!“

„Sie sind toll geworden!“ gab meine Freundin mir zur Antwort.

„Die Sache ist nicht so schwierig, als sie beim ersten Anblick scheint,“ erwiderte ich; „man hat mir so oft gesagt, daß ich das Aussehen einer Dame habe. Sie können also Nazly sagen, daß eine Dame, eine vornehme Dame aus Europa, die eine Wallfahrt nach Jerusalem unternimmt, an Sie empfohlen sei, und daß dieselbe vor Begierde brenne, die weitberühmte Prinzessin in ihrem Harem zu besuchen und derselben ihre Huldigung darzubringen. Sie werden sie um eine Audienz ersuchen, sie erhalten; Sie werden mir Ihre Kleider borgen, meiner Toilette vorstehen, und Niemand wird in der fremden Dame Ihren gehorsamen Diener erkennen.“

Je länger wir von der Sache sprachen, desto mehr söhnte sich die Morgenländerin mit meinem Plane aus; das abenteuerlich Phantastische des Unternehmens reizte auch sie, und kurz und gut, die Sache ward eingeleitet. Die Audienz wurde bewilligt, und als ich mich an dem bestimmten Tage nach beendigter Toilette im Spiegel besah, mußte ich mich alles Ernstes zusammennehmen, um mich nicht in mich selbst zu verlieben, denn ich fand mich in ein allerliebstes Weibchen umgewandelt. Es wäre wohl passend gewesen, daß meine Freundin mich begleitet hätte, indessen sie konnte sich nicht dazu entschließen; sie sagte, es würde ihr unmöglich sein, ernsthaft zu bleiben, und ein einziges unvorsichtiges Lächeln hätte uns beide in die größte Gefahr stürzen können. Ich selbst redete ihr überdies nicht sehr zu; offen gestanden, ich fragte nicht viel nach ihrer Begleitung; denn obwohl ich keinen bestimmten Plan entworfen, so wogten mir doch allerlei unklare Hoffnungen und romantische Träumereien durch die aufgeregte Seele. Mit dem Versprechen also, sie bei der Prinzessin zu entschuldigen, bestieg ich einen eleganten Miethswagen, der mich auf den Esbekieh führte, wo Nazly's Palast stand. Ein halbes Dutzend schwarzer Eunuchen empfingen mich am Thor und geleiteten mich über mehrere Höfe bis zu einer Säulenhalle; hier übergaben sie mich zehn jungen,

hübschen, weißen Sklavinnen, die mir statt meiner Stiefelchen feine Atlaspantoffeln an die Füße zogen und mich, ich weiß nicht zu welchem Zweck, in einen kostbaren Kaschmirshawl einhüllten. Durch eine Reihe pompöser Salons gelangten wir endlich in ein wohnlicher und behaglicher eingerichtetes Zimmer, wo ich die Prinzessin erwarten sollte. Es war mir lieb, daß ich noch Zeit gewann, mich auf diese gefährliche Zusammenkunft und auf meine zweideutige Rolle vorzubereiten; denn mein Herz schlug doch ganz gewaltig, und die Erinnerung an den Ruf der Grausamkeit Defterdars verursachte mir ein entschiedenes Mißbehagen.

Das Zimmer, in welchem ich mich befand, war leicht gewölbt, ziemlich schlecht al fresco gemalt und mit europäischen rothen Maroquin-Möbeln ausgestattet; doppelte Fenster-Vorhänge von rother Gaze dämpften das grelle Sonnenlicht und verbreitete eine geheimnißvolle Dämmerung, die meinem Incognito sehr günstig war. Schwarze, braune und weiße Sklavinnen im verschiedenartigsten und reichsten Kostüm warteten gleich mir der Ankunft ihrer Herrin, und alle richteten forschende und fragende Blicke auf mich. Alles dies aber ward wie auf den Wink eines Zauberstabes für mich unsichtbar, denn so eben öffneten sich die Flügelthüren und die Prinzessin trat ein. Es war eine elfenhaft kleine, zierliche und wohlgebaute Gestalt; über ihren amaranthfarbigen Beinkleidern trug sie ein weites, weißes Kashmirkleid, dessen fliegende Aermel ihren schlanken, weißen Arm sichtbar ließen. Gürtel und Armbänder waren von den kostbarsten Perlen und Steinen. Mein Besuch begann nach orientalischer Sitte mit einem langen Stillschweigen von beiden Seiten, während dessen wir uns gegenseitig zur Genüge betrachten konnten. Wie schön war Nazly! welche stolze Stirn! welche kühn geschwungene Nase! welch' ein reizender Mund! Endlich als der Kaffee in japanischen Tassen und Pfeifen mit duftenden Ambraspitzen servirt waren, eröffnete die Prinzessin die Unterhaltung.

„Haben Sie Kinder?" Dies ist die erste unvermeidliche Frage jeder orientalischen Dame, und auch ich entging ihr nicht. „Und Sie gehen daher nach Jerusalem, um Ihren Propheten um dieses Geschenk anzurufen?" fügte die Prinzessin auf meine verneinende Antwort hinzu.

„Eure Hoheit ist von einem überraschenden Scharfsinn," erwiderte ich; „Sie haben den Zweck meiner Reise sogleich durchschaut."

„Möge Allah Ihnen Kinder geben; Ihr Gatte wird Sie dann inniger lieben! Begleitet er Sie auf Ihrer Reise?"

„Seine Geschäfte halten ihn in Europa zurück!"

„Dann beklage ich Sie; es ist traurig, allein zu reisen; die Einsamkeit ist für eine Frau der Beginn des Sterbens.“

Die Sprache der Prinzessin war belebt; eine ausdrucksvolle Mimik begleitete jedes ihrer Worte. Mich aber genirte dieses zarte Thema einigermaßen, und ich suchte daher der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben. Bei jeder Andern wäre dies ein vergebliches Bemühen gewesen, denn die Töchter des Propheten sind von einer verzweifelten Schwerfälligkeit, und die albernsten Kleinigkeiten und Geringfügigkeiten bilden in der Regel den Gegenstand ihrer Gespräche. Nicht so war es bei Nazly; sie war eine überlegene Frau, ihr Geist für Alles empfänglich.

„Man hat mir gesagt,“ begann die Prinzessin nach einer eingetretenen Pause unseres weiteren Gesprächs, „daß Sie begierig sind, einen Harem zu besuchen; Sie sollen den meinigen in Augenschein nehmen.“

Sogleich standen wieder ein halbes Dutzend Sklavinnen unter der Anführung einer alten häßlichen Matrone zu meiner Begleitung in Bereitschaft. Die Zimmer, die ich zu sehen bekam, waren alle von derselben Form und Größe; seidene oder sammtne Portièren trennten sie von einander. Sie waren dekorirt mit den kostbarsten Vasen, Teppichen, silbernen Fontänen 2c., nirgends aber erblickte ich ein Buch oder sonst ein Ding, was auf irgend eine Beschäftigung der Bewohnerinnen hätte schließen lassen. Ebenso wenig begegneten meine Augen einem Schlafzimmer; es scheint deren im Orient nicht zu geben; man schläft bald hier, bald da, und eine Matratze, ein paar Decken und Teppiche, auf die man sich angekleidet niederstreckt, sind des Abends bald herbeigeschafft.

Nachdem ich von meiner Wanderung durch den Harem zurückgekehrt und wieder an der Seite Nazly's Platz genommen, gab diese einer Sklavin einen Wink, zu singen, indem sie mir die Reinheit und Kraft ihrer Stimme rühmte. Als das junge, schöne Mädchen indessen beginnen wollte, fand es sich, daß sie heiser war; trotz aller Anstrengung gelang es nicht, auch nur einen einzigen Ton hervor zu bringen. Sie ward blutroth vor Angst und Verwirrung; sie zitterte wie Espenlaub, und mit Thränen in den Augen und auf den Wangen warf sie sich ihrer Herrin zu Füßen. Die Prinzessin sandte ihr einen zornigen Blick zu; ihre Augenbrauen zogen sich zusammen; ihr ganzes Wesen nahm den Ausdruck von Härte und Grausamkeit an; sie war in der That die Gemahlin Defterdar's.

„Möge Deine Stimme Dir für ewig in der Kehle stecken bleiben!“ sagte sie mit finstrer Stimme; dabei stieß sie die Unglückliche mit dem Fuß von sich und klatschte zweimal in die Hände.

Auf dieses Zeichen erschienen zwei Eunuchen, führten das Opfer hinaus, und wenige Minuten später glaubte ich das pfeifende Geräusch der Peitsche und ersticktes Geschrei zu vernehmen. Nazly's Antlitz aber nahm bald den frühern heitern Ausdruck wieder an.

Als der Moment gekommen, wo ich wieder entlassen werden sollte, sagte sie plötzlich:

„Halt, warten Sie, ich werde Ihnen meinen Garten zeigen; ich selbst werde Sie führen!"

Dabei ergriff sie meine Hand, die zum Glück der ihrigen an Weiße und Weichheit wenig nachstand. Vor uns her gingen die Eunuchen; hinter uns ein paar Dutzend Sklavinnen, aber in so weiter Entfernung, daß es ihnen unmöglich war, zu verstehen, nicht was wir sprachen, denn wir sprachen kein Wort, sondern was wir hätten sprechen können. Der Garten gilt für prächtig; ich muß jedoch gestehen, ich habe nicht darauf geachtet; ich war zu sehr durch die Seltsamkeit meiner Lage in Anspruch genommen. Wir gingen sehr langsam, und das Schweigen, das auf beiden Seiten herrschte, ward nachgerade peinlich.

Endlich nahm ich mir heraus, den Duft der Blumen, von dem ich nichts empfand, das Rauschen des Wassers, von dem ich nichts hörte, den Glanz des blauen Himmels, von dem ich nichts sah, zu rühmen; und ich würde vielleicht diese Idylle bis in's Unendliche weiter gedichtet haben, wenn mich die Prinzessin nicht plötzlich barsch unterbrochen hätte.

„Glauben Sie nicht, daß ich Ihre Närrin bin," sagte sie trocken, indem sie meine Hand weit fortschleuderte, die sie bisher in der ihrigen gehalten hatte. „Wenn mein Mann, der Defterdar, Sie bemerkt hätte, wenn er Ihren kühnen Betrug auch nur ahnte, er würde Sie zur Stunde spießen lassen, und Sie hätten es wahrlich verdient!"

Ich schmeichle mir, meine Herren, Ihnen bewiesen zu haben, daß ich nicht feige bin; aber dennoch muß ich gestehen, daß mich bei diesen Worten ein kalter Schauder überrieselte. Ich brachte in der That keine Sylbe zur Erwiederung hervor, überdies ließ die Prinzessin mir keine Zeit dazu.

„Zum Glück," fuhr sie etwas besänftigt fort, „ist mein Mann nicht zu Hause, und ich bin Herrin meiner Handlungen, so weit dies einer Muselmännin überhaupt möglich ist. Die unternehmenden Leute gefallen mir; ich liebe den Muth, selbst wenn er zur Verwegenheit wird. Sind Sie also so kühn, wie sie scheinen, so seien Sie morgen bei Sonnenuntergang an dem Thor von Elfy und folgen Sie dem rothgekleideten Neger, der Ihre linke Schulter berühren wird."

Sie sagte das, als wäre nichts vorgefallen, ergriff dann meine

Hand von Neuem und verabschiedete mich vor ihrem Gefolge auf die natürlichste und unbefangenste Weise. Bald saß ich wieder im Wagen und rollte der Wohnung meiner morgenländischen Freundin zu. Diese war inzwischen über den Verlauf meines Besuchs nicht ohne Sorge gewesen; ich beruhigte sie vollkommen, freute mich mit ihr der gewonnenen Wette, und hielt natürlich reinen Mund über den Schluß meines Abenteuers, der mir überdies ja selbst noch ein Räthsel war.

Sie begreifen, meine Herren, daß ich die ganze Nacht hindurch kein Auge schloß. Alles Gute und alles Böse, was ich über Nazly vernommen, die finstern Gerüchte, die sich über sie verbreitet, Alles flog mir mit fieberhafter Eile durch die Seele. Wollte sie mir ein Rendezvous geben, oder mir eine Falle stellen? War ich der Held eines süßen Abenteuers? das Opfer einer grausamen Rache? oder vielleicht beides zu gleicher Zeit. Ich kaufte mir am nächsten Morgen ein gutes Damascener-Messer, spitz wie eine Nadel und haarscharf. Dieses verbarg ich in meinen Kleidern — diesmal natürlich Männerkleidern — und steckte außerdem noch einen scharf geladenen sechsläufigen Revolver zu mir. So stand ich um Sonnenuntergang an dem Thor von Elfy. Der Neger ließ nicht lange auf sich warten, und in einer Entfernung von zwanzig Schritten folgte ich ihm. Er schlug zuerst den Weg nach Bulak ein; dann wandte er sich plötzlich links, dem Nil zu; endlich blieb er an einer hohen, finstern, kahlen Mauer stehen, und wir traten durch ein kleines, kaum bemerkbares Pförtchen in einen großen Garten. Es war inzwischen so dunkel geworden, daß ich kaum mehr sah, wohin ich trat; nur das Geräusch unserer Schritte auf dem knisternden Sande unterbrach das Schweigen der Nacht, und ich fühlte mehr als einmal nach meinem Messer und meinem Revolver. Jetzt standen wir an der Thür eines Kiosk, der unter Gebüsch und Bäumen versteckt lag. Mein Führer trat nicht mit mir ein, sondern schob mich allein vorwärts und schloß die Thür hinter mir zu. Es herrschte in dem Raum, in welchem ich mich befand, eine vollkommene Dunkelheit; nur vermöge des Gefühls unterschied ich, daß ich auf einem weichen Teppich stand, und daß ein breiter Divan rings um die seiden-tapezirten Wände lief. So weit war ich mit meinen Forschungen gediehen, als irgend Etwas sich um meinen Hals legte. Beruhigen Sie sich; es war nicht die berüchtigte seidene Schnur des Serails; es waren zwei weiche Frauenarme.

Ein solcher Anfang war ganz geschaffen, jede Besorgniß in mir zu zerstreuen; auch erwiderte ich ihn nach Gebühr, ohne selbst zu warten, daß die Identität der Person constatirt sei. Mein Vertrauen blieb nicht unbelohnt; bald genug war mir über diesen Punkt

jeder Zweifel genommen. Ich erspare Ihnen, meine Herren, eine nähere Schilderung dieses glücklichen Abends; denn ich würde nur Ihren Neid erregen; die Zeit unseres Zusammenseins dünkte mich eine Sekunde, und doch begannen schon die Sterne am Himmel zu erbleichen, als das Wort „Trennung" ausgesprochen ward. Wie sehr ich auch bat, mir noch eine kurze Stunde zu vergönnen, es war umsonst; doch flüsterte der süße Mund beim letzten Kuß:

„Auf morgen denn, zur selben Stunde."

Nicht lange, da fühlte ich die breite Hand des Negers wieder auf meiner Schulter, und mein Rückzug begann. Alle meine Befürchtungen waren in Rauch aufgegangen; stolz und triumphirend schritt ich vorwärts. Aber diese kühne Sicherheit währte nur kurze Zeit; ich bemerkte bald, daß mein Führer eine ganz andere Richtung, als die, in welcher wir gekommen, einschlug, und daß wir uns mehr und mehr dem Nil näherten, dessen Rauschen ich schon deutlich vernahm. „Jetzt," sagt' ich bei mir, „muß ich mein Glück bezahlen!" und all die schauerlichen Gerüchte, die ich über Nazly gehört, richteten sich wie drohende Gespenster vor mir auf. Was war zu thun? Wie konnt' ich entrinnen? Einen Zweikampf mit meinem Führer durft' ich nicht wagen; dieser Goliath würde mich wie einen Wurm zertreten haben. Zwar besaß ich ein treffliches Messer und einen sechsläufigen Revolver; aber der Lärm der Feuerwaffe hätte mir ohne Zweifel neue Feinde herbeigelockt, und im Gebrauch eines Messers als Mordinstrument fehlte mir jede Uebung. Dennoch mußte etwas geschehen; schon erblickte ich beim Schein der Dämmerung am Ufer des Stromes drei baumstarke Kerle, die sich ohne Zweifel meiner bemächtigen und mich in mein nasses Grab befördern sollten. Bei einer Biegung des Weges durch ein dichtes Gebüsch stieß ich daher mit der verzweifelten Geschicklichkeit eines Menschen, der sich seiner Haut wehrt, mein Messer dem Neger tief in die Brust; lautlos stürzte er nieder; ich zog ihm den Pfortenschlüssel aus der Tasche und flog mehr, als ich ging auf die Umfassungsmauer des Gartens zu, deren graues Gestein hier und da durch das Grün schimmerte. Ich hatte gehofft, hinüberklettern zu können; es war unmöglich; auch nicht der geringste Vorsprung begünstigte das Unternehmen. Ich mußte also die Pforte suchen; aber wo? befand sie sich rechts? befand sie sich links? ich hatte keine Vermuthung darüber, und auf's Gerathewohl vertraute ich meinem guten Stern. In der That, nach weniger als einer halben Minute stand ich vor der rettenden Thür; schon drehte sich der Schlüssel im Schloß, als die drei gewaltigen Gesellen von drei verschiedenen Seiten auf mich losstürmten. Noch ehe der erste mich indeß erreichte, zerschmetterte ihm meine Kugel den rechten Arm. Erschreckt entflohen alle Drei; ich sandte ihnen

noch ein paar Schüsse nach, und eben ging die Sonne auf, als ich frisch und gesund in meiner Wohnung anlangte.

Während der ersten Tage wagte ich nicht, mich in den Straßen sehen zu lassen; ich hielt mich bald hier, bald da versteckt. Die Angelegenheit konnte von den übelsten Folgen für mich sein; sie wäre es in der That überall gewesen, weil sich ein Menschenmord dabei ereignet hatte. Hier aber geschah nichts, verlautete nichts. Ueberdies lag die Geheimhaltung im Interesse Aller, und so blieb die Sache verborgen.

Demnächst fürchtete ich für meine schöne Mitschuldige, die liebenswürdige Morgenländerin. Konnte die Prinzessin nicht sie zur Rechenschaft ziehen, und sie, da ich ihrer Rache entgangen war, das ganze Gewicht ihres Zornes fühlen lassen? Auch dies geschah nicht; als ich nach Wochen und Monaten wieder bei ihr erschien, war ihr Verhältniß zur Prinzessin noch ganz dasselbe wie früherhin; sie erzählte mir sogar, daß Nazly ihr die freundschaftlichsten Grüße an ihre liebenswürdige Freundin aufgetragen habe — und diese Freundin war ich. Die Morgenländerin wäre natürlich die letzte gewesen, die ich zur Mitwisserin eines solchen Geheimnisses gemacht hätte, und sie kennt noch heute nicht die Gefahr, in welcher wir beide geschwebt."

Hier endete unser Wirth seine Erzählung, welche bald durch eine zweite und endlich noch durch eine dritte Punschbowle unterbrochen worden war, der vielen Fragen und verwunderten Ausrufungen von Seiten der Zuhörer gar nicht zu gedenken. Es war fast Morgen, als wir uns von einander trennten.

VII.

Durch das im Norden Kairo's gelegene „Neue Thor" oder „Bab-el-Hadid" gelangt man in eine prächtige Allee von Mimosea und Sykomoren, die in grader Linie nach Choubrah führt. Diese Allee ist von den Franzosen angepflanzt worden, und Dank der wunderbaren Fruchtbarkeit des egyptischen Bodens haben die Bäume bereits nach einem halben Jahrhundert einen Umfang erreicht, wie die der ältesten Wälder unseres Erdballs. In einer Höhe von dreißig bis vierzig Fuß wölben sie sich zu einem so dichten Laubdach, daß auch nicht ein Strahl der glühenden afrikanischen Sonne durchdringt, und der auf diese Weise gebildete herrliche Dom ist

eine volle Meile lang. Keine Hauptstadt, weder der alten, noch der neuen Welt, hat in ihrer Nachbarschaft etwas Aehnliches aufzuweisen, und obgleich, oder vielmehr weil diese Allee weit weniger besucht war, als der Weg nach Bulak, so wählte ich sie zu meinem täglichen Spaziergang. Der Besitzer eines Kaffeehauses auf der Mitte des Weges kannte mich bald so genau, daß er eine Ehre darin suchte, mir, sobald er mich von Weitem bemerkte, schon meinen Sorbet in Bereitschaft zu setzen. Zur rechten Seite der Allee dehnen sich unabsehbare grüne Felder aus, auf denen die Fruchtbarkeit des egyptischen Bodens ihre höchsten Triumphe feiert. Alle zwei Monat liefern sie eine reiche Ernte, und alle zwei Monat werden sie von Neuem bestellt: zuerst mit Klee, dann mit Getreide, mit Zuckerrohr u. s. w. Auf der linken Seite genießt man desselben Anblicks, nur daß hier die Felder durch den Nil begrenzt werden, dem man sich mehr und mehr nähert, und der hier einem großen weiten See gleicht. Ich habe nie ein so majestätisches, ruhiges Wasser gesehen, und doch droht er selbst dem friedlichsten Spaziergänger jeden Augenblick Gefahr; der Weg ist nämlich tiefer gelegen, als der Fluß, und sollte dieser den ihn einengenden Damm einmal durchbrechen, so würde augenblicklich das Land weithin unter Wasser stehen. Am Ende der Allee liegt das von fleißigen Fellahs (Bauern) bewohnte Dorf Choubrah, berühmt wegen der kostbaren Villa, die sich Mohamed-Ali hier erbaut. Der Garten, der dieselbe umgiebt, würde in Europa für wenig ausgezeichnet gelten, hier aber, wo die Blumen selten sind, ist er ein Wunder. Ein europäischer Gärtner hat ihn nach europäischem Muster angelegt; er ist mit graden Wegen durchschnitten, von denen einige ein mosaikartiges Pflaster von Kieselsteinen tragen; die Hecken aber sind von Myrthen und Jasmin; auch sieht man hier mehr Rosen, als sonst im ganzen Egyptenland. Der Bananenbaum steht hier neben der Orange; die goldene Narzisse glänzt im Sonnenschein; die mexikanische Tubarose findet hier das Klima ihres Vaterlandes wieder, und mit ihren Wohlgerüchen mischt sich der nicht minder berauschende Duft der Citronenblüthe.

In Mitten dieses duftenden Labyrinthes erhebt sich ein kleiner achteckiger Kiosk, ganz im europäischen Geschmack erbaut und ausgestattet; aber die buntfarbigen Fensterscheiben, die gelben Atlasgardinen, Alles erscheint hier wenig an seinem Platz, und doch soll all' der Plunder über fünfzigtausend Thaler gekostet haben, von denen wohl mehr als die Hälfte in den Händen der Zwischenhändler geblieben sein mag. Nicht weit davon entfernt befindet sich der große Kiosk. Dieser gewährt einen weit originelleren Anblick; es ist ein großes Gebäude von weißem Marmor, an dessen Ecken vier ebenfalls marmorne Löwen liegen, die ein stets frisches, reines

Wasser ausspeien. Oben ist der Kiosk von einer durch Alabastersäulen getragene Gallerie umgeben, auf welche sich die kostbaren Gemächer öffnen. Es fehlt nichts darin, als ein Dutzend reizender Odalisken. Eine Sache stört indessen auch hier den Effekt des Ganzen: die Mauern sind mit geschmacklosen Bildwerken bedeckt, die gar nicht der Betrachtung werth wären, wenn sie nicht eine pikante Merkwürdigkeit zeigten. Der Gründer nämlich, der hier sehr gern verweilte, hat, ganz den Gesetzen des Islams zuwider, sein Portrait dabei anbringen lassen. Der Koran verbietet bekanntlich aus Haß gegen die Götzenbildnerei die Darstellung des menschlichen Antlitzes; aber Mohamed-Ali war viel zu philosophisch, um sich daran zu kehren.

Choubrah gehört jetzt Halim-Pascha, dem zweiten Enkel Mohamed-Ali's. Seine Erziehung ist für einen Türken ausgezeichnet genug; er ist in Paris gewesen und spricht geläufig französisch; seine Hauptleidenschaft aber ist die Gazellenjagd zu Pferde in der Wüste. Man redete mir oft zu, mich ihm vorstellen zu lassen, aber ich schlug es stets aus. Ich habe wenig Vorliebe für Fürsten, und am wenigsten vermöchte ein türkischer Prinz meine Neugier zu reizen.

Unter dem in der Allee verkehrenden Publikum, meist müßigen Spaziergängern wie ich selbst, die hier nur Einsamkeit und Kühle suchten, bemerkte ich sehr häufig einen Eunuchen, der an seiner Wohlbeleibtheit und seiner unverschämten und boshaften Miene sehr leicht kenntlich war. Er zeigte sich stets im auserlesensten Putz, und nie habe ich ein schöneres und reicher aufgeschirrtes Pferd gesehen, als das, welches er ritt. Sattel und Zügel waren in Gold gestickt, und um den Hals trug es als Amulett zwei große Eberfangzähne, halbmondförmig mit der Spitze nach unten gekehrt, um es vor dem „bösen Blick" zu bewahren. Sanft und feurig zu gleicher Zeit, vereinigte das schöne Thier eine seltene Anmuth und Kraft; auch schien sein Herr nicht wenig stolz auf diesen Besitz, obwohl er nur ein sehr mittelmäßiger Reiter war. Die Eunuchen spielen im ganzen Orient eine wichtige Rolle, und gelangen nicht selten zu hohen Staatsämtern; diejenigen aber, bei denen dies nicht der Fall ist, sind um so stolzer auf die unumschränkte Macht, die sie im Verborgenen in den Harems ausüben, und der nicht selten selbst ihre Herren unterthan sind. Man findet unter ihnen die giftigsten Menschen- und Christenhasser, und auch der in Rede stehende Eunuch sandte mir, so oft wir einander begegneten, einen Blick voll Zorn und Verachtung zu. Diese häufigen Spazierritte von seiner Seite bewiesen mir hinlänglich, daß er kein Sklave mehr sei; ich ward also neugierig, zu erfahren, welche Stellung er in Kairo einnähme. Mein Diener bewies ihm stets den größten Re-

spekt, aber Auskunft vermochte er mir nicht zu geben. Als ich eines Abends mit einem Morgenländer meiner Bekanntschaft in dem oben erwähnten Kaffeehause saß, führte der Zufall auch ihn vorüber.

„Kennen Sie diesen sonderbaren und hochmüthigen Menschen?“ fragte ich sogleich.

„Allerdings,“ erwiderte der Morgenländer; „alle Welt kennt ihn; es ist Chafay.“

„Und wer ist Chafay?“

„Ein freigewordener Eunuch und Millionär außerdem.“

„Wie ist er denn zu seinen Millionen gekommen?“

„O, dies ist eine ganze Geschichte, die mir nicht bis in ihre Einzelnheiten bekannt ist; ich weiß nur davon, was alle Welt in Kairo weiß. Zuerst erfahren Sie, was in Europa gänzlich unbekannt ist, daß die Eunuchen keineswegs dem weiblichen Geschlecht so gänzlich abhold sind, als man vermuthen sollte. Ich kenne einen in Kairo, der sich mehrere Sklavinnen hält; eine davon gilt für seine Favoritin, und er kleidet und behandelt sie wie eine Fürstin. Ihr Harem ist auf einen so großartigen Fuß eingerichtet, daß er mit dem eines Pascha's von drei Roßschweifen wetteifern könnte. Doch hören Sie jetzt die Geschichte Chafay's. Er war ursprünglich der Sklave eines reichen Bey's, der ihn lieb gewann und über seinen ganzen Harem setzte. Dieser Bey hatte zwei rechtmäßige Frauen, die in der bittersten Feindschaft mit einander lebten, und einander bei ihrem gemeinschaftlichen Gemahl auf alle Weise anzuschwärzen suchten. Eine von beiden ward von Chafay geliebt, und der Teufel mag wissen durch welche Mittel, hatte er sich auch ihre Neigung verschafft. Natürlich ergriff er bei den erwähnten Streitigkeiten mit der andern Frau Partei für sie, und unter dem Vorwande, dieselbe im vertrauten Gespräch mit einem Diener des Bey überrascht zu haben, stach er sie endlich in der Abwesenheit des letztern nieder. Wie der Bey die Sache aufnahm, ist nicht bekannt geworden; gewiß ist, daß Chafay nicht in der Gunst seines Herrn sank; denn als dieser bald darauf starb, erbte er das ganze große Vermögen sammt der Freiheit. Man erzählte sich, Chafay habe gegen seinen Herrn eine wüthende Eifersucht empfunden; er habe die Frau, die er liebte, für sich allein besitzen wollen, und mit ihrer Hülfe habe er sich seines Nebenbuhlers entledigt. Ob dieses Gerücht der Wahrheit gemäß, weiß ich nicht zu sagen. Genug, der Reichthum schadete der Liebe nicht; Chafay heirathete die Wittwe und sie machen ein großes Haus. Leider indessen kann man seine Geschichte nur mit der Hälfte jener berühmten Phrase aus dem Feenmährchen schließen: „Sie lebten glücklich und hatten viele Kinder.“

VIII.

Ich war eines Tages zu einer Gesellschaft in einem morgenländischen Hause eingeladen; die Speisen waren vortrefflich und die Laune fröhlich. Beim Dessert fing man an, Geschichten und Anekdoten zu erzählen, und da meine Vorliebe für dergleichen bekannt war, so zahlte endlich jeder der Gäste seinen Tribut.

„Wie Sie wissen, meine Herren," nahm einer der Anwesenden das Wort, „herrscht unter uns Muselmännern der Gebrauch, daß der Gatte das Antlitz seiner Gattin zum ersten Mal in dem Brautgemach zu sehen bekommt, nachdem alle gesetzlichen Formalitäten ihrer Ehe bereits vollzogen sind. Seine ganze Geschicklichkeit besteht also darin, bevor er um ein Mädchen anhält, möglichst genaue Erkundigungen über sie einzuziehen, da es oft genug im Interesse der Eltern liegt, ihm die Wahrheit zu verschweigen. Dennoch leuchtet es ein, daß durch diese Sitte manche bittere Täuschung und manches harte Mißverständniß herbeigeführt wird. Ein junger Mann meiner Bekanntschaft — Osman war sein Name — hatte sich fest vorgenommen, nicht, wie man in Europa sagt, die Katze im Sack zu kaufen, und lieber in einem ewigen Cölibat zu leben, als sich einem Fehlgriff auszusetzen, der um so schlimmer ist, als man ihn nicht wieder gut machen kann. Wie alle Muselmänner im Allgemeinen, und die Egypter im Besondern, besaß er aber bei alledem eine ausgesprochene Neigung für den Ehestand; dazu war er jung, unabhängig, hübsch und ziemlich reich.

Er wandte sich daher zur Erreichung seiner Zwecke an eine alte morgenländische Dame, in deren Hause er ein- und ausging, und die geneigt war, ihm diesen Dienst zu erweisen; denn wenn die Frauen nicht mehr auf eigene Rechnung intriguiren können, so mischen sie sich stets gern in fremde Angelegenheiten. Ueberdies war Osman freigebig, und Geschenke sind unter solchen Umständen immer die beredtesten Advokaten. Wirklich wußte die Dame mehrere heirathsfähige junge Mädchen ihrer Bekanntschaft herbeizuziehen; Osman, der im Voraus von ihren Zusammenkünften benachrichtigt war, begab sich gleichfalls in das Haus seiner Beschützerin, und Dank einem künstlich hervorgebrachten Dämmerlicht und sonstigen geschickten Anordnungen konnte er sehen, ohne gesehen zu werden. Dennoch führte dies Mittel nicht zum Ziel: die hübschen unter den jungen Mädchen waren arm oder von niedriger Herkunft; die reichen und vornehmern aber häßlich, und Osman wollte durchaus nur eine Frau, die schön, reich, hochgeboren und

zugleich von gutem Charakter sei. Solche Wunder sind indessen in Kairo eben so selten als anderwärts, und werden zu streng bewacht und gehütet, als daß sie unter einem ersten besten Vorwand in ein fremdes Haus zu locken wären. Kurz, Osman blieb unentschlossen, und suchte und prüfte noch immer.

Schon wollte er verzweifeln, als endlich die Dame eines Tages zu ihm sagte:

„Jetzt habe ich gefunden, was wir brauchen. Sie kennen Arzaïm; er ist ein geachteter Mann; sein Vermögen ist beträchtlich, und er hat mehrere Töchter, die Sie sehen sollen. Ich bin mit einem seiner Eunuchen im Einverständniß, und Alles wird gut gehen, wenn Sie mir nur folgen, denn ein solches Unternehmen ist immer nicht ohne Gefahr."

Zur bezeichneten Stunde begab sich Osman mit seinem „guten Genius", so pflegte er seine Beschützerin zu nennen, in das Haus Arzaïms. Die Thür öffnete sich bei ihrem Herannahen wie von selbst, und ebenso schloß sie sich ohne Geräusch wieder hinter ihnen zu. Ein großer Neger, der bestochene Eunuch, führte sie mit geheimnißvoller Miene durch allerlei Kreuz- und Quergänge in ein dunkles Zimmer und ließ sie allein. Osman's Herz schlug laut in seiner Brust, halb vor Furcht und halb vor Hoffnung; die alte Dame aber flüsterte: „Kommen Sie hierher!" und zog ihn an eine Spalte im Tafelwerk der Wand.

Großer Gott! Welch' ein Schauspiel bot sich ihm dar! Mitten in einem großen, reich geschmückten und von zahlreichen Kerzen erleuchteten Saale schaarten sich um eine Frau von reiferm Alter eine Anzahl junger Mädchen, ihre Töchter, deren blühende Reize noch durch ein reiches und geschmackvolles Kostüm erhöht wurden. Es war eine Erscheinung wie aus „Tausend und einer Nacht"; der junge Mann war ganz geblendet; bald aber traf er seine Wahl.

„Diese dort ist's, die ich liebe," flüsterte er seinem „guten Genius" zu; „auf den ersten Blick hat sie mein Herz erobert."

„Gut gewählt," erwiderte die Alte; „es ist Serafia, die Lieblingstochter Arzaïm's; Sie können die Sache für abgemacht ansehen! Aber verlassen wir nun geschwind dies Haus; denn sollte man uns entdecken, so wären wir beide verloren."

Wie sie hereingekommen waren, eben so führte der Neger sie wieder hinaus. Osman begab sich gleich am folgenden Tage zu Arzaïm, und bat ihn um die Hand seiner Tochter Serafia. Sie ward ihm bewilligt und die Ehe-Bedingungen sogleich festgesetzt; auch ward die alte Dame, deren Unternehmen von einem so schönen Erfolg gekrönt war, mit reichen Geschenken bedacht.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten wurden mit vielem Pomp gefeiert;

die Neuvermählte, dicht verschleiert und mit den theuersten Steinen geschmückt, that den gebräuchlichen Gang in's Bad und in die Moschee, Alles mit einem glänzenden Gefolge. Ihr Baldachin wurde von vier Eunuchen getragen; Sängerinnen und Musikanten zogen vor ihr her, und eine ganze Karavane von Kameelen, Pferden und Maulthieren folgten ihr mit dem reichen Brautschatz.

Der Bräutigam war nicht minder im höchsten Staat. Er trug gelbe Maroquinstiefeln, Beinkleider von aprikosenfarbiger Seide mit blauen Streifen, eine goldgestickte rosa Weste, einen chokoladenbraunen Atlasrock mit silbernen Knöpfen, und drei goldenen Ketten, an denen eine Lorgnette und zwei Uhren befestigt waren. So angethan, erwartete er, umgeben von seinen Freunden und Verwandten, die Braut in seinem Hause. Endlich schlug die ersehnte Stunde, in der sie erschien. Vater, Mutter und Brüder, die Einzigen, die dem wichtigen Akt der Schleiererhebung beiwohnen dürfen, führten sie über die Schwelle des Brautgemachs, wo sie sich der Sitte gemäß auf einem reichen Lager von den kostbarsten Polstern und Teppichen niedersetzte. Jetzt trat der junge Gatte herzu, um mit wonnezitternder Hand den Schleier aufzuheben. Himmel! Welch' ein Ausgang! War er vom Blitz getroffen? hatte ihn die Tarantel gestochen? Anstatt des reizenden Antlitzes, das er wieder zu erblicken sich so lange gesehnt, was entdeckte er? Ein Gesicht von abschreckender Häßlichkeit, ein Scheusal! Er reißt ihr den Schleier ab, tritt ihn unter seine Füße und bricht in die heftigsten Schmähungen gegen den Vater, die Mutter und die Brüder der unglücklichen Serafia aus, die ganz unschuldig an diesem Betruge, selbst das beklagenswertheste Opfer desselben ist. Ihre Eltern empfanden oder erheuchelten die größte Ueberraschung bei der Fluth von Verwünschungen und Drohungen, die Osman auf sie schleuderte.

„Sind Sie toll geworden, lieber Schwiegersohn?" sagte endlich Arzaïm; „gegen wen ereifern sich sich? Habe ich Sie eingeladen, meine Tochter zu heirathen, ich, der ich Sie nicht einmal kannte? Sie selbst sind in eigner Person zu mir gekommen, mich um Serafia's Hand zu bitten. Ich habe sie Ihnen bewilligt; da ist sie; sie ist die Ihre; jetzt seien Sie ein guter Ehemann, wie es einem Muselmann ziemt, und stören Sie nicht die Ruhe einer Familie, die Sie nicht beleidigt hat."

Osman aber ließ sich nicht besänftigen; er lief zum nächsten Kadi, um unter dem Vorwande, daß man ihn betrogen, die eben geschlossene Ehe zu lösen. Der Kadi indessen fand alle seine Gründe unhaltbar, und machte ihm sogar wegen seiner Aufführung die heftigsten Vorwürfe.

„Sie haben," sagte er, „auf eine vollkommen gesetzwidrige

XII



Berlin, Verlags-Comptoir (A. Dominé.) Druck b. Gebr. Delius

Der Samum.

Weise das Geheimniß einer achtbaren Familie verletzt; Sie haben alle Regeln der Religion und Sitte mit Füßen getreten. Es mußte Ihnen in der That bis zu dieser Stunde gänzlich unbekannt sein, ob Ihre Gattin jung oder alt, schön oder häßlich sei. Hat sich nun aber Ihre schändliche List zu Ihrem eignen Nachtheil gewendet, so sehen Sie dies für eine gerechte Strafe an; gehen Sie heim und machen Sie Ihre Frau so glücklich, wie es einem guten Muselmanne ziemt."

Brauche ich erst noch hinzuzufügen, daß sein „guter Genius" in Wahrheit sein „böser Dämon" geworden war? Mit beiden Händen zu gleicher Zeit empfangend, hatte die doppelzüngige Alte zugleich den Schwiegersohn betrogen, indem sie ihn geschickt rupfte, und den Vater von einer häßlichen Tochter befreit, die nicht leicht in andrer Weise unterzubringen war."

IX.

Man macht in der friedlichen Stadt Kairo einen höchst verschwenderischen Gebrauch von der Kanone; fast täglich während meines Dortseins vernahm ich ihren Donner von der Citadelle her, aber ohne daß dieses Geräusch für irgend Jemand etwas Erschreckendes hatte. Meistentheils feierte man große Siege, welche die türkischen Armeen über die Russen davongetragen haben sollten; denn in die Zeit des letzten türkisch-russischen Krieges fiel mein Aufenthalt in Egypten. Strafte der Courier des folgenden Tages nun auch oft genug die Nachricht dieser angeblichen Triumphe Lügen, und ging die ganze Siegesfreude nicht selten auch wie das verschossene Pulver in Rauch auf, was schadete das? die Kanonen hatten doch gedonnert, und das Volk glaubte doch die Russen ausgerottet bis auf den letzten Mann. Auch die absurdesten Gerüchte finden dort noch immer gläubige Zuhörer.

Einst hatte der König von Sardinien dem damaligen Vicekönig von Egypten, Abbas, durch zwei Offiziere den St. Moritz- und Lazarusorden übersandt; einundzwanzig Kanonenschüsse mußten dieses Weltereigniß den Egyptern verkündigen. Eine neue Salve von eben so viel Schüssen gab es zum Empfang des General-Konsuls von Groß-Britannien, der der Sitte gemäß vom Vice-König einen Säbel und ein gesatteltes Pferd zum Geschenk erhielt. Er mußte dasselbe jedoch theuer genug bezahlen mit einem Regen

von Trinkgeldern, worauf die Diener des Fürsten im Voraus angewiesen waren; denn im Orient ist nichts theurer, als die unentgeltlichen Geschenke. Außer diesen Salven, welche von der Citadelle hertönten, müssen aber auch die der Artillerieschule zu Tourah erwähnt werden, wo man alle Mittwoch Schießübungen anstellte. Wenn der Wind von dieser Seite wehte, so wurde ganz Kairo dadurch betäubt; man hätte vermuthen sollen, daß dort eine regelrechte Schlacht geliefert würde.

Von den Schießübungen im Besondern zum Militairdienst im Allgemeinen ist nur ein Schritt, und ich benutze daher die Gelegenheit, einige Andeutungen über letzteren zu geben, wie er zur Zeit Mohamed-Ali's organisirt wurde und unter seinem Enkel Abbas fortbestand, der von seines Großvaters Maßregeln vorzugsweise die schlechten beibehielt. Die Rekrutirung zunächst vollzieht sich mit einer empörenden Grausamkeit. Eine Bande von Baschi-Bozuks, die zu diesen Expeditionen gewählt werden, weil ihr Mangel an allem menschlichen Gefühl bekannt ist, wirft sich auf ein Dorf, wie eine Heerde Wölfe über einen Schafstall. Sie umzingeln es der Art, daß Niemand entrinnen kann, und leben, ohne sich irgend eine Ausschweifung zu versagen, auf Kosten der Einwohner. Jedes Dorf wird taxirt; es muß eine bestimmte Zahl von Rekruten stellen, deren Liste der Scheik anzufertigen hat. Natürlich schließt er seine eignen Söhne, die seiner Freunde und Verwandten stets davon aus, und die ganze Last fällt auf eine Anzahl von Märtyrern. Die militärische Administration bekümmert sich um dergleichen nicht, wenn nur die bestimmte Zahl von Rekruten eingeliefert wird; es kommt ihr mehr auf die Quantität, als auf die Qualität an.

Die Kinder der Reichen brauchen niemals mitzugehen; denn unabhängig von der Protection der Scheiks steht ihnen noch die der Aerzte zu Gebote, welche über die Fähigkeit oder Unfähigkeit der Unterthanen zum Militairdienst zu entscheiden haben. Bei jeder Aushebung aber findet es sich, daß die Armen tüchtig, die Reichen untüchtig sind. Dieses statistische Wunder wiederholt sich jedes Jahr; es kommt den Eltern theuer genug zu stehen, und bereichert nur die Aerzte. Letztere sind, es ist traurig genug zu bekennen, fast lauter Europäer, die mit wenigen Ausnahmen den Eingebornen einen so schlechten Begriff von der christlichen Rechtlichkeit beibringen. Vom Militairdienst ausgeschlossen sind nur die Beduinen und die Bürger von Kairo.

So rekrutirt sich denn die egyptische Armee fast nur aus den ärmsten Fellahs des Landes. Der Scheik liefert sie, sobald seine Liste vollständig ist, in die Hände der Baschi-Bozuks, die sie an Händen und Füßen gebunden unter starker Eskorte nach Kairo führen. Fast täglich sah ich lange Reihen solcher Unglücklichen in

die Kasernen transportiren, wie anderwärts die Sträflinge in den Bagno. Es war ein Anblick, der das tiefste Mitleid weckte. Für immer gewaltsam ihrer Heimath, ihrer Familie, ihrer Freiheit beraubt, gingen diese Unglücklichen zwei und zwei zusammengebunden. Obgleich noch blutjung, waren sie doch hinfällig und mager; vor Anstrengung, oft vor Hunger erschöpft, und nichts als ein paar schmutzige Lumpen bedeckte ihre Blöße. Gewöhnlich folgte ihnen ein Haufen Frauen, ihre Mütter, Schwestern und Weiber, die ihnen die Last der Reise mit ihrer Fürsorge erleichtern wollten, und Früchte, Brod und Wasser mit sich trugen. Die Hirten dieser beklagenswerthen Heerde waren gewöhnlich Arnauten zu Pferde, die den Säbel an der Seite, die Pistolen im Gürtel, und die Peitsche in der Hand nebenher ritten. Sind sie in die Kasernen eingetrieben, so gehen die Opfer aus diesen mitleidslosen Händen in die nicht weniger harten der Instruktoren über. — Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß der Soldat es nie zu etwas bringt, daß alle Grade nur nach Gunst und Eigensinn vertheilt werden; Schooßkinder werden zum Oberst ernannt, Knaben führen oft den Titel „General".

Man begreift nach diesem treu nach der Natur entworfenen Gemälde, daß die Egypter und besonders die Fellahs eine Abneigung gegen den Militärdienst hegen, die jede Vorstellung übertrifft. Obgleich sie für ihren Nil und für ihre Hütte schwärmen, so retten sich doch die Wenigen, denen die Flucht glückt, meist in die Wüste und ziehen das unstete Leben der Beduinen der Kaserne vor. Dort kann die militärische Behörde sie freilich nicht erreichen; oft genug aber zwingt sie sie zur Rückkehr, indem sie die Eltern als Geißel zurückbehält. Eine alte Frau, deren Sohn sich nicht zur bestimmten Frist einstellte, ward ohne Mitleid getödtet. Um dem Militärdienst zu entgehen, stechen sich daher viele Fellahs ein Auge aus, schneiden sich den Zeigefinger der rechten Hand ab, oder reißen sich die Zähne aus, und nicht selten unterwerfen schon die Eltern die kleinen Kinder aus Zärtlichkeit diesen Verstümmelungen. Dergleichen kam so häufig vor, daß Mohamed-Ali, der um jeden Preis Soldaten, viel Soldaten wollte, die grausamsten Strafen ersann. Er ließ z. B. Jeden, der verdächtig war, sich selbst das eine Auge ausgestochen zu haben, auch noch des andern berauben.

Wie schon erwähnt, fiel mein Aufenthalt in Kairo in die Zeit des orientalischen Krieges, wo Abbas dem Sultan einen Tribut an Geld und eine Armee von fünfzehntausend Mann stellen mußte. Um die Zahl aufzubringen, nahm die egyptische Regierung ihre Zuflucht zu immer neuen Aushebungen; häufiger als jemals trafen

Schaaren von Rekruten aus allen Punkten des Landes ein, und mit verdoppelter Strenge spürte man den Deserteuren nach. In allen Dörfern herrschte die Verzweiflung; denn es versteht sich von selbst, daß wieder nur das arme Landvolk mit seinem Blute einstehen mußte. Die Frauen, die Kinder, die alten Eltern der jungen Fellahs, die so gewaltsam von den geliebten Ufern ihres Nils in die Donaufestungen verpflanzt wurden, blieben ohne Stütze, ohne Brod zurück. Die öffentliche Meinung, sonst so stumm im Orient, besonders in Egypten, sprach sich unter diesen Umständen mit einer ungewöhnlichen Energie aus; ein unbekannter Poet aber dichtete eine rührende Romanze oder Elegie, die eben so wahr, als beredt, dem allgemeinen Kummer Worte lieh. Sie wurde zwar sogleich polizeilich verboten; aber dennoch flog sie von Mund zu Mund und erregte, eben weil sie nur im Geheimen gesungen werden durfte, eine um so größere Begeisterung. —

Eine Reise nach dem Sudan, die ich von Kairo aus unternahm, hielt mich ein halbes Jahr von hier entfernt. Bei meiner Rückkunft erfuhr ich, daß vier Tage zuvor Abbas-Pascha in seinem Residenzschloß zu Benha-el-Asal gestorben sei. Man hatte ihn, ohne daß irgend ein Unwohlsein vorhergegangen war, am Morgen entseelt auf seinem Lager gefunden, und schon am nächsten Tage in der von Mohamed-Ali erbauten Familiengruft beerdigt. Die Aerzte gaben eine gelehrte Erklärung ab, die dahin lautete: Seine Hoheit sei an einem Schlaganfall gestorben. Seine wahre Todesart blieb lange ein Familiengeheimniß, bis man endlich allgemein die Ueberzeugung gewann, daß er ermordet worden sei. Man brachte das Gerücht von einem weitgreifenden Komplot damit in Verbindung, welches beabsichtigt haben sollte, die Thronfolge zu ändern. In Egypten besteigt nämlich nicht der direkte Erbe des Verstorbenen den Thron, sondern jedesmal der älteste Prinz der Familie. Nach Abbas' Tode, der ein Enkel Mohamed-Ali's gewesen war, traf jetzt die Reihe den zweiten Sohn des letztern, Saïd-Pascha, während Abbas danach getrachtet hatte, seinem eigenen Sohne die Nachfolge zu sichern. Wie dem auch sei, Abbas' Tod wurde mit einer allgemeinen Freude begrüßt; es fehlte wenig, so hätte man illuminirt. Dennoch herrschte eine dumpfe Unruhe in der Bevölkerung. Der oberste Günstling des Verstorbenen nämlich ließ mehrere Tage verstreichen, ohne den fremden Consuln den Tod des Souverän's anzuzeigen; statt dessen schloß er sich mit einer beträchtlichen Truppenzahl in die Citadelle ein, um von hier aus seinen Staatsstreich zu unternehmen. Nur das rechtzeitige Einschreiten der Konsuln von Frankreich und England, so wie der glückliche Umstand, daß Abbas' Sohn sich gerade fern von

Egypten auf Reisen befand, verhinderten die beabsichtigte Katastrophe. Nach einigen Tagen der Zögerung und der Befürchtungen nahmen die Angelegenheiten endlich ihren regelmäßigen Verlauf. Saïd-Pascha ward als Vicekönig anerkannt und hielt unter den Freudenbezeigungen des Volks seinen Einzug in die Citadelle. Kiaya-Bey, jener Günstling des verstorbenen Abbas aber, empfand wegen seiner beabsichtigten Verrätherei eine solche Furcht und Angst, daß er an demselben Tage seinen Geist aufgab. —

Dies waren meine letzten Erlebnisse in Kairo. Gleich darauf trat ich meine Rückreise nach Europa an.

Reiseerlebnisse in Ostafrika.

I.

Um meine erste Reise nach Abyssinien zu unternehmen, schiffte ich mich in Suez, das ich, nach schlicht arabischer Sitte ein Kameel reitend — denn damals existirten hier noch keine öffentlichen Fuhrgelegenheiten, Landstraßen oder gar Eisenbahnen — von Kairo aus erreicht, auf dem Rothen Meere ein. Dieses Gewässer nimmt keinen einzigen namhaften oder schiffbaren Fluß auf; es ist voll von versunkenen Felsen, von Sandbänken und Klippen, die durch die gleichsam wuchernden Korallenriffe noch vermehrt werden. Die Schifffahrt ist daher äußerst schwierig und gefahrvoll; unter den vielen Häfen sind nur wenige wirklich sicher, und schwer beladene Schiffe müssen in den meisten Fällen weit draußen in der See Anker werfen. Ich war zuerst sehr überrascht von dem arabischen Brauch, nie während der Nacht die Reise fortzusetzen, sondern stets an irgend einem Ankerplatz zu verweilen; bald aber überzeugte ich mich von der Nothwendigkeit dieses Verfahrens, nicht bloß wegen der erwähnten vielen Felsenriffe, sondern hauptsächlich wegen der Ungeschicklichkeit der arabischen Schiffer, die in der That so groß ist, daß einige Kühnheit dazu gehört, seine Person überhaupt einem ihrer Fahrzeuge anzuvertrauen. Auf der andern Seite hat diese Art zu reisen aber auch ihre Vortheile, besonders den, daß man mit den neuen Regionen, die man berührt, stets auf's Beste vertraut wird.

Nach einer Fahrt von einundzwanzig Tagen erreichten wir Jidda, eine der blühendsten Hafenstädte des Rothen Meeres auf der arabischen Seite, mit hohen, schönen, soliden Häusern. Von hier segelte ich nach Massowa, dem Haupthafen an der abyssinischen Küste; ehe ich aber meine Reise weiter fortsetzen konnte, mußte ich mich der herrschenden Sitte gemäß nach Harkiko, der Hauptstadt der Schohos, verfügen, deren Naib ein Geschenk von

mir forderte, bevor er mir die Erlaubniß ertheilte, seine Ländereien zu durchreisen. Unser Handel ward jedoch zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen, und ich erhielt eine Bedeckung von vier Soldaten, um mich durch das Schoholand bis zu dem Berge Schumfeito zu geleiten. Anfangs ging Alles nach Wunsch; als aber die Kameele, die mein Gepäck bis dahin getragen, ihren Rückweg nach Harkiko angetreten hatten, mußte ich von den Gebirgsschohos nicht weniger als einunddreißig Ochsen miethen, die meine Effekten über den sechstausend Fuß hohen Berg schaffen sollten. Hier begannen die Plagen, die mich in die Geheimnisse des Reisens in Afrika einweihten. Die wilden Schoho's forderten eine weit größere Summe, als festgesetzt worden war, und da ich mich der Zahlung weigerte, so zogen sie sich in ihr Gebirge zurück, indem sie auf meine hülflose Lage rechneten. Am dritten Tage ließ sich von den Höhen ein entsetzliches Kriegsgeschrei vernehmen; die Schohos stiegen in großen Schaaren hernieder und stellten sich hundert Schritt weit von unsern Zelten in Schlachtordnung auf. Ich war auf's Höchste erschrocken; meine vier Soldaten aber forderten Pulver und Kugeln und feuerten ein paar Schüsse in die Luft, die wirklich den Feind abhielten, unsrer improvisirten Festung von aufgehäuften Kisten zu nahen, hinter welcher wir ihren Angriff in Ruhe erwarteten. Im Augenblick der größten Gefahr aber erschien zu meiner Befreiung einer meiner Landsleute, Herr K., der in Adowa ansässig, von meiner Ankunft benachrichtigt war, und mir mit sechzig Abyssiniern entgegenkam, um mein Gepäck über den Schumfeito nach der eben genannten Stadt zu transportiren. Jetzt waren die Schohos gern zu Unterhandlungen bereit, und bald setzte ich ungefährdet an der Seite meines Freundes meine Reise fort.

In Adowa verweilte ich nur wenige Tage, um desto schneller nach dem südlichen Abyssinien in das Königreich Schoa zu gelangen, wo meine Geschäfte mich für längere Zeit fesselten. Ich lernte hier ein fruchtbares, volkreiches Land vom herrlichsten Klima kennen, reich an Quellen, Bächen, Flüssen und schönen Seen; auch an edlen Metallen, so wie an Eisen, Schwefel, an Früchten und Getreide vielerlei Art ist kein Mangel. Dennoch gewöhnt der Fremde sich nur schwer an die dortige Lebensweise; die Einwohner, Anhänger des koptischen Christenthums, sind nämlich so streng im Fasten, wie kein anderes Volk der Welt. Von zwölf Monaten werden mindestens neun mit Fasten hingebracht. Daß es Jahr ein, Jahr aus am Freitag und Sonnabend beobachtet wird, brauche ich kaum erst zu erwähnen; außerdem aber noch vierzig Tage vor Ostern, fünfundzwanzig nach Trinitatis, vierzehn Tage im August, fünfundzwanzig vor Advent, und so fort bei jeder Gelegenheit. Wie dem Fremden, besonders dem Deutschen, dabei

zu Muthe wird, überlasse ich dem theilnahmsvollen Leser zu ermessen.

In andern Beziehungen dagegen ist man den Gesetzen der Religion weniger streng gehorsam. Obwohl dieselbe dem Mann nur ein Weib gestattet, so besaß doch der damalige König von Schoa, Sahela Selassi, deren nicht weniger als fünfhundert, und weit entfernt, sich mit dieser Zahl zu begnügen, vermehrte er sie mit jedem schönen Mädchen, auf das seine Aufmerksamkeit gelenkt ward. Auch zur Bestätigung politischer Verträge schloß er fortwährend neue Ehen mit Töchtern benachbarter Fürsten oder der Großen seines Reichs, ja Seine schwarzbraune Majestät hatte sich thatsächlich einmal um eine englische Prinzessin beworben, um seine Alliance mit Groß-Britannien zu befestigen. In Abyssinien wird die Ehe selten durch die Kirche eingesegnet; es ist nichts als ein rein bürgerlicher Kontrakt zwischen den Eltern und Verwandten der Braut und des Bräutigams.

Unbeschreiblich groß ist der Aberglaube der Abyssinier; er spielt in jedem Akt des menschlichen Lebens eine Hauptrolle. Am sonderbarsten erschien mir die Art und Weise, die Spitzbuben zu entdecken. Einer der wichtigsten Staatsbeamten ist nämlich der Lebaschi oder Diebesfänger; er steht nicht nur überall im höchsten Respekt, nein man fürchtet ihn sogar, und wie man aus dem Folgenden erkennen wird, nicht mit Unrecht. Sobald ein Diebstahl begangen worden ist, wird der Lebaschi davon in Kenntniß gesetzt. Er läßt einen seiner Diener kommen und giebt ihm eine Dosis schwarzen Mehles mit Milch vermischt ein, worauf derselbe in eine Art von Raserei geräth. In diesem Zustand geht er wie ein Verrückter auf Händen und Füßen von Haus zu Haus, während der Lebaschi ihn an einem, um seinen Leib befestigten Strick festhält. Zuletzt treten sie in ein beliebiges Haus ein; der Diener wirft sich auf das Bett des Besitzers und schläft eine Zeit lang. Bald aber wird er von seinem Herrn mit Schlägen erweckt; er springt auf, nimmt den Besitzer des Hauses fest und schleppt ihn vor die Priester, denn dieser gilt, mag er nun schuldig oder unschuldig sein, als der Dieb, und muß dem Bestohlenen so viel zahlen, wie derselbe den ihm zugefügten Schaden veranschlagt. Kein Wunder also, daß die Bevölkerung zittert, wenn der Lebaschi in der Straße erscheint, und daß Jedermann sich in seiner Gunst zu erhalten strebt, denn wer kann sagen, in welches Haus es ihm einzutreten beliebt! — Der König selbst, so erzählte man mir, habe die Zuverlässigkeit dieses Verfahrens geprüft, indem er einem seiner Pagen geboten habe, ihm seinen eigenen Rock zu stehlen und in dem Hause eines Einwohners von Ankobar zu verbergen, wo derselbe von dem Lebaschi richtig aufgefunden worden sei.

Auch hinsichtlich der Sklaverei geht der König dem Volke mit einem bösen Beispiel voran. Die Kirche verbietet den Christen zwar, Sklaven auszuführen; dies verhindert sie aber nicht, deren in großer Zahl zum eigenen Gebrauch einzuführen. Der König ist Besitzer von vielen Tausenden, die ihm als Holzhauer, Wasserträger, Hirten, Ackerbauer rc. dienen. Man bezieht diese Sklaven meist aus dem Nachbarlande Guragua, welches, da es ihm an einem festen Oberhaupt fehlt, und da jede Stadt und jedes Dorf einen unabhängigen Staat bildet, in beständigen innern und äußern Kriegen lebt. Alle, die in diesen Kriegen unterjocht und gefangen werden, werden als Sklaven verkauft. Viele der Bewohner von Guragua hatten selbst den König Sahela Selassi aufgefordert, sich ihres Landes zu bemächtigen, um jenem wüsten Treiben ein Ende zu machen; er aber hatte sich geweigert, weil er nach seinem eignen Geständniß sich dadurch der Sklaven berauben würde, da er solche doch nicht aus seinem eignen Lande beziehen könnte. Man rechnete, daß jährlich dreitausend Sklaven von Guragua ausgeführt würden. Friedliche Landleute wurden oftmals auf ihrem Wege von einem Dorf zum andern fortgeschleppt und verkauft; Nachts sah man nicht selten Häuser in Flammen stehen, und wenn die Einwohner zu entkommen und sich zu retten suchten, so wurden sie ergriffen und zu Sklaven gemacht. Kinder stahl man oft des Nachts aus der unmittelbaren Nähe ihrer Eltern. Ja es sind Beispiele vorgekommen, daß Verwandte sich unter einander verrathen und verkauft haben. Einer schickte z. B. den andern unter irgend einem Vorwand in ein fremdes Haus, wo bereits der Sklavenhändler, mit dem der Handel abgeschlossen war, in Bereitschaft stand. Kaum war das Opfer eingetreten, so wurden alle Thüren verschlossen, der Unglückliche in Ketten gelegt und fortgeschafft.

Um dem Könige von Schoa meine Aufwartung zu machen, begab ich mich von Ankobar nach Angolola, der zweiten Hauptstadt des Reichs, wo derselbe residirte. Er war eben im Begriff, seine kriegerischen Streitkräfte zu sammeln, um eine Expedition in das angrenzende Gebiet der wilden Gallas zu unternehmen. Ich bat um Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen, und gern gewährte er mir dieselbe; ja er ging in seiner Herablassung so weit, mir für die wenigen Tage bis zu unserm Aufbruch einen seiner Sklaven zur Disposition zu stellen, der für alle meine Bedürfnisse Sorge tragen mußte. Dilbo, so hieß er, war ein aufgeweckter Mensch, der seit seiner Kindheit Sklave gewesen, und als solcher durch vieler Herren Hände gegangen war. Aus einem Land in's andere verkauft, von Sklavenhändlern bald hierhin, bald dorthin geschleppt, hatte er ein gut Stück Welt, natürlich nur der afrikanischen Welt, gesehen, und wußte mir manche interessante Mittheilung zu machen.

„Südlich von Kaffa und Susa," so erzählte er unter Anderm, „habe ich ein Volk von Zwergen, die Dokos, kennen gelernt, die nicht größer sind, als bei uns Knaben von acht Jahren. Sie sind von grünlich brauner Hautfarbe, und leben so wild wie die Thiere. Sie bauen sich weder Häuser, noch Tempel, und wenn sie zu ihrem Gott, den sie „Yer" nennen, beten, so strecken sie den Kopf zur Erde nieder, während sie sich mit den hinten emporgehobenen Beinen gegen einen Baum stemmen. „Yer," sagen sie, wenn sie z. B. ihren Gott um Schutz gegen ihre Widersacher bitten, „wenn Du wirklich existirst, so erlaube nicht, daß der Feind uns schlachtet. Wir rufen Dich nicht um Kleider oder Speise an, denn wir leben nur von Schlangen, Ameisen und Mäusen; da Du uns aber einmal erschaffen hast, so laß nicht den Feind uns umbringen!" — Die Dokos haben weder Oberhäupter, noch Gesetze, noch Waffen; sie gehen nicht auf die Jagd, sie bebauen nicht das Land, sie wohnen wie die Affen auf den Bäumen und gehen vollständig nackend. Ihre Lippen sind dick, ihre Nasen flach und die Augen klein; das Haar fällt wie eine Mähne über ihre Schultern herab; die Nägel an Händen und Füßen aber lassen sie wachsen, wie die Krallen der Geier, und bedienen sich derselben, um in der Erde nach Ameisen zu wühlen oder die Schlangen zu zerreißen, die sie roh verzehren, denn das Feuer ist ihnen unbekannt. Die Dokos, obwohl eine regelmäßige Ehe nicht bei ihnen eingeführt ist, vermehren sich sehr stark. Der Verkehr zwischen beiden Geschlechtern führt aber nicht zu festen Wohnsitzen; ein jeder läuft in vollkommener Unabhängigkeit vom andern, wohin es ihm einfällt. Die Mütter nähren die Kinder nur kurze Zeit und gewöhnen sie, sobald als möglich Schlangen und Ameisen zu essen. Können sie aber erst laufen und sich selbst helfen, so bekümmern sich die Mütter gar nicht mehr darum, sondern überlassen sie ihrem Schicksal. Obwohl die Dokos in dichten Wäldern leben, so werden sie doch sehr leicht die Beute der Sklavenjäger. Diese brauchen den armen Geschöpfen nur buntfarbige Kleider und Tücher zu zeigen, um sie unwiderstehlich an sich zu locken. Auch versuchen sie gar keinen Widerstand mehr, da sie aus Erfahrung wissen, daß er ihnen doch nichts hilft. In der Sklaverei werden sie ganz gelehrig; nur ihre Vorliebe für Mäuse, Schlangen und Ameisen behalten sie bei, und da sie von einer unerschütterlichen Gesundheit sind, dabei folgsam, sanft und treu, so erwerben sie sich gewöhnlich bald die Gunst ihrer Herren, und erreichen meist ein hohes Alter."

Auch von seinem Vaterlande, dem Königreich Sendjero, erzählte mir Dilbo Mancherlei:

„Sobald ein König stirbt," sagte er, „kommen die Oberen des Volks draußen vor der Stadt auf einem freien Felde zusammen

und warten, bis ein Geier sich auf einem von der Versammlung niederläßt; der aber, dem dies geschieht, wird einstimmig zum neuen König ausgerufen. Sklavenhandel wird in Sendjero nur mit Frauen getrieben, angeblich, weil einst ein Weib auf Befehl des Königs ihren Gatten grausam ermordete. Der König, so lautete die alte Sage, gebot zuerst dem Mann, seine Frau zu tödten und ihm ein Stück von ihrem Fleisch zu bringen, welches ihm von seinen Aerzten und Wahrsagern als Arzneimittel gegen eine Krankheit verordnet worden war. Der Mann aber, von der Schönheit seiner Frau bezaubert, war nicht fähig, diesen Befehl auszuführen. Nun gebot der König dem Weibe, ihren Gatten zu ermorden, und sie gehorchte ohne Zögern. Seit dieser Zeit ist es Sitte, gleichsam das ganze Geschlecht für jene Unthat büßen zu lassen und nur die Weiber in die Sklaverei zu verkaufen. Das Volk von Sendjero huldigt auch noch der rohen Sitte der Menschenopfer. Die Sklavenhändler werfen jedesmal die schönste ihrer Sklavinnen, als Geschenk für die Götter, in den See Umo, und viele Familien müssen, sobald die Wahrsager es gebieten, ihre erstgeborenen Söhne opfern."

Endlich war Sahela Selassi zum Aufbruch bereit; kaum aber hatten wir das feindliche Gebiet betreten, so kamen uns schon Abgeordnete von verschiedenen Stämmen der Gallas entgegen, die sich mit jenem über die streitigen Punkte gütlich vereinigten, so daß diese Expedition ohne alles Blutvergießen beendigt ward. Dennoch dauerte unser Aufenhalt unter den Gallas wohl vierzehn Tage bis drei Wochen, während welcher ich hinlänglich Gelegenheit fand, dieses große und mächtige Volk zu beobachten. Die Gallas sind von männlichem und kräftigem Aussehen, hoch gewachsen und breit gebaut; ihre Gesichtszüge aber sind wild und stolz, und mähnenartig wogt ihnen das lange, straffe Haar um die Schultern. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, und hierdurch, so wie durch ihre größere Intelligenz, unterscheiden sie sich wesentlich von allen übrigen Negern Ostafrika's. Besonders die jungen Frauenzimmer gelten für schön und sind in Egypten als Sklavinnen sehr gesucht. Ihren Körper, so wie ihr langes, der römischen Toga ähnliches Gewand beschmieren die Gallas dick mit Butter, was ihnen einen höchst unappetitlichen Geruch giebt, den man als Fremder oft schon aus der Ferne wahrnimmt. Ihre Waffen bestehen in Speer, Schwert und Schild, und da es unter ihnen für erniedrigend gilt, zu Fuß zu gehen, so sieht man sie, selbst die Frauen, stets zu Pferde. Letztere sind zwar klein, aber schön von Farbe, dauerhaft und schnell. Die Gallas theilen sich in viele verschiedene, von einander unabhängige Stämme, die sich aber in ihren Sitten und Gewohnheiten alle ähnlich sind. Sie bewohnen am liebsten offene, ebene Landstriche,

die Getreidebau und Viehzucht begünstigen. Ihre Hütten sind rund und kegelförmig, mit einem ziemlich tief herabreichenden Grasdach bedeckt, und gewöhnlich von einer niedrigen Steinmauer, zur Sicherheit gegen einen etwaigen plötzlichen feindlichen Angriff, umgeben. Ihr Land ist reich an befruchtenden Gewässern, das Klima herrlich, und kein Land der Erde würde mehr für europäische Auswanderer und für europäische Kultur geeignet sein, als dies.

Wie die meisten Negervölker sind die Gallas ungeheure Schwätzer. Ganze Stunden lang können sie unablässig reden, und zwar mit einem Ausdruck und mit Geberden, die für uns im höchsten Grade lächerlich und belustigend sind. Ihre Sprache ist übrigens sehr wohlklingend und erinnerte mich einigermaßen an die italienische. —

Bald nachdem ich mit Sahela Selassi wieder in Angolola eingetroffen war, verabschiedete ich mich von ihm, um meine Rückreise nach Kairo anzutreten. Er war äußerst herablassend und freundlich, bot mir das herzlichste Lebewohl und dankte mir für die guten Rathschläge, die ich ihm in Bezug auf allerlei Handels-Angelegenheiten mit England ertheilt hatte. Ja, er verehrte mir sogar ein silbernes Schwert, sonst nur das Abzeichen der hohen Würdenträger seines Reiches, und ebenso gab er mir die Erlaubniß, in seinem Lande zu kaufen und mitzunehmen, was mir beliebte. — In nordöstlicher Richtung zog ich nun in Begleitung von zehn Dienern, theils zu meiner Bequemlichkeit, theils zu meinem Schutz, von dannen. Schon am nächsten Tage erreichte ich Salla Dengai, wo die Mutter des Königs residirte. Sie war bereits von unsrer Ankunft benachrichtigt; ich ward ihr vorgestellt und auf's Gastfreundlichste von ihr empfangen. Sie galt als eine der mächtigsten Personen des Landes, indem sie im Namen ihres Sohnes fast über die Hälfte des ganzen Königreiches unbeschränkt herrschte. Ich fand eine ehrwürdige, ältliche Dame im langen weißen abyssinischen Gewande in ihr. Sie saß auf einer Bettstelle, die mit Teppichen bedeckt war, und eine reiche Anzahl von Sklavinnen waren in ihrer Nähe, während die männliche Dienerschaft nebst Priestern und Räthen in größerer Entfernung standen. Alle waren wohl gekleidet, und schienen mit ihrer, für ihre Jahre noch immer hübschen und muntern Gebieterin auf sehr freundlichem Fuß zu stehen. Mit sichtbarer Freude nahm sie meine Geschenke auf: einen bunten Shawl, eine feine Scheere, einen Spiegel ꝛc., und voll lebhafter Neugier erkundigte sie sich, wie meine Landsleute im Stande seien, so viele wundervolle Dinge zu verfertigen. Beim Abschied versprach sie, mir einen ihrer Diener mitzugeben, der mich beim Gouverneur von Mans, der nördlichsten Provinz Schoa's, einführen sollte. Ich fand indessen die Leute dort sehr ungastlich; sie

erkannten ihre Abhängigkeit vom König Sahela Selassi nur ungern an, und obwohl ich zwei königliche Diener bei mir hatte, so verweigerten mir doch selbst die unbedeutendsten Dörfer ein Obdach für die Nacht.

Nach wenigen Tagen überschritt ich die Grenze Schoa's und trat nun in das Gebiet der Wollo-Gallas. Das Oberhaupt derselben, Adara Bille, residirte in der Stadt Gatira. Da er mit meinem Protektor Sahela-Selassi in gutem Vernehmen stand, so empfing er auch mich sehr freundlich, und da ich nicht die mindeste Ursache zu Argwohn gegen ihn hatte, so antwortete ich offen und furchtlos auf die vielen neugierigen Fragen, die er mir sowohl über den Zweck meiner Reise, als auch über meine „Reichthümer und Schätze", wie er sich ausdrückte, vorlegte. Er dagegen war auf's Höchste über meine kleinen Geschenke erfreut, und wir schieden als die besten Freunde. Wie anders war sein Benehmen gegen mich bei meinem zweiten Besuch!

Ich hatte nun den Distrikt Worro Himano zu durchreisen, vielleicht die schwierigste und gefahrvollste Strecke meiner ganzen Tour. Finstere, schroffe Gebirge starrten mir überall entgegen, welche die wilden Horden eines Gallasstammes bewohnten. Auch hatte ich nicht wenig Angst und Sorge ihretwegen auszustehen; mehrere Male unternahmen sie räuberische Angriffe auf unsere kleine Karavane, und nur unsere Bajonette vermochten sie einigermaßen in Schach zu erhalten. Wie froh war ich, als wir endlich Tanta erreicht, die Residenz des Imam Liban, dem Adara Bille mich empfohlen hatte. Es war dies ein Jüngling von erst fünfzehn Jahren, von offnem und zuvorkommenden Wesen. Er that hundert Fragen an mich über die Menschen und Dinge in Europa, und als ich meine Mannschaft ein paar kleine militärische Exercitien vor ihm durchmachen ließ, die sie der englischen Artillerie in Ankobar abgelernt, war er außer sich vor Bewunderung. Zuletzt schulterten sie das Gewehr, luden es und feuerten es ab mit Schnelligkeit und Regelmäßigkeit: da verhüllte der junge Fürst sein Antlitz mit seinem Gewande, und rief aus:

„Nein, keine abyssinische Armee kann es auch nur mit hundert solcher Franken aufnehmen!"

Voll Bedauern theilte er mir mit, daß auch der Weg nach Gondar durch zahlreiche Räuberbanden beunruhigt werde, die besonders am Fluß Chechebo den Reisenden auflauerten; freundlich aber fügte er hinzu, daß er dem Gouverneur von Daunt den Befehl ertheilen würde, mir sichern Uebergang zu verschaffen. Zufällig war dessen Sohn gerade anwesend, und so gab Liban ihm den Auftrag, seinen Vater auf meine Ankunft vorzubereiten.

Gerührt nahm ich Abschied von dem braven Jüngling, indem

ich ihm einige Geschenke darbot, unter denen eine Büchse mit Streichhölzchen ihn am meisten entzückte.

Da meine kleine Karavane mit dem Sohn des Gouverneurs nicht Schritt halten konnte, so eilte derselbe uns voraus, und wir rasteten zur Nacht am Fuß eines steilen Berges. Nachdem wir diesen am nächsten Morgen überstiegen und nun die weite Ebene betreten hatten, in der wir die Stadt Daunt finden sollten, traf plötzlich ein lautes Klagegeschrei unser Ohr, und ein Haufen Flüchtiger eilte uns entgegen mit der Nachricht, daß der Gouverneur in der letzten Nacht getödtet, und sein Sohn von dem König der Wadela's gefangen genommen sei, der so eben einen kriegerischen Einfall in das Gebiet Imam Liban's gewagt habe. Unentschlossen, was wir thun sollten, hielten wir für einige Augenblicke still, als auch schon neue Haufen von Flüchtlingen die Schreckensbotschaft bestätigten; unter ihnen eine Anverwandte des Imam, die uns mit Thränen bat, sie nach Tanta zu begleiten. Die ganze Bevölkerung der Ebene war in Bestürzung und wilder Aufregung; Jeder suchte einen sichern Versteck für sich selbst und sein Eigenthum. Wir begaben uns vorläufig bis in's nächste Dorf, um erst weitere Nachrichten abzuwarten; als wir aber am andern Morgen erfuhren, daß der Feind sich mehr und mehr nähere, eilten wir wirklich zu dem jungen Imam zurück, um seinen Rath zu vernehmen. Er verhehlte mir nicht, daß ich auch bei ihm nicht sicher sei, und schlug mir vor, mich in eine nahegelegene Festung zu retten, die sein Vezier Yusuf vertheidige. Ein Glück, daß ich diesem Rath nicht folgte, denn jene Festung fiel bald in die Hände der Feinde.

Nach reiflicher Ueberlegung entschied ich mich zur Rückkehr nach Gatira zu dem freundlichen Adara Bille, indem ich diesmal einen etwas andern Weg einschlug, als den, auf welchem ich gekommen. Ich durchschritt die herrlichsten Landstriche der Wollo-Gallas. Waldige Höhen durchzogen das Land, und wurden durch üppig fruchtbare Ebenen von einander getrennt. Adara Bille nahm mich nicht nur mit Freundlichkeit auf, nein mit einer wahrhaft begeisterten Freude und mit emphatischen Ausdrücken des Mitgefühls über das Mißgeschick, das mich unterwegs betroffen; auch gratulirte er mir, gerade sein Haus zum Zufluchtsort gewählt zu haben. Als ich jedoch nach zwei Tagen weiter nach Schoa zurück zu reisen verlangte, verweigerte er mir die Erlaubniß. Er habe, sagte er, von Sahela Selassi nur den Auftrag erhalten, mich nach Gondar, aber nicht nach Schoa zurück zu befördern. Vergeblich waren Bitten und Vorstellungen; ich wurde wider meinen Willen in Gatira festgehalten, aber ohne daß man es mir an irgend etwas fehlen ließ. Ich machte jetzt Adara Bille verschiedene Geschenke,

in der Meinung, daß es vielleicht dies sei, wonach sein Sinn stehe; sie wurden mit Höflichkeit angenommen, aber sein Benehmen änderte er nicht; ja, als ich nach einiger Zeit meine Bitte, von ihm entlassen zu werden, erneuete, gab er mir die Weisung, über diesen Gegenstand kein Wort mehr zu verlieren. Bald darauf berief er eine Versammlung der Priester und der Aeltesten des Volks, in welcher der Priester Tahir behauptete, ein Traum habe ihm offenbart, daß der Reisende viel Gold besäße, und daß Adara Bille sich desselben bemächtigen solle. Jetzt wurde mir eine Wache gestellt; wo ich ging und stand folgte mir ein Soldat, und wenn ich Etwas kaufen wollte, widersetzte er sich und sagte: es sei eine unnöthige Verschwendung. Einst bat mich auf der Straße ein Bettler um einen Dollar, als ich ihm denselben aber verweigerte, entgegnete er mir spöttisch:

„Du weißt noch nicht, ob Du nicht diesen Ort selbst als ein Bettler verlassen wirst.“

Dies Alles weckte mehr und mehr mein Mißtrauen gegen die Absichten Adara Bille's; ich dachte daran, heimlich in der Nacht zu entfliehen, und berieth darüber mit einigen meiner abyssinischen Diener. Wurden diese Pläne vielleicht an den Häuptling verrathen? genug, er gab sich offenbar die größte Mühe, meinen Verdacht zu zerstreuen; jede Stunde sandte er mir Boten über Boten, die sich nach meinem Befinden und nach meinen Bedürfnissen erkundigen mußten.

Ich gab indessen mein Vorhaben nicht auf; in der Stille packte ich alle meine Effekten zusammen; die nächste Mitternachtsstunde war zu meiner Flucht bestimmt, und schon mit Tagesanbruch hoffte ich die Grenze in meinem Rücken zu haben. Da plötzlich ließ der Häuptling mir ankündigen, daß meiner Abreise nichts mehr im Wege stehe; daß ich gehen könne, wohin ich wolle, und daß alle Vorkehrungen zu meinem Aufbruch am nächsten Morgen getroffen seien. Ich legte mich nun Abends sehr zeitig schlafen, um am andern Tage mit frischen Kräften aufzustehen; kaum aber war ich eingeschlummert, als Adara Bille mich zu sich rufen ließ, um, wie er sagte, Abschied von mir zu nehmen, da er am nächsten Morgen durch Geschäfte verhindert sei. Als ich in sein Zimmer trat, dankte er mir sehr höflich, seiner Einladung so schnell gefolgt zu sein; ich dachte, mich baldmöglichst wieder zu entfernen; er aber sagte, er wolle sich noch eine Weile meiner Unterhaltung erfreuen. Er that nun allerlei müßige Fragen an mich und trieb allerlei Albernheiten, offenbar nur um die Zeit hinzubringen; er probirte z. B. meine Brille, wünschte zu untersuchen, ob irgend etwas in meinen Stiefeln versteckt sei und dergl. mehr. Plötzlich

aber traten hinter einem Verschlag hervor eine Anzahl von Soldaten, die über mich und meine Leute herfielen.

„Ihr seid Gefangene", riefen sie; „gebt uns Euer Wort, nicht zu entwischen."

Ich glaubte zuerst, das Alles sei ein dummer Scherz von Adara Bille, um meinen Muth zu prüfen; bald aber überzeugte ich mich von dem Ernst der Sache. Ich ward in ein enges Gemach geführt, wo man mir meine Kleider abnahm und alle meine Taschen durchsuchte. Es fand sich nichts darin, als ein Messer, ein einziger Dollar, mein Notizbuch und mein Kofferschlüssel. Da es eine ziemlich kalte Nacht war, so ließ ich den Häuptling wenigstens um Zurückgabe meines abyssinischen Mantels bitten, und er besaß Mitleid genug, mir ihn zu gewähren; ich streckte mich auf die Erde nieder, und zwei meiner Wächter legten sich auf die ausgebreiteten Enden meines Mantels, damit ich ihnen nicht entrinnen könnte. Am folgenden Tage war Adara Bille nicht anwesend, und meine Wächter, die endlich Mitleid mit mir fühlten, führten mich für diesen Tag nach meiner Wohnung zurück; auch das Volk auf der Straße gab mir viele Beweise von Theilnahme an meinem Unglück. Erst am Abend, wo der Häuptling zurück erwartet wurde, schaffte man mich wieder in mein Gefängniß. Als sich nach einigen Tagen nichts in meiner Lage geändert hatte, ließ ich ihn um eine Audienz ersuchen; aber er wollte mich nicht einmal sehen, und schlug mir im Voraus Alles ab, was ich von ihm zu erbitten habe. So vergingen Tage und Wochen; endlich schickte er mir drei Dollars, mein Tagebuch und das schlechteste von meinen Maulthieren. Mein ganzes übriges Eigenthum, fünf Maulthiere, mehrere Pistolen, zehn Musketen, meine Uhr und mein Geld, einen Kompaß ꝛc. behielt er zurück. So sollte ich sammt meinen Dienern von sechs Soldaten über die Grenze geschafft werden; in welcher Richtung aber, in welches Land man mich transportiren wolle, ward mir nicht gesagt. Schweigend und unbewaffnet folgten wir unsern Führern. Die ganze Bevölkerung Gatira's war versammelt; Einige weinten; Andere wünschten mir eine glückliche Reise; Keiner sprach ein Wort zu Gunsten des Häuptlings; aber Viele prophezeiten dem Lande ein Unglück, wo man die Gastfreundschaft so entwürdigt habe.

So rasch als möglich folgte ich den Soldaten; am liebsten hätte ich Gatira im Fluge verlassen; am Stande der Sonne erkannte ich, daß wir nordwestlich zogen; aber konnte es mir nicht fast gleichgültig sein, wohin man mich brachte, da man mir ja Alles genommen, da ich ja doch nur ein Bettler war?

Nachmittags näherten wir uns einem Dorfe; hier redete mich plötzlich Jemand an; wie erstaunte ich, als ich den Priester Tahir

erkannte, denselben, der dem Häuptling den Rath gegeben hatte, mich auszuplündern. Lächelnd grüßte er mich und lud mich in sein Haus ein, wo er mich zu meiner größten Verwunderung freundlich bewirthete. Ich dankte ihm für seine Gastlichkeit und bedauerte nur, sie ihm nicht lohnen zu können; er aber sagte, es schade nichts; er habe schon seinen Antheil bekommen, und lächelnd ging er seiner Wege.

Nachdem wir das Gebiet Adara Bille's verlassen hatten, betraten wir, noch immer unter Begleitung der Soldaten, das herrliche Thal von Totola, in welchem ein berühmter Markt gehalten wird, den die Kaufleute aus allen Theilen Abyssiniens besuchen. Der Anblick des blühenden Landes that meinem betrübten Herzen so wohl, daß ich hier eine Weile zu rasten und mein Auge zu laben wünschte; die hartherzigen Soldaten aber trieben uns vorwärts mit den Worten:

„Ihr seid unser Vieh; wir können mit Euch machen, was wir wollen."

Gegen Mittag begegnete uns ein reisender Kaufmann, der sehr überrascht schien, hier einen weißen Mann zu Fuß, unter militärischer Bedeckung und ohne Gepäck anzutreffen. Ich erzählte ihm, was mir durch den heuchlerischen Adara Bille geschehen war, und daß ich, wie ich aus den Gesprächen der Soldaten schlösse, jetzt zum Gouverneur des Tehuladerenhäuptlings Amade geschafft werden solle.

„Sonderbar," entgegnete der Kaufmann, „daß Adara Bille Euch zum Gouverneur und nicht zu Amade selbst sendet, da jenem gar nicht das Recht zusteht, ohne Vorwissen seines Herrn über Fremde zu verfügen."

Er gab uns nun den Rath, ausdrücklich nach Amade selbst zu verlangen, und, wenn die Soldaten sich unserm Begehr widersetzten, nur laut zu schreien, worauf das Volk auf dem Felde sofort zu unsrer Hülfe herbeieilen würde. Wir befolgten diesen trefflichen Rath, und wirklich gelangten wir durch den Beistand der Landleute vor den Häuptling Amade. Dieser war bei unsrer Erzählung auf's Höchste gegen den treulosen Adara Bille aufgebracht; er drohte die Soldaten, wenn sie sich nicht augenblicklich entfernten, ins Gefängniß werfen zu lassen, uns aber gab er die Erlaubniß zu gehen, wohin es uns gefiele. Wir erreichten am Abend ein christliches Dorf, wo ein christlicher Kaufmann uns Aufnahme und Obdach für die Nacht gewährte. Wochenlang durchzogen wir so als Bettler das Land, bald durch fruchtbare Thäler und Ebenen, bald durch Wüsten oder wilde Gebirge; bald durch dichtbevölkerte Gegenden, bald durch öde menschenleere Strecken. Zuweilen fanden wir ein gastliches Dach bei Mohamedanern oder

Christen. In dem letzten Fall wurden die Leute meist durch den Wunsch getrieben, von dem weißen Mann ein Amulett oder sonst ein Zaubermittel gegen Krankheiten zu empfangen; denn man bildet sich in ganz Abyssinien ein, alle weißen Leute kommen aus Jerusalem, wo sie glauben, daß weder Krankheiten noch andere Uebel existiren, alles Gute dagegen in Hülle und Fülle vorhanden sei. Wenn ich nun diesen abergläubigen Ansichten widersprechen mußte, wurde ich oft als ein „verkappter Muselmann" aus den Häusern der Christen fortgejagt, und das Einzige, was man mir und meinen Leuten oft mürrisch bewilligte, waren ein paar dürre, magere Pferdebohnen; um uns diese zu verschaffen, mußte ich zuletzt den Gürtel eines meiner Diener verkaufen. Ihren Höhepunkt erreichte diese finstere Ungastlichkeit in der Provinz Tigre.

Endlich langte ich nach unbeschreiblichen Mühseligkeiten und Anstrengungen in das Schoholand, wo ich sogleich die Stelle wieder erkannte, an der ich beim Beginn meiner Reise mit den Gebirgsbewohnern um ein paar elende Dollars in Streit gerathen war. In Harkiko, obwohl halb lahm vor Ermüdung, barfuß und nur mit wenigen Lumpen bekleidet, eilte ich in das Haus des Naib. Ich hatte Mühe, mich ihm in diesem Zustande kenntlich zu machen. Mit großer Theilnahme horchte er der Erzählung von meiner Beraubung durch Adara Bille. Als ich schloß, wies er auf einige mohamedanische Pilgrime, die eben aus Mekka kamen und Unterthanen jenes Häuptlings waren.

„Nimm diese," sagte er, „räche Dich an ihnen; zieh' ihnen wenigstens die Kleider ab!"

Ich leistete natürlich auf diesen Akt der Rache Verzicht, und erkundigte mich lieber, ob nicht bald ein Schiff nach Aden segle. Man theilte mir mit, daß eben ein englischer Schooner in Massowa zur Abfahrt bereit liege, und daß ich die nähern Umstände von einem Engländer, Mr. C., erfahren könne, der auf demselben angekommen sei und eben noch in Harkiko verweile. Ich ging sogleich zu ihm, und der menschenfreundliche Herr, obwohl er mich nie zuvor gesehen, nie zuvor meinen Namen gehört, ja fast ohne zu fragen, welcher Nation ich angehöre, versah mich mit Allem, was ich zur Reise bis Kairo bedurfte. —

Ich erspare dem Leser die weitern Einzelnheiten dieser Tour, die im Vergleich zu dem vorher Erlebten nichts Ungewöhnliches mehr darbot. Genug ich langte endlich nach so vielen Gefahren doch wohlbehalten wieder unter meinen Freunden an.

II.

Eine zweite Reise, die ich einige Jahre später unternahm, richtete sich vorzugsweise nach dem Südosten Afrika's. Wir steuerten diesmal von Aden nach der Küste Zanzibar, wo wir die Städte Barava, Takaunga und Mombaz besuchten. Letztere liegt, nur einige tausend Fuß vom Festlande entfernt, auf einer Insel, die mehrere Meilen im Umfange hat und einen guten Hafen besitzt. Die Stadt zählt zwischen acht- und zehntausend Einwohner, meist von dem Stamm der Suahili's; es leben aber auch viele Araber dort, in deren Besitz sich hauptsächlich der Handel befindet. Eine nicht unbedeutende Festung mit einer vierhundert Mann starken Garnison beherrscht den Hafen und die Stadt; die Wohngebäude aber, obwohl man steinerne Häuser kennt, sind zum größten Theil nichts als hölzerne Hütten. Der Gouverneur der Festung, dessen Gast ich während meines Dortseins war, stand in Abhängigkeit von Said-Said, dem Sultan von Zanzibar. Die entschieden günstige Gesinnung, welche dieser gegen alle Europäer hegt, war nicht ohne Einfluß auf das Benehmen seiner Unterthanen geblieben, die ich alle in hohem Grade zuvorkommend gegen mich fand. Hier in Mombaz hörte ich zum ersten Male von den viele Tagereisen weit von der Küste entfernt wohnenden Volksstämmen der Uniamesen und Wakamba's, so wie von den Ländern Jagga und Usambara, die alle in Handelsverkehr mit der Küste stehen. Besonders von den Wakamba's hörte ich behaupten, daß sie den Fremden nicht abhold seien, und daß man ohne besondere Gefahr unter ihnen reisen könne, wofern man nur mit einem Führer und Begleiter von den Küsten-Suahili's oder Wanika's versehen sei.

Sogleich regte sich in mir der Wunsch, jene Völkerstämme und jene noch gänzlich unerforschten Länder zu besuchen. Dazu bedurfte ich aber der besondern Erlaubniß des Sultans Said-Said, und ich begab mich deswegen nach Zanzibar, der Hauptstadt der Küste, wo ich durch Vermittelung des englischen Konsuls Zutritt bei ihm erlangte. Als ich mit letzterm am Eingang des Palastes erschien, kam der Sultan von Zenzibar, oder „der Imam von Muskat“, wie er auch genannt ward, uns schon in Begleitung eines seiner Söhne und mehrerer Großen seines Reichs entgegen; er bewies uns überhaupt eine Herablassung und Höflichkeit, wie ich sie an keinem orientalischen Herrscher wieder gefunden habe. Sein Audienzzimmer war mit Marmorplatten getäfelt und an den

Wänden entlang standen Reihen amerikanischer Stühle, während in der Mitte ein stattlicher Leuchter von der Decke herabhing. Der Sultan hieß uns Platz nehmen und ich erzählte ihm in arabischer Sprache von meinen frühern Abenteuern in Abyssinien, so wie von meinen neuen Reiseplänen. Er hörte aufmerksam zu und versprach mir seinen Schutz und Beistand, ohne mir jedoch die Gefahren zu verbergen, denen ich würde ausgesetzt sein, da all' die wenigstens theilweis noch halbwilden Stämme, die ich aufzusuchen gedachte, seine Oberhoheit nur ungern anerkannten.

Bei einem spätern Abschiedsbesuch, den ich ihm machte, stellte mir der schon alternde freundliche Herr einen Empfehlungsbrief an die Scheiks aller Stämme zu, die ich berühren würde, welcher folgendermaßen lautete:

„Dieses kommt von Said-Said Sultan; ich grüße alle meine Unterthanen, Freunde und Statthalter. Dieser Brief ist geschrieben zu Nutzen des Herrn N. N., eines braven Mannes. Benehmt Euch gut gegen ihn, und sei ihm Jedermann dienstbar."

Ich miethete nun dreißig Suahilis, theils als Gepäckträger, theils als Eskorte; der Führer unsrer kleinen Karavane hieß Mana Zahu, und bald schlossen sich uns noch etwa hundert Wakambas an, die in Handelsgeschäften an der Küste gewesen waren und jetzt im Begriff standen, nach ihrer Heimath zurückzukehren. Die Unordnung, die unsinnige Schwatzhaftigkeit, die Trunkenheit und der Ungehorsam meiner Leute waren unbeschreiblich groß. Eines Abends, als wir bereits das bewohnte Land hinter uns gelassen und die große Wildniß Ndunguni betreten hatten, entspann sich zwischen den Wakambas und meinen Leuten ein so heftiger Streit, daß endlich der Karavanenführer das Wort ergriff und in einer langen Rede zur Ruhe und Ordnung ermahnte. Dabei schilderte er die Gefährlichkeit unsrer Reise, indem überall in der Nachbarschaft große Banden wilder Gallas versteckt lägen, deren Absicht ohne Zweifel die Plünderung der Elfenbein-Karavane sei. Dann forderte er Allen einen Schwur ab, im Fall eines Angriffs nicht davon zu laufen, sondern sich tapfer zu wehren. Auch meine Leute mußten den Schwur leisten. Ich legte diesem ganzen Vorgang wenig Wichtigkeit bei, da ich im Grunde die Erzählung von den Räuberbanden für eitel Mährchen und Einbildung hielt. Bald genug sollte ich mich indessen überzeugen, wie gegründet jene Befürchtungen waren.

Am nächsten Morgen — wir waren, da unser Wasservorrath zu Ende ging, schon vor der Dämmerung aufgebrochen, in der Hoffnung, noch ehe die Sonnenhitze unerträglich würde, einen Fluß anzutreffen — traten wir in einen dichten Wald ein. Wie wenig

ahnte ich, daß wir schon jetzt von lauernden Feinden umringt seien Die Wakamba-Karavane war gegen ihre sonstige Gewohnheit eine Strecke hinter meinen Leuten zurückgeblieben; in demselben Augenblick aber, als wir das Dickicht betraten, und wo es schwer war, sich nach links oder rechts zu wenden, vernahmen wir plötzlich hinter uns das Geschrei: „Räuber! Räuber!“ Unter meiner Mannschaft entstand sogleich eine gräuliche Verwirrung; sie warfen ihre Bürde zur Erde, und wenn das dichte Gebüsch sie nicht verhindert hätte, so würden sie allesammt davongelaufen sein. Sie schrieen und tobten durcheinander; der eine rief dies, der andere das; die meisten forderten mich auf, meine Büchse abzuschießen. Gern hätte ich dies gethan, aber der Mann, der sie trug, war mir entwischt, so daß ich ganz unbewaffnet war. Endlich fand ich ihn hinter dickem Strauchwerk versteckt, und feuerte nun einen Schuß in die Luft, dem einige meiner Leute, welche gleichfalls Büchsen trugen, bald noch mehrere nachfolgen ließen. Auch die Wakambas hatten inzwischen ihre vergiftenden Pfeile auf den Feind abgeschossen; drei der Räuber fielen; die andern wichen in ihre Schlupfwinkel zurück. Ein Glück übrigens, daß sich der Feind so leicht einschüchtern ließ; hätte der Kampf nur etwas länger gedauert, so würde es uns schlimm ergangen sein, da ich in der Verwirrung mein Pulverhorn verloren, und einer meiner Suahilis durch eine zu starke Ladung seinen Büchsenlauf zersprengt hatte.

Nachdem die Wakamba uns eingeholt, beeilten wir uns, so rasch als möglich aus dem unheimlichen Dickicht zu entkommen; kaum aber hatte der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt, so fingen die Vordersten abermals an zu schreien: „Räuber! Räuber!“ Wir feuerten unsere Büchsen zum zweiten Mal ab; bald aber zeigte es sich, daß wir uns wenigstens diesmal im Irrthum befanden. Es war eine längst erwartete Elfenbein-Karavane, etwa drei- oder vierhundert Wakambas stark, die unser Vortrab für Räuber angesehen hatte. Zum Glück erkannten auch jene bald ihre mit uns ziehenden Stammgenossen und riefen uns zu:

„Gebt kein Feuer! wir sind reisende Handelsleute und Freunde!“

Dem Schrecken folgte nun ein allgemeiner Jubel. Ohne Zweifel hatten die Räuber dieser Karavane auflauern wollen, hatten es aber nicht verschmäht, en passant auch die kleinere Beute mitzunehmen, und so war es uns möglich geworden, der großen Karavane den Weg zu säubern. Für mich war es dabei sehr günstig, daß ihr erster Angriff auf die Wakamba gerichtet gewesen war, die ihr Eigenthum vertheidigten; während meine Mannschaft weder nach mir noch nach meinem Gepäck fragte, und nur daran gedacht haben würde, ihr eigenes Leben zu retten.

Endlich, nachdem wir viele Tage lang durch eine fast menschenleere Einöde gezogen waren, in der wir nur selten Flüsse oder Seen antrafen, nahm das Land wieder einen freundlicheren, und zuletzt fast einen erhabenen Charakter an. Stolze Gebirge erhoben sich am Horizont, unter denen vor Allen der schneebedeckte Kilimanjaro emporragte. Je mehr wir uns diesen Gebirgen näherten, je reicher ward die Vegetation; majestätische Bäume, wie ich sie nicht wieder gesehen, seit wir die Küste verlassen, bildeten die malerischsten Gruppen, bis wir endlich in ein herrliches, dicht mit üppigem Grase bewachsenes Thal einzogen, das einen kostbaren Weideplatz für zahllose Viehheerden hätte abgeben können. Hier ließen wir uns an einem silberhellen Strom nieder, der seine Quelle auf dem schneeigen Gipfel des Kilimanjaro hat, ein Umstand, der durch die eisige Temperatur des Wassers — ich nahm hier ein Bad — zur Genüge erwiesen ward.

Einer der Wakamba gesellte sich hier zu mir, um mir zu erzählen, daß der ganze Gipfel des Berges, die hellglänzende Masse, die ich dort oben erblickte, aus reinem Silber bestehe, daß aber böse Geister den Schatz bewachten.

„Einer unsrer Könige,“ setzte er hinzu, „sandte einst eine Anzahl von Leuten ab, um die weiße Masse näher zu untersuchen, und so viel sie könnten, davon mitzubringen. Aber fast alle kamen elend um, denn es herrschte dort oben eine grimmige Kälte; nur ein einziger kehrte zurück, aber mit erfrornen Händen und Füßen; ich selbst habe den armen Mann gekannt, den die bösen Geister so grausam für seine Neugier gestraft. Das Silber aber, das er von oben mit herunterbrachte, hatte sich in wenig Minuten in ein schmutziges trübes Wasser verwandelt!“

Es war nicht das erste Mal, daß ich hier die Fabel von dem Silberberg vernahm; in der That, dieser Aberglaube war ziemlich allgemein verbreitet; nur einige Wenige schienen die wahre Natur des Schnee's zu ahnen. Auch ich gab ihnen, so gut ich mich ihnen verständlich machen konnte, eine Erklärung der Sache, und sie schien ihnen wohl einzuleuchten.

„Ja,“ fügte unser Führer, von meinen Worten überzeugt hinzu, „wir würden auch nicht die bleiernen Armbänder für unsere Frauen und Töchter in der Stadt so theuer bezahlen, wenn wir eine solche Masse Silbers in unserm eignen Lande hätten.“

Wenige Tage später trafen wir in dem Dorfe Kmeri's ein, eines der mächtigsten Wakamba-Häuptlinge. „Kmeri“ bedeutet „Löwe“, und wie dieser ward der Fürst nur mit Furcht und Zittern von seinen Unterthanen genannt. Ich schickte einige meiner Leute voraus, um den König von meinem Besuch in Kenntniß zu setzen; statt seiner aber kam mir nur Muigno Wessiri, sein Arzt

und Zauberer, entgegen; er brachte mir des Königs Gruß und wies mir eine Hütte zur Wohnung an, welche von außen gesehen, ganz unsern Heuschobern glich. Das Glück, den König persönlich kennen zu lernen, sollte ich erst einige Tage später haben; denn nach Verordnung des Zauberers mußte jedesmal bei der Ankunft eines Fremden aus dem Saft eines entfernt wachsenden Baumes erst eine Arznei angefertigt werden, mit welcher man denselben, ehe der König ihn empfing, bestrich und besprengte.

Am Abend ward unmittelbar vor meiner Hütte im Beisein des ganzen Volks unter allerlei wunderlichen Ceremonien ein Bock geschlachtet und verbrannt. Ich glaubte zuerst, daß dieser Vorgang mir zu Ehren veranstaltet worden sei; meine Diener aber sagten mir, der Zauberer des Königs citire in dieser Weise den ersehnten Regen. Kaum, in der That, war die Opferfeierlichkeit vorüber, als es unter Blitz und Donner in Strömen zu regnen begann, und die erstaunten Zuschauer in den lauten Jubelruf ausbrachen:

„Gut gemacht, gut gemacht, o großer Zauberer!"

Daß der Regen gerade in dieser Stunde fallen würde, war sicherlich von dem erfahrenen und schlauen Mann genau berechnet worden; denn in keinem Lande ist es leichter als hier, die Witterung im Voraus zu bestimmen, weil nirgends die Wolkenbildung mit einer größern Regelmäßigkeit vor sich geht. Sobald die Sonne ein wenig heiß zu scheinen beginnt, sieht man dünne, leichte Nebel über den Gebirgen entstehen und sich zu Wolken zusammenballen, die sich oft schon am selben Abend entladen.

In dem ganzen östlichen Afrika spielen daher die sogenannten Regen-Zauberer eine wichtige Rolle. Fast in jedem Dorfe findet man eine Familie, welche die Macht und das Privilegium besitzt, den Regen herbei zu rufen. Diese Würde und Wissenschaft ist erblich vom Vater auf den Sohn. Trifft der Regen nun auf die eben beschriebene Opferceremonie ein, so wird er natürlich der Macht des Zauberers zugeschrieben; bleibt er aus, so muß ein neues Opfer veranstaltet werden, zu welchem der Zauberer dann schlauer Weise eine Kuh oder einen Bock von seltener Farbe oder Zeichnung fordert, daß wieder einige Zeit vergeht, ehe man gerade ein solches Thier findet.

Die Zauberer sind zu gleicher Zeit auch immer Aerzte. Ich hatte mehrmals Gelegenheit, ihre Kenntnisse zu prüfen und zu beobachten. Einige kannten die Kräfte und Wirkungen der Kräuter und Gräser sehr wohl; suchten aber natürlich ihre Heilkunst immer mit abergläubischem Hocus Pocus zu umhüllen.

Vor dem Dorfe der Wakamba bemerkte ich mehrere nur etwa drei bis vier Fuß hohe Hütten. Als ich fragte, zu welchem Zweck

sie dienten, hörte ich, daß es „die heiligen Häuser“ seien, in denen man den Gottesdienst verrichte, böse Geister austreibe, und wo namentlich die Einwohner alle ihre werthvollsten Kleinodien, die sie im Dorf nicht sicher glauben, verwahren. Diese Häuser waren von den Zauberern mit Amuletten und geheimnißvoll beschriebenen Täfelchen behängt, die nach der Aussage der Leute jeden Dieb und Räuber fernhielten.

Da meine Audienz beim König Kmeri noch immer nicht stattfinden konnte, so wollte ich die Zeit benutzen, mich ein wenig in den benachbarten Dörfern umzusehen. Ich hatte ohnedies in meiner kleinen Hütte unbeschreiblich viel von der Neugier und Zudringlichkeit des Volkes zu leiden. Den ganzen Tag über belagerte es mich mit seinen Besuchen, und kein Einziger wollte sich wieder entfernen, ohne ein Geschenk von mir erhalten zu haben. Saß ich aber gar vor meiner Thür — denn in der Hütte selbst war es dazu zu dunkel — um zu schreiben oder zu lesen, so war der unsinnigen Fragen kein Ende; bei jedem Federzuge sollte ich erzählen, was ich nun geschrieben habe, und dabei waren sie erstaunt, daß sich nicht jeden Augenblick haarsträubende Wunder vollzogen; denn „schreiben“ galt ihnen gleichbedeutend mit „zaubern“, und doch nahmen sie nicht die mindeste Wirkung meines Schreibens oder Zauberns wahr. Um dieser Zudringlichkeit zu entgehen, wollte ich nun ein paar naheliegende Dörfer besuchen, und erkundigte mich daher bei Muigno Wessiri nach dem Wege. Er war gern bereit, mir die nöthigen Weisungen zu geben, warnte mich aber, in die Nähe des Dorfes Yumbo zu kommen, weil dort die Wakambas eben ihren „Ugnaro“ feierten. Dies ist ein schreckliches Spiel, welches von Zeit zu Zeit von den jungen Burschen, sobald sie ein bestimmtes Alter erreicht haben, angestellt wird. Sie beschmieren sich dazu das Gesicht und den Körper mit weißer und grauer Erde, so daß sie ganz unkenntlich sind; so durchstreifen sie die Wälder, bis sie einen Menschen finden, den sie tödten; darauf waschen sie sich, kehren nach Hause zurück und zechen und schmausen nach Herzenslust. Da ihnen alle Kenntniß fremder Völker abgeht, so hätten sie mich, wenn ich ihnen begegnet wäre, sehr leicht für einen Mohamedaner halten und, da diese ihnen auf's Aeußerste verhaßt sind, zum Opfer ihres grausamen Vergnügens erwählen können. Aehnliche Spiele feiern bei den dortigen Völkerschaften auch die Männer, desgleichen die Frauen und selbst die Kinder. Eine weise und kräftige Regierung würde längst solchen Scheußlichkeiten ein Ende gemacht haben.

Mehrere Tage nach dem oben geschilderten Regen-Opfer fand dieselbe Ceremonie in gleicher Weise wieder vor meiner Hütte statt. Ich war, um besser sehen zu können, in meine niedrige Thür ge-

treten; in dem Augenblick aber, wo der Regen zu fallen begann, trat plötzlich Muigno Wessiri auf mich zu und schmierte mir, ohne mich einmal um Erlaubniß zu bitten, mit einem Kuhschwanz eine stinkende Flüssigkeit, die angefertigte Mixtur, ins Gesicht und erklärte mich hierauf gleichsam für „courfähig."

Ich ward nun vor den König geführt; er erhob sich bei meinem Eintritt von der Bettstelle, auf der er von seinen Anverwandten und obersten Dienern umgeben war. Kmeri benutzte meine Gegenwart, um sich in den Augen seines Volkes ein rechtes Ansehen zu geben.

„Habe ich es Euch nicht gesagt," sprach er, indem er mich seinen Verwandten vorstellte, „daß ich Euch einen weißen Fremdling bringen würde? Hier ist er. Nun seht Ihr, was für ein großer Mann ich bin, da ein weißer Fremdling mich in meinem Lande besucht!"

„Wahrlich," antworteten Alle wie mit einer Stimme, „Kmeri ist ein großer Mann; er hat die Wahrheit geredet!"

Mit neugierigen Blicken prüften sie dann meine Schuhe und Kleider, meine Haare und meinen Hut, besonders aber meinen Regenschirm, der durch Aller Hände ging und wohl zwanzig Mal auf- und zugemacht ward.

Kmeri erzählte mir, daß er eben in einem großen Streit mit dem Wakambastamme der Atua begriffen sei, welche das Haus Ngumbau's, eines seiner Verwandten, zerstört und beraubt hätten, weil die Frau des letztern, die für eine Hexe galt, im Verdacht stände, das Vieh der Atua behext zu haben. Er wollte nun zunächst eine friedliche Ausgleichung des Streites versuchen; glückte diese aber nicht, einen Streifzug gegen die Atua unternehmen. Dazu mußten jedoch die Männer seines ganzen Stammes aufgeboten werden, und unter dem Vorwand einer Festlichkeit und Schmauserei versammelte er sie am nächsten Tage in seinem Dorf. Wirklich fanden sich mehrere hundert Männer singend, tanzend und pfeifend ein, und ließen sich vor dem Dorf auf einem freien Platz im Halbkreis nieder. Kmeri forderte mich auf, ihn mit meinem Teleskop in der Hand hinaus zu begleiten. So wie der Häuptling sich zeigte, trat eine vollkommene Stille ein; Kmeri ging mit großen, hastigen Schritten in dem Halbkreis auf und nieder, dann begann er eine lange Anrede an sein Volk. Mit Ausnahme eines um die Hüften geknüpften Tuches war er vollkommen nackt; an seiner Seite hingen Schwert und Pulverhorn; in der Hand hielt er eine Keule; auf dem Kopf aber trug er eine Art von Hut, der auf der einen Seite mit Straußfedern, auf der andern mit einer Gabel garnirt war, die ich ihm nebst dem dazu gehörigen Tischmesser geschenkt, deren eigentliche Bestimmung ihm aber ein tiefes

Geheimniß zu sein schien. Er sagte in seiner Rede, daß er das von den Atua geraubte Vieh wieder haben wolle; wenn seine Männer ihm dazu nicht ihren Beistand versprächen, so würde er auf der Stelle das Land verlassen; sie würden ihn nie wieder sehen, weder ihn, noch je einen so ausgezeichneten Fremden wie mich.

Alle sagten jedoch ihre Hülfe zu, und der ganze Haufen mit Kmeri an der Spitze setzte sich sogleich in Bewegung. Niemand blieb nun im Dorf zurück, als nur die Frauen; ich selbst, ein einziger von meinen Dienern und Ngumbau, jener Anverwandte des Königs, waren die einzigen männlichen Wesen. Alles war daher in großer Sorge, die Atua möchten bei Nacht einen Angriff auf das Dorf unternehmen. Ngumbau kam, so wie es finster war, in meine Hütte gekrochen und bat mich flehentlich, durch mein Teleskop zu gucken und zu sehen, ob der Feind vielleicht schon käme; mein Diener aber war gar in solcher Furcht, daß er augenblicklich nach Mombay zurückzureisen verlangte.

Am nächsten Tage schon kehrte Kmeri heim; der Streit war friedlich geschlichtet, und die Atua hatten versprochen, das gestohlene Vieh heraus zu geben. Große Freudenfeste wurden nun dem neubefestigten Frieden zu Ehren angestellt, und das Tanzen, Trinken und Schmausen wollte gar kein Ende wieder nehmen.

Die Wakamba sind im Ganzen genommen kein häßliches Volk und gehören durchaus nicht zur Negerrace. Ihre Lippen sind zwar etwas vorspringend, aber die Augen leidlich groß, das Kinn spitz und die Körperformen bei Männern und Weibern schlank. Das Haar rasiren sie entweder rein ab oder kräuseln es. Obwohl sie Kleider besitzen, so gehen sie doch viel lieber nackt; den Körper aber schmieren sie sich mit Butter und Röthel ein, wodurch ihre natürliche schwarzbraune Hautfarbe gänzlich entstellt wird. Wie alle afrikanischen Racen lieben die Wakamba den Putz sehr; sie schmücken sich mit Perlen und Ketten, welche letztern von ihren Schmieden aus Kupfer ziemlich nett gearbeitet werden. Die Heirathen schließt man sehr früh; der Bräutigam muß den Eltern der Braut eine Anzahl von Rindern bringen und dann das Mädchen mit Gewalt rauben, da es Sitte ist, daß die Eltern und Verwandten sie nicht ohne Kampf herausgeben. Gewöhnlich versteckt sich der Bräutigam zu diesem Zweck in den Feldern und wartet den Moment ab, wo sie geht, Wasser zu schöpfen. Wenn es die Vermögensumstände erlauben, so nimmt der Wakamba mehr als ein Weib; aber diejenige von seinen Frauen, die sich durch Schönheit und Verstand, durch Anhänglichkeit an ihren Mann oder dadurch auszeichnet, daß sie ihm die meisten Kinder geschenkt hat, gilt immer als seine Haupt-Gemahlin.

Die Wakamba sind äußerst schwatzhaft, tobsüchtig, betrüge-

risch und habgierig; an der Küste gelten sie sogar für ausgemachte Diebe; auf alle Fälle aber sind sie unverschämte Bettler und Lügner. Andrerseits aber beweisen ihre Handlungen nicht selten eine gewisse Seelengröße; auf der Jagd besitzen sie Muth und Unternehmungsgeist, und Entbehrungen aller Art tragen sie mit Würde. Für Fremde sind sie so eingenommen, daß sie oft wie Kinder um mich herumsprangen und tanzten; aber dieser scheinbaren Harmlosigkeit darf man nicht trauen; denn es gehört nur eine Kleinigkeit dazu, sie auf's Aeußerste in Wuth zu versetzen, und ihre besten Freunde sind morgen oft schon ihre grimmigsten Feinde.

Abscheulich ist ihr Verfahren gegen mißgestaltete neugeborene Kinder. Während meines Aufenthaltes in dem Dorfe der Wakamba hatte eine Frau zwei Knaben geboren, von denen der eine sechs Finger, aber weder eine regelmäßig gebildete Nase noch solche Lippen hatte. Die unnatürliche Mutter weigerte sich, ihm Nahrung zu reichen und sandte das unglückliche Wesen dem Häuptling, damit er es erwürgen und im Walde begraben möchte.

Nach einiger Zeit wollte Kmeri in Handelsgeschäften einen Zug nach dem ein paar Tagereisen entfernt fließenden Dana unternehmen und forderte mich auf, ihn zu begleiten; er versprach mir sogar als Erwiederung für die Geschenke, die ich ihm gemacht, ein großes Stück von dem Elfenbein, das er zu erhandeln gedachte. Unser Weg führte zuerst durch üppiges Wiesenland, wo ich an einem Bach zum ersten Mal vier grasende Rhinoceros erblickte. Ich hatte anfangs große Furcht vor diesen plumpen, häßlichen Thieren; da wir sie aber nicht störten, so beunruhigten auch sie uns nicht, und allmälig gewöhnte ich mich an ihren Anblick.

Während des ganzen ersten Tages sahen wir nichts, als dichtes, frisches Gras, aber keinen einzigen Baum; erst am zweiten trafen wir auf Gruppen von jenen Giftbäumen, deren Saft zum Vergiften der Pfeile genommen wird. Die Wakamba nahmen große Massen des Holzes mit sich, um es an die Völkerschaften jenseit des Dana zu verkaufen, in deren Regionen dieser Baum nicht vorkommt.

Als wir eines Abends an einem Bache rasteten, erblickten wir eine zahllose Menge von Geiern, welche in einiger Entfernung mit Geschrei auf- und niederflogen. Mein Diener lief augenblicklich nach der Stelle hin und fand ein großes Stück von einem Dammhirsch, welcher von einem Löwen zerrissen und theilweis verzehrt worden schien; denn die Fußtapfen des letzteren waren noch deutlich sichtbar. Unser Aller Freude über diesen Fund war sehr groß, da Kmeri sein Versprechen, einen hinlänglichen Proviant mitzunehmen, nur sehr unvollkommen erfüllt hatte.

Am nächsten Tage erreichten wir den Kense, einen hohen Berg, der sich einsam aus der Ebene erhebt, in welcher der Dana fließt. Wir machten hier Halt, und Kmeri verlor bei dieser Gelegenheit den Griff meines Sonnenschirms, den ich ihm geborgt. Erst nach anderthalb Stunden bemerkte er den Verlust; sogleich befahl er einigen seiner Leute, mit ihm umzukehren, um den Griff wieder zu suchen. Die unnützen Umstände wegen eines so unbedeutenden Gegenstandes ärgerten mich nicht wenig; denn ich war hungrig und erschöpft, und wünschte nichts so sehr, als erst am Ziel der Reise anzulangen. Alle meine Vorstellungen aber waren umsonst, und so mußten wir volle drei Stunden warten, bis der Häuptling mit dem wiedergefundenen Schirmgriff zurückkam. Einen neuen Aufenthalt verursachte Kmeri's Gemahlin, die an der Erde einige hübsche Straußfedern fand. Sogleich sandte sie ihre Diener aus, um deren noch mehrere zu suchen; als diese endlich mit ihrer Beute ankamen, warf sie sämmtliche Federn fort, weil sie den zuerst gefundenen an Schönheit nicht gleich waren.

Trotz dieser Verzögerungen waren wir endlich dem Strome bis auf eine Meile nahe, als plötzlich Kmeri's Sklaven auf den vor uns liegenden Wald deuteten, den wir in Kurzem betreten wollten. Wir erblickten hier einen Trupp von etwa zehn Mann; an andern Stellen aber traten nach wenig Momenten noch viel stärkere Haufen aus dem Dickicht hervor, offenbar in der Absicht, uns zu umzingeln. Unsre ganze Karavane war von einem panischen Schrecken ergriffen und von Mund zu Mund liefen die Worte:

„Weida! Weida! Es sind Räuber! Es sind Räuber!"

Kmeri schoß sogleich seine Büchse ab und bat mich, ein Gleiches zu thun. Die Räuber hatten wahrscheinlich das Pfeifen unsrer Kugeln vernommen; denn sie kamen jetzt langsamer auf uns zu. In der Verwirrung und Eile hatte ich meinen Ladestock im Lauf meines Gewehrs stecken lassen und mit abgeschossen, so daß ich nicht zum zweiten Male laden konnte. Auch unsre Karavane hatte sich inzwischen zum Kampfe vorbereitet; der Häuptling aber ließ das trockene Gras anzünden, das die Ebene bedeckte, und der Wind trieb den langsam sich nähernden Feinden die Flammen und den Rauch ins Gesicht. Als sie dennoch bis auf einen Bogenschuß weit heran gekommen waren, gebot Kmeri ihnen Halt und lud sie zu einer Unterredung ein, worauf sie ihre Schwerter schwangen und ein Triumphgeschrei ausstießen. Drei von ihnen kamen auf Kmeri's Zureden in unser Lager, wo wir Alle uns in Reih' und Glied auf dem Boden niedergelassen hatten, und wo er ihnen auseinandersetzte, wer er sei und wohin er wolle. Nachdem er seine Rede geschlossen, fingen die Gegner an zu lachen und sagten:

„Seid ohne Furcht; wir hegen keine böse Absicht. Wir sahen nur das Gras in Brand stehen und wünschten die Reisenden zu kennen, die es angezündet. Setzt Euern Weg zum Strome unbehindert fort; wir werden Euch bald in derselben Richtung folgen."

Auf dem Wege war Kmeri sehr unruhig; er behauptete, die Unterredung sei sehr unbefriedigend gewesen, und die Leute seien dennoch Räuber. Zögernd nur betraten wir den Wald, wo unser Pfad zu beiden Seiten dicht mit Baum- und Buschwerk verwachsen war. So oft wir uns umblickten, sahen wir die Räuber uns von der Ebene aus folgen. Ich schnitt mir hier geschwind einen neuen Ladestock, um mein Gewehr wieder laden zu können. Inzwischen hatten fünf der Räuber uns eingeholt und sagten:

„Hier geht der Weg zum Fluß; folgt uns."

Sie schritten voraus und wir folgten. Plötzlich aber wandten sie sich um, stießen das Kriegsgeschrei aus und schossen ihre Pfeile gegen uns ab, während der Nachtrab Kmeri umzingelte. In unserer Karavane entstand sogleich eine gräßliche Verwirrung; unsere Leute warfen ihre Bürde ab und drückten ihre Pfeile gegen den Feind los, indem sie mich flehentlich baten, so schnell als möglich zu feuern. Ich schoß meine Büchse zweimal ab, aber in die Luft, denn ich konnte mich nicht entschließen, Menschenblut zu vergießen. Während ich von Neuem lud, stürzte einer der Wakamba an mir vorüber; er war in die Hüfte getroffen und ein Strom von Blut floß aus der Wunde. Links und rechts fielen die Pfeile neben mir nieder, aber ohne mich zu treffen. Sobald unser Volk sah, daß es den Kampf nicht mit einem Feinde aufnehmen konnte, der allmälig zu einer Stärke von 120 Mann angewachsen war, suchte es sein Heil in der Flucht. Auch ich, der ich in der Verwirrung bald nicht mehr Freund von Feind unterscheiden konnte, hielt es für das Gerathenste, zu entkommen. Ich lief in der Richtung, die ich unsere Leute hatte einschlagen sehen; nach etwa sechzig Schritten stand ich an einem Graben oder vielmehr an dem ausgetrockneten Bett eines Baches, etwa zehn Fuß tief und fünf Fuß breit. Die fliehenden Wakamba hatten ihre Bürden hinüber geworfen und waren selbst hinterher gesprungen; als ich aber denselben Versuch machte, fiel ich hinein, zerbrach mein Gewehr und verstauchte mir die Hüften so sehr, daß ich das steile Ufer nicht emporklimmen konnte. Ich schleppte mich also in dem Bett vorwärts, bis ich eine zugänglichere Stelle traf. Sobald ich das hohe Ufer erreicht, eilte ich, von den Pfeilen der Feinde verfolgt, den flüchtigen Wakamba nach; leider hinderten mich meine schmerzenden Hüften, sie einzuholen; aus dem Jubelruf der Feinde aber konnte ich schließen, daß Kmeri im Kampf gefallen sei, wie es sich später auch wirklich

herausstellte. Ich stand jetzt an einer Lichtung des Waldes, wo ich etwa dreihundert Schritt von mir entfernt einen Haufen Männer erblickte. Ich glaubte zuerst, es sei unser Volk, das sich von seinem Schrecken erholt und wieder gesammelt habe; plötzlich aber fiel mir ein, es könnten auch die Feinde sein; rasch zog ich mein Telescop hervor und erkannte richtig die Räuber, die eben ihre Beute in Sicherheit zu bringen suchten. Entsetzt fuhr ich zurück, aber — aber sollte ich aus der Scylla in die Charybdis gerathen? — kaum wandte ich mich um, als mich zwei ungeheure Rhinoceros anglotzten, die mir gerade gegenüber standen. Zum Glück schienen sie eben so erschrocken wie ich selbst, machten Kehrt und verschwanden im Walde. Etwa zehn Minuten lang setzte ich athemlos meine Flucht fort, bis ich auf eine neue grasige Ebene gelangte. Ich hoffte, daß die Räuber meine Spur nun verloren hätten, streckte mich unter einem Baume nieder und dachte über meine unglückliche Lage, so wie über die Möglichkeit nach, wieder in das Dorf Kmeri's zu gelangen, wohin sich gewiß auch meine Diener gerettet hatten. Von ihnen wollte ich mich dann nach der Küste zurück begleiten lassen. Wie aber war ich im Stande, sie zu bezahlen, da sie auf ihrer Flucht fast mein ganzes Eigenthum von sich geworfen? Und wie sollte ich ohne Führer, ohne Speise, ohne Kenntniß des Landes und der Wasserstationen den Weg von mindestens vierzig Meilen in das Land der Wakamba zurückfinden? Trotz dieser Zweifel verließ mich die Hoffnung nicht ganz. War uns nicht am vergangenen Tage unerwartet selbst durch einen Löwen Speise bescheert worden? und konnte nicht ein ähnlicher glücklicher Zufall sich wiederum meiner Noth erbarmen? Mein größtes, augenblickliches Bedürfniß war Wasser; denn ich hatte bereits den ganzen Tag über keinen Tropfen getrunken. Ich wußte, daß der Dana in der Nähe war, denn ich erblickte einen Berg, an dessen Fuß, wie Kmeri mir gesagt, er vorbeifließen sollte. So sehr ich auch fürchtete, den Räubern wieder in die Hände zu fallen, so mußte ich doch um jeden Preis den Strom aufsuchen. Nach kurzem Marsch kam ich an einen ausgetretenen Pfad, dem ich folgte, und bald sah ich die glänzende Fläche des Wassers durch das Schilf und Gebüsch des Ufers schimmern. Ich empfand eine Freude, die sich nicht beschreiben läßt, und die mir nur derjenige nachempfinden kann, der sich einmal in seinem Leben in einer ähnlichen Lage befunden hat. Das Wasser war kühl und klar; nachdem ich meinen brennenden Durst gelöscht, füllte ich noch das lederne Futteral meines Telescops und die beiden Läufe meiner Büchse und schloß die Oeffnungen mit Gras und ein paar Stückchen Tuch, die ich von meinen Kleidern abriß.

Da es noch heller Tag war, so schien es nicht rathsam, meinen

Rückweg sogleich anzutreten; sondern ich wartete, versteckt im Gebüsch, die Dunkelheit ab und nahm dann als Wegweiser die Strömung des Windes, der bei unserer Ankunft in unserm Rücken stand, und den ich also nun im Gesicht haben mußte. Ich wand mich auf meinem Wege durch Dick und Dünn, taumelte oft in Pfützen, über Steine oder Baumstumpfe; am meisten hinderlich aber waren mir die Dornen und das hohe Gras. Dazu kam noch die Angst vor den vielen wilden Thieren, die sich in der Nähe des Dana aufhalten sollten. Endlich war ich so erschöpft und müde, daß ich mich niederzulegen und zu schlafen beschloß, selbst auf die Gefahr hin, hier in der Wildniß meinen Tod zu finden; es schien mir ohnedies unmöglich, daß ich jemals die Küste, noch gar meine Heimath wiedersehen sollte. Aber ich fand keine Ruhe; nach wenigen Minuten schon raffte ich mich wieder auf und eilte nochmals vorwärts, so rasch ich konnte. Ich verließ jetzt das Dickicht und betrat die Ebene, auf welcher Kmeri am Morgen das Gras in Brand gesteckt hatte. Ich war also auf dem richtigen Wege; meine Seele faßte neuen Muth, und rascher und mit weniger Hindernissen konnte ich ausschreiten. Gegen Mitternacht langte ich bei dem Berge an, an welchem wir auf der Herreise gerastet, und wo Kmeri den Griff meines Schirmes verloren hatte. Hier streckte ich mich abermals zur Ruhe nieder, bedeckte mich gegen den rauhen Wind mit dürrem Laube und schlief diesmal bald ein. Nach mehreren Stunden erweckte mich der Hunger und der Durst. Das Wasser in dem Futteral meines Telescopes war rein ausgelaufen; dasjenige im Lauf meiner Büchse aber, obwohl es einen eklen Pulvergeschmack angenommen hatte, erquickte mich auf's Beste. Um aber meinen Hunger zu stillen, hatte ich nichts, als Blätter, Wurzeln und eine große Ameisenart, die sich in diesen Gegenden findet.

Wenn auch nicht genau auf demselben Pfad, wie bei unserer Herreise, so gelang es mir doch, immer in der gehörigen Richtung zu bleiben; es schien, als ob eine unsichtbare Hand meine Schritte lenkte, und ich hatte jedesmal eine untrügliche Ahnung davon, so oft ich für eine Weile vom richtigen Wege abwich. Mehrmals stieß ich wieder auf weidende Rhinoceros; mehrmals hörte ich in geringer Entfernung sogar das Gebrüll von Löwen; aber meine Furcht vor wilden Thieren war nach gerade verschwunden. Einmal auch vernahm ich im Gebüsch das Plappern von Affen; aber dies war mir ein erfreulicher Ton, weil ich wußte, daß, wo diese sich aufhalten, immer auch Wasser zu finden ist. Am dritten Tage meiner einsamen Wanderschaft war ich eben einen Hügel hinangestiegen, um von hier aus die Gegend zu prüfen; da erblickte ich plötzlich auf seinem Abhange zwei menschliche Wesen, einen Mann und ein

Weib, in denen mein Telescop mich alsbald Ngumbau und sein der Hexerei angeklagtes Weib erkennen ließ; beide hatten zu unserer Karavane gehört und befanden sich jetzt gleich mir auf der Flucht in ihre Heimath zurück. Sie waren nicht weniger erfreut als ich, mich hier zu treffen, und die Frau, als sie sah, daß ich halb verhungert war, gab mir ein kleines Stückchen trocknes Brod.

In Gemeinschaft setzten wir nun unsere Reise fort, so viel als möglich, um der Beobachtung zu entgehen, über buschiges Terrain. Bald indessen zeigte sich eine störende Meinungsverschiedenheit zwischen uns: ich wünschte eine mehr südliche Richtung einzuschlagen, während sie auf einer östlichen bestanden; sie wollten Nachts schlafen und am Tage reisen; während ich mich für das Gegentheil entschied. Dazu gingen die beiden Leute mit einer solchen Geschwindigkeit, daß ich ihnen kaum zu folgen vermochte, besonders da Hunger und Durst mich bereits zu entkräften begannen. Letzterer quälte mich so sehr, daß mir die Zunge am Gaumen klebte und ich oft kaum eine Silbe hervorbringen konnte. Ich bat daher die Wakamba, mich meinen Weg allein fortsetzen zu lassen, aber sie wollten sich nicht wieder von mir trennen.

Am Abend des nächsten Tages erreichten wir die ersten Pflanzungen der Wakamba und das Dorf eines Verwandten Kmeri's. Die Kunde von dessen Niederlage und Tod hatte sich durch die Flüchtlinge hier schon verbreitet, und ich fand in Folge dessen eine sehr kühle Aufnahme. Ein oder zwei Bananen und ein paar Bohnen war Alles, was sie mir reichten, und ganz offen hörte ich die Wakamba sagen:

„Der Weiße ist ein böser Mann; er hat Kmeri und seine Karavane nicht beschützt."

Einige waren sogar der Meinung, daß ich mit dem Tode bestraft werden müßte, und da ich den abergläubischen und halsstarrigen Charakter der Leute kannte, so beschloß ich, heimlich in der Nacht zu entfliehen. Nicht ohne starkes Herzklopfen verließ ich eine Stunde nach Mitternacht mein hartes Lager, öffnete leise das plumpe Knüppelthor der Hütte und verhängte die Oeffnung mit der Kuhhaut, auf welcher ich geschlafen, damit nicht der kalte Luftzug die Bewohner vor der gewöhnlichen Stunde erwecke. Glücklicherweise befand sich auch kein Hund in der Nähe, und so gelangte ich unbemerkt in's Freie.

Da ich fürchten mußte, in dem Dorfe Kmeri's keinen freundlicheren Empfang zu finden als hier, so faßte ich den kühnen Plan, lieber auf mein dort zurückgelassenes, geringes Eigenthum zu verzichten und mich auf's Gerathewohl allein und ohne Führer bis zur Küste durchzuschlagen. Dazu war es aber nöthig, mich möglichst verborgen zu halten, denn es schien mir nur zu gewiß, daß

Kmeri's Verwandte, die mich für einen bösen Zauberer hielten, bald genug an eine Verfolgung denken würden. Sobald der Tag anbrach, verbarg ich mich auf dem buschigen Abhang eines Hügels, in geringer Entfernung von einem Dorf. Gegen Mittag war ich in großer Gefahr, durch zwei Frauen entdeckt zu werden, die wenige Schritte von meinem Versteck Holz sammelten. Die eine kam eben in gerader Richtung auf den Baum zu, unter welchem ich saß, als ihr Kind, das sie etwa dreißig Schritt weit an die Erde gelegt, bitterlich zu weinen begann. Sie wandte sich augenblicklich um, um nach dem Kleinen zu sehen; aber ich schwankte eine volle Stunde lang zwischen Furcht und Hoffnung, bis endlich die Frauen ihre Bürde auf den Rücken nahmen und verschwanden.

Erst um die Abenddämmerung trat ich meinen mühevollen Weg wieder an. Die Dornen hatten meine Kleider bereits so zerrissen, daß sie als Lumpen um meinen Körper hingen; auch war der kleine Proviant, den ich mir aus den Pflanzungen der Wakamba mitzunehmen erlaubt hatte, mir ungemein beschwerlich und hinderlich. Ein Glück noch, daß ich hin und wieder frisches Wasser fand, um wenigstens meinen Durst zu löschen und meine wunden, zerrissenen Füße zu kühlen.

Wiederum war ich so drei Nächte hindurch gewandert, und noch immer lag mein Ziel in unabsehbarer Ferne vor mir. Da endlich begann mein Muth zu sinken; ich hatte in diesen drei Nächten nicht mehr als sechs Meilen zurückgelegt; meine Kräfte waren vor Anstrengung und Mangel an Nahrung gänzlich erschöpft: ich sah ein, daß ich in dieser Weise niemals die Küste erreichen würde. Was aber sollte ich thun? Nach reiflicher Ueberlegung schien es mir das Beste, das Geheimniß aufzugeben und mich auf jede Gefahr hin den Wakamba zu überliefern. Den ersten, dem ich begegnete, fragte ich daher unerschrocken nach dem Wege zu dem Dorfe Kmeri's, und er erbot sich, in der Hoffnung ein Geschenk von mir zu erhalten, sogleich zu meinem Führer.

In kurzer Zeit waren wir am Ziel, und auch hier machte sich Alles besser, als ich zu hoffen gewagt. Die Kunde von Kmeri's Tod hatte sich auch hier schon verbreitet; sein Bruder war bereits an seiner Stelle Oberhaupt des Stammes geworden und hatte mit allen Reichthümern des Verstorbenen auch dessen zahlreiche Frauen geerbt. Er ward sogleich von meiner Ankunft in Kenntniß gesetzt, und in Begleitung seiner Haupt-Gemahlin kam er mir entgegen. Beide bezeigten mir viel Theilnahme wegen der Unglücksfälle, die mich betroffen. Ich erzählte ihm meine traurigen Abenteuer von Anfang an, und auch, wie ich, aus Furcht ermordet zu werden, vor wenig Tagen aus dem Hause seines Verwandten habe entfliehen müssen. Ich sagte ihm, daß ich mich selbst freiwillig ihm zur

Disposition stelle, daß er mit mir machen könne, was ihm beliebe, daß er aber auch jede Verantwortung und alle Folgen auf sich nehmen möge.

„Der Gouverneur an der Küste,“ fügte ich hinzu, „wird sicher meinen Tod nicht ungestraft lassen, sondern meine Mörder zur strengsten Rechenschaft ziehen. Wollt Ihr dagegen meine Freunde sein und mich sicher nach Mombaz oder Zanzibar geleiten, so verspreche ich, Euch mit einem Theil meiner dort zurückgelassenen Güter reichlich zu belohnen.“

Der neue Häuptling versprach mir Alles, was ich verlangte, und seine Frau fühlte Mitleid mit dem elenden, fieberhaften Zustand, in welchem ich mich befand; sie ließ mir ein Lager bereiten, reichte mir mit eigner Hand etwas Milch und sorgte mit einem Wort so für meine Pflege, daß ich nach einigen Tagen meine Reise fortsetzen konnte. Wie leicht erschienen mir im Vergleich zu den verzweiflungsvollen Irrfahrten, die ich durchgemacht, diese letzten Reisetage! Wie gern ertrug ich Hitze und Kälte, kleine Anstrengungen und Entbehrungen, und wie lachte ich über meine Begleiter, als sie einmal vor ein paar friedlichen Elephanten, die sich in unserer Nähe zeigten, die Flucht ergriffen!

In Zanzibar erregte meine Ankunft ein nicht geringes Erstaunen. Man hatte auch hier von der Räuberbande und von Kmeri's Niederlage vernommen und, da Niemand mich seitdem gesehen, mich längst zu den Todten gerechnet, deren Gebeine tief in der Wildniß am Dana bleichten.

III.

Mein Plan war, nun von Zanzibar über Aden direkt nach Suez und Kairo zurück zu gehen. Ein Freund aber, den ich in Aden traf, redete mir zu, mit ihm durch Abyssinien zu reisen, und ich, obwohl ich meine vor wenig Jahren dort erlebten Unfälle noch kaum verschmerzt, viel weniger vergessen, ging auf seinen Vorschlag ein. In Jidda, wo wir zunächst an's Land stiegen, ward uns im Hause des englischen Konsuls, Mr. C., eine sehr gütige Aufnahme, und wir machten hier die Bekanntschaft eines arabischen Kapitäns, der uns für eine kleine Summe mit nach Massowa zu nehmen versprach. An Bord seines Schiffes befand sich eine große Anzahl mohamedanischer Pilger, die aus Mekka kamen und nach Abyssi-

nien zurückkehrten. Die meisten waren aus Massowa; andere gehörten zu den Wollo-Gallas, und von ihnen vernahm ich, daß mein ehemaliger Peiniger, Adara Bille, nicht mehr am Leben sei. Diese Pilger waren äußerst bigotte Leute und geriethen mit unserm in Jidda gemietheten Diener Gabriel, einem abyssinischen Christen, sehr bald in Streit, indem letzterer seinen Glauben gegen die Angriffe jener eben so tapfer mit derben Fäusten als scharfen Worten zu vertheidigen verstand. Gabriel, ein junger Mensch von zwanzig Jahren, hatte merkwürdige Schicksale erlebt. In Ankobar geboren, war er schon als Knabe in die Dienste eines Priesters getreten und hatte diesen einst auf einer Reise nach Gondar begleitet, wohin denselben Geschäfte mit dem „Abuna“ oder Oberpriester der abyssinischen Christen riefen. Nach ihrer Beendigung entschloß sich der Priester zu einer Pilgerfahrt nach Jerusalem, und auch dahin sollte ihm Gabriel nebst einem andern Jüngling aus Schoa folgen. Bei ihrer Ankunft in Jidda indessen erkrankte der letztere und Gabriel pflegte ihn wie einen Bruder. Eines Tages war er gegangen, für seinen kranken Gefährten frisches Wasser zu holen; bei seiner Rückkehr lag derselbe todt am Boden; der Priester aber war verschwunden und mit ihm sämmtliche Effekten der beiden Jünglinge. Als nun Gabriel bei dem mohamedanischen Besitzer des Hauses nach seinem Herrn fragte, ward er plötzlich von demselben ergriffen, festgehalten und als Sklave nach Mekka verhandelt; denn es stellte sich heraus, daß der schändliche Priester, um sein Reisegeld zu vervollständigen, den Knaben heimlich an den Muselmann verkauft. Auch Gabriel wurde in Mekka mit Gewalt zu einem Mohamedaner gemacht und wechselte als Sklave mehrmals seinen Herrn. Als er nach Jahr und Tag einmal wieder in Jidda war, machte er die Bekanntschaft eines mohamedanischen Kaufmanns; dieser redete ihm zu, seinem Herrn heimlich zu entlaufen und sich an Bord seines Schiffes zu retten, wo er ihn zum Aufseher seiner Sklaven machen und als solchen mit nach Suez nehmen wolle. Gabriel folgte dem Rath und erreichte glücklich mit dem Sklavenhändler Suez; hier aber verkaufte der lügnerische Schurke ihn selbst an einen reichen Mann aus Kairo. In letzterer Stadt begegnete Gabriel eines Tages auf der Straße einem abyssinischen christlichen Priester, der ihn anredete und ihn fragte, wer er sei. Offen erzählte Gabriel ihm seine Geschichte; der Priester wiederholte sie dem koptischen Patriarchen, und dieser verwandte sich bei den egyptischen Behörden für den Jüngling. So ward Gabriel, kurz ehe er in meine Dienste trat, der Freiheit und dem Christenthum wieder geschenkt.

Wir waren von Jidda aus noch nicht weit von der arabischen Küste entfernt, als wir durch ein entsetzliches Unwetter mit Blitz

und Donner, Sturm und Regen überrascht wurden, das uns kaum gestattete, uns wieder an's Land zu retten. In dem offnen Hafen von Birket warfen endlich die Matrosen vier Anker aus, um das Schiff zu befestigen. Ein Glück noch, daß uns der Sturm nicht an den Theil der Küste schleuderte, den die fanatischen Assir-Araber bewohnen; denn hier wären wir „Christenhunde" ohne Zweifel gehörig ausgeplündert, wo nicht gar ermordet worden.

Ein neuer Unfall traf uns, als wir einige Tage später uns schon der abyssinischen Küste näherten. Der Steuermann war nämlich Nachts auf seinem Posten eingeschlafen, als die Flamme am Kompaßhäuschen das dasselbe umgebende Papier in Brand setzte. Das Feuer faßte sogleich die auf dem Deck in der Nähe des Schläfers liegenden Segel und würde in wenig Augenblicken das Pulverfaß erreicht haben, welches die nachlässigen Matrosen unmittelbar über unsere Kajüte gelegt, wäre nicht der Steuermann zum Glück erwacht, um das drohende Unheil eben noch abzuwenden. So erreichten wir glücklich Massowa.

Wir wollten unsere Reise nun sogleich durch die Provinz Tigre nach Gondar, der Hauptstadt Abyssiniens, fortsetzen; einstimmig aber rieth man uns, noch einige Zeit an der Grenze zu verweilen. In Tigre war nämlich ein junger Mann, Namens Kassai, gegen Ubie, den bisherigen Herrscher, aufgestanden, hatte mit einer zahlreichen Armee das ganze Land erobert, Ubie und seine Söhne gefangen genommen und sich selbst unter dem Namen des „König Theodor" die Krone aufgesetzt. Dabei hatte er 7000 Musketen, 60,000 Dollars und viele andere Schätze erbeutet, und forderte außerdem von Ubie noch ein Lösegeld von 40,000 Dollars. Man rieth uns nun abzuwarten, bis die Regierung des neuen Königs sich erst einigermaßen befestigt, und er die zahlreichen Räuberbanden zerstreut habe, welche jede politische Revolution in dem unglücklichen Abyssinien hervorruft.

Bald indessen empfingen wir die günstigsten Nachrichten über die Maßregeln und staatlichen Einrichtungen König Theodor's. Er hatte den Sklavenhandel abgeschafft, unter seinen Soldaten die Vielweiberei verboten und einen Gesandten an den Kaiser von Rußland zum Abschluß eines Bündnisses abgeschickt, wobei er sich verpflichtet, in seinem Lande alle Mohamedaner auszurotten, die sich binnen zwei Jahren zum Christenthum bekennen oder das Land verlassen sollten.

Wir brachen nun nach Gondar auf und begaben uns sogleich nach dem „Kedus Gabriel". Dies ist der Name des Stadttheils, in welchem der Abuna wohnt. Letzterer, an den mein Freund Empfehlungsbriefe besaß, und bei dem wir Aufnahme zu finden hofften, war leider nicht anwesend. Er befand sich, wie man uns

sagte, stets um die Person des Königs Theodor, der ohne seinen Rath nichts unternähme. Augenblicklich war der neue Fürst im Begriff, mit einem starken Heer gegen die Wollo-Gallas zu ziehen, so daß es für uns von der höchsten Wichtigkeit war, baldmöglichst sein Lager zu erreichen und uns unter seinen Schutz zu stellen, ehe ein Zusammenstoß der beiden feindlichen Partheien stattfand. Dies war aber ein höchst schwieriges Unternehmen. Das königliche Lager war dreißig Meilen von der Hauptstadt entfernt. Wir bedurften nicht nur eines Führers, sondern auch einiger Lastträger für die Reise, und Niemand in ganz Gondar wollte bei den kriegerischen Aussichten sein Haus und seinen Heerd verlassen. Aus dieser Noth half uns ein alter Bekannter meines Freundes, ein Egypter, den wir zufällig in Gondar trafen, und der uns einige seiner Diener zur Verfügung stellte.

Drei Tage lang zogen wir in südöstlicher Richtung nach Jan Meda, wo der König verweilte. Von den Städten, die wir dabei berührten, war Efak die bedeutendste durch ihren ziemlich ausgebreiteten Handel. Einen vollen Tag gebrauchten wir, um durch das fruchtbare und schöne Thal Foggara zu reisen, welches viele Tausende von Bewohnern ernähren könnte. Es wird im Westen von dem großen See Tzana begrenzt, an dessen Ufern die heidnischen Figen wohnen. Die Abyssinier klagen dies Volk der Zauberei und Mordlust an und verabscheuen es so sehr, daß die Figen nie wagen dürfen, sich in Gondar zu zeigen. Sie leben ausschließlich von der Jagd und von Elfenbeinhandel.

Als wir uns Jan Meda näherten, sagte man uns, daß der König stündlich sein Lager abzubrechen und weiter zu ziehen beabsichtige. Mit um so größerer Schnelligkeit eilten wir also vorwärts und erreichten wirklich das Lager noch zur rechten Zeit. Wir suchten sogleich das Zelt des Abuna auf; mein Freund übergab ihm die Briefe, und als jener hörte, wer wir seien, bot er uns ein herzliches Willkommen. Er ließ eine Kuhhaut an der Erde ausbreiten, auf welcher wir uns niedersetzen und mit Brod und Wein erquicken mußten.

Nachdem der Abuna die Briefe gelesen, ließ er sich in eine sehr freundliche Unterhaltung mit uns ein. Er gab uns eine klare Anschauung der politischen Zustände in Abyssinien, erzählte uns, daß er mit dem König ein Herz und eine Seele sei, und daß derselbe in allen Dingen seinem Rathe folge. Gern hätte er uns ihm sogleich vorgestellt, aber es war gerade ein Festtag, an welchem der König Almosen zu vertheilen pflegte, die sich heute, wie wir später erfuhren, auf 3000 Dollars und eine große Anzahl von Pferden, Maulthieren und Eseln beliefen. Im Zelte des Abuna war während dessen eine echt abyssinische Mahlzeit zugerichtet worden.

Sie bestand aus dicker Milch, Hühner- und Schöpsenragout, und das Brod hatte die Gestalt runder, dünner Kuchen. Sobald die Mahlzeit beginnen sollte, wuschen sich die Diener die Hände, tauchten die Brode in die verschiedenen Speisen ein und vertheilten sie an die Gäste. Der Hauptleckerbissen jedoch ward draußen zubereitet. Ein Ochse wurde zu Boden geworfen; ein rascher Schnitt mit einem krummen Messer trennte den Kopf vom Rumpfe; die Haut wurde möglichst schnell von der einen Seite des Thieres abgestreift, die Eingeweide herausgenommen und, warm wie sie waren, den Dienern überlassen, die sich mit der Reinigung derselben nicht erst viel aufhielten. Das Fleisch aber ward in große Stücke zerschnitten und, während die Muskeln noch zitterten, an den Knochen hängend und blutend den Gästen hereingebracht. Wir beide leisteten natürlich auf den Genuß Verzicht, die Eingebornen aber machten sich gleich darüber her, mit ihren krummen Messern ein tüchtiges Stück abzuschneiden, es in dünne Streifen zu zertheilen und gierig in den Mund zu stecken. Noch ärger ist es, daß die Abyssinier, wenn sie sich einen rechten Hochgenuß bereiten wollen, ein Stück aus einem lebendigen Ochsen herausschneiden und dann die Wunde wieder heilen lassen. Ich selber habe dies zwar nicht gesehen; Augenzeuge aber war ich, wie ein paar Soldaten einem lebendigen Schaf ein Bein abschnitten und das arme Thier seinem Schicksal überließen.

Nach beendigter Mahlzeit empfingen wir den Besuch des Mr. Bell, eines gebornen Engländers, der aber seit Jahren hier wohnhaft und in Sprache, Kleidung und Sitten ein vollständiger Abyssinier geworden war. Der König hatte ihn zu seinem Adjutanten und „Lika Mankuas“, d. h. zum „königlichen Kleiderträger“ ernannt. Es gab deren vier, und ihr Amt bestand darin, im Kampf mit Sr. Majestät ganz gleich gekleidet zu erscheinen, so daß der Feind nicht im Stande ist, den König zu unterscheiden. Es galt dies für einen zwar gefährlichen, aber höchst ehrenvollen Posten, der Mr. Bell bereits bedeutende Reichthümer eingebracht hatte.

Am nächsten Morgen um 8 Uhr wurden wir von dem Abuna zum Könige geführt, dessen kostbares Zelt eben abgebrochen werden sollte, da der Aufbruch der Armee nahe bevorstand. Sobald der König den Abuna bemerkte, kam er ihm entgegen und führte ihn zu einer Art von Bettstelle, die mit einem schönen persischen Teppich bedeckt war; hier hieß er ihn Platz nehmen, während wir uns auf einen ähnlichen Teppich zu den Füßen Sr. Majestät niederließen. König Theodor trug die Krone auf dem Haupt und einen prächtigen Mantel um die Schultern. Es war ein Mann von etwa zweiunddreißig Jahren, schön, von dunkler Farbe, mittlerer Größe und kühnem Blick. Obwohl freundlich und herablassend gegen seine Um-

gebung, vergaß er doch keinen Augenblick seine königliche Würde. Was er auch that, das Kleinste wie das Größte, er that es mit Ruhe und Vorsicht; sein Urtheil war rasch; seine Antworten kurz, aber bestimmt. Gegen Europäer war er besonders wohlgesinnt und vernahm gern ihren Rath. In Sachen gerichtlicher Entscheidung besaß er eine seltene Pünktlichkeit und Gerechtigkeit, wobei seine Urtheile oftmals der Meinung seiner Räthe widersprachen. Auch war er fortwährend von allerlei Volk aus allen Gegenden Abyssiniens belagert, die seinen richterlichen Ausspruch begehrten. Mehrmals hörten wir die Leute „Jan hoi! Jan hoi!" (O König! O König!) ausrufen, zum Zeichen, daß sie in das Zelt eingelassen zu werden wünschten, um ihre Klagen vor den König zu bringen. Besonders freigebig war König Theodor gegen die Armen.

„Wenn ich den Armen nicht hülfe," hörte ich ihn sagen, „so würden sie mich vor Gott verklagen; auch ich war einst ein armer Mann!"

Seine Mutter war nämlich eine Arzneihändlerin in Gondar gewesen, während sein Vater einen kleinen Staatsposten in Kuara, im westlichen Abyssinien, bekleidete. Kassai, wie König Theodor früher hieß, lernte in Gondar lesen und schreiben, ward später Soldat in der Armee Ras Ali's, und erhielt zum Zeichen der Anerkennung seiner Klugheit und Tapferkeit die Tochter seines Oberen zur Frau. Bald stieg er von Stufe zu Stufe, und es reifte allmälig der Plan in ihm, ein einziges großes Aethiopisches Reich herzustellen, wie es vor Zeiten existirt hatte. Eine Provinz Abyssiniens nach der andern unterwarf er sich an der Spitze eines Heeres, das ihn vergötterte, bis er sich endlich als „König aller Könige Aethiopiens" proclamirte, sich kluger Weise dabei mit dem mächtigen und einflußreichen Abuna verband und den Namen Theodor annahm, weil eine alte Tradition verkündete, daß ein König dieses Namens dem christlichen Abyssinien Größe und Gedeihen wiedergeben, Mekka und Medina aber, die Hauptstädte der Muselmänner, zerstören würde. —

Bald nach der Audienz beim König verabschiedeten wir uns auch vom Abuna und traten unsern Rückweg nach Gondar an, das wir ohne Unfall erreichten. Diese Stadt zählt 10 bis 12,000 Einwohner, muß aber früherhin weit volkreicher gewesen sein, wie wir aus den vielen in Schutt liegenden Häusern schlossen, denen das Auge überall begegnete. Die Straßen sind eng, krumm und winklig, einige sehr steil und schmutzig, die Häuser rund, meist aus Steinen aufgeführt — man findet sogar zweistöckige darunter — und mit Strohdächern gedeckt. Die Einwohnerschaft besteht aus Christen, Mohamedanern und Juden. Die Letztern betreiben meist ein Handwerk; sie sind Zimmerleute, Schmiede, Maurer 2c. Jede

Woche wird ein Markt gehalten, wo man Speck, Salz, Honig, Korn, Vieh und Kaffee erhandeln kann. Kaffee findet man in drei verschiedenen Arten. Die am See Tzana wachsende Bohne ist von sehr untergeordneter Güte; besser schon gedeiht sie in Schoa; die feinste Sorte aber kommt aus Enarea und Kaffa, dem eigentlichen Vaterland der Kaffeepflanze. Von Europäern ist Kaffa noch sehr wenig besucht worden, da der dort wohnende Gallasstamm allen weißen Leuten den Zutritt verweigert, besonders wenn sie mit Feuerwaffen versehen sind.

Der Sklavenhandel war in Gondar noch keineswegs so gänzlich beseitigt, wie man nach dem strengen Gesetz des Königs Theodor hätte schließen sollen. Namentlich die Mohamedaner betrieben ihn im Geheimen noch immer, und man vertraute uns, daß die Sklavenhändler ihre unglückliche Waare in den Kellern unter ihren Häusern versteckt hielten und nur Nachts hervorbrächten, um sie, den Mund mit Tüchern verstopft, an den Ort ihrer Bestimmung zu transportiren.

Unsere Weiterreise von Gondar bis Kairo ging ohne besonders erzählenswerthe Ereignisse von Statten. Außerordentlich viel nur hatten wir von der Hitze und dem fast unausgesetzt wehenden samumartigen heißen Winde zu leiden, während die Dörfer und Städte, die wir berührten, uns sehr geringe Bequemlichkeit und Erquickung darboten. Obwohl wir uns erst in der zweiten Hälfte des Mai befanden, so hatte doch die Hitze schon einen Grad erreicht, von dem sich der Europäer, besonders der Europäer des Nordens, schwerlich einen Begriff machen kann. Selbst mir, der ich mich schon früher in Arabien und in der Wüste Adal befunden, war Aehnliches noch nicht vorgekommen. Der heiße Wind ließ auch nicht für fünf Minuten nach, sondern blies unaufhörlich wie aus einem glühenden Feuerofen. Feuer schien auf unserer Haut zu brennen, Feuer sich durch alle Adern zu ergießen; das Gehirn schien zu schmelzen; die Gedanken verirrten sich; wir zogen dahin wie im Taumel. Dabei waren die Abende und Nächte von einer eisigen Kälte, gegen die alle unsere Kleider, Decken und Betten nur einen schwachen Schutz gewährten. Die unausbleibliche Folge von alledem war, daß wir, mein Freund, ich selbst und unsere Diener eine so starke Erkältung davontrugen, daß wir Alle krank am Ziel unserer Reise anlangten. Ein heftiges und langwieriges Fieber warf mich auf's Lager, und selbst nach meiner scheinbaren Genesung war ich noch Monate hindurch steten Rückfällen unterworfen.

König Theodor erfocht inzwischen, wie wir von Zeit zu Zeit erfuhren, Sieg auf Sieg. Zunächst erlitt der König von Schoa, Haila Malakot, eine große Niederlage, und da er gleich darauf an

einer empfangenen Wunde starb, so ging seine ganze Armee zu dem Sieger über, der den Sohn des Verstorbenen zum Gouverneur und später zum Vicekönig von Schoa einsetzte. Von den Wollo-Gallas wurden mehrere Stämme durch König Theodor gänzlich aufgerieben, unter andern auch derjenige Adara Bille's. Die ganze Familie des letztern ward zum Schwert verurtheilt, und seine Residenz Gatira niedergebrannt. Die Einäscherung der genannten Stadt leitete der Adjutant des Königs, Mr. Bell, in Person, wobei er bemerkte, daß er nicht vergessen habe, wie einst ein friedlicher, europäischer Reisender hier gefangen genommen und ausgeplündert worden sei, ein Verbrechen, welches nun so sichtlich an den Thätern gestraft werde.

Abenteuer in den Wildnissen Südwest-Afrika's.

I.

In der Kalahari-Wüste.

Es war zu Anfang dieses Jahrhunderts, als die erste Nachricht von einem großen Binnensee in Süd-Afrika zu uns drang. Noch lange Zeit hindurch aber blieb derselbe in tiefes Dunkel gehüllt, und Mittel und Kräfte wurden unnütz an die Lösung dieses großen Problems verschwendet. Unabsehbare öde und ungastliche Gegenden, die man mit dem gemeinschaftlichen Namen der Kalahari-Wüste bezeichnet, liegen nämlich zwischen dem See und dem Ausgangspunkte der Expeditionen und setzten auch den kühnsten Versuchen der Reisenden oder der Jäger unübersteigliche Hindernisse entgegen. Da endlich gelang es vor etwa zehn Jahren dem berühmten Livingstone, bis zu dem langgesuchten Ziele vorzudringen und das Vorhandensein eines großen Süßwassersee's im Innern Süd-Afrika's festzustellen. Derselbe wurde von den Eingebornen „Ngami", d. h. Wasser, genannt, und auch bei uns hat er diesen Namen behalten.

Durch diese wichtige Entdeckung ward der Thätigkeit und dem Forschungstrieb der Geographen und Naturkundigen ein weites Feld eröffnet, und auch ich, der ich mich bald nach jener Zeit in der Capstadt aufhielt, empfand den lebhaften Wunsch, dieses neuentdeckte Wunder der Welt mit meinen eigenen Augen zu erblicken. Ich wollte dabei den Versuch wagen, nicht durch die ganze Länge der Kalahari-Wüste zu ziehen, sondern womöglich von der Westküste Afrika's aus einen bessern Weg nach dem Ngami ausfindig zu machen. Dieses große Unternehmen erforderte jedoch mancherlei Vorbereitungen; ich mußte mich mit Instrumenten zu Messungen, mit mehreren Uhren, Telescopen, Waffen, Wagen, Zug- und Last-

thieren ꝛc. versehen, ohne der Vorräthe an Kleidern und Lebensmitteln zu gedenken, deren ich für eine Tour von so langer Dauer bedurfte. Alles war indessen endlich herbeigeschafft, und meine Abreise sollte vor sich gehen. Da traf mich das Unglück, daß mehrere meiner brauchbarsten Diener von der unseligen Sucht ergriffen wurden, als Goldgräber nach Australien zu gehen, wie dies in jener Zeit, wie an allen Orten der kultivirten Welt, so auch in der Cap-Kolonie Sitte war. So ungern ich sie gerade jetzt ziehen ließ, so konnte ich mich ihren Wünschen doch nicht widersetzen. Dagegen hatte ich die Freude, einen alten Bekannten, einen klugen und gewandten Neger, Namens Timbo, wiederzufinden, der mir schon früherhin auf meinen Reisen wichtige Dienste geleistet. Er war gern bereit, sich mir auch jetzt anzuschließen, und ich vertraute ihm die Aufsicht über meine Hunde, Pferde und über die eingebornen Diener an, die sich unter seiner Leitung zu tüchtigen Leuten bildeten. Timbo war auf seiner letzten Reise von St. Helena nach der Capstadt mit einem Engländer, einem sechzehnjährigen Burschen Namens George bekannt geworden, und bald verband die innigste Freundschaft den schlauen Aethiopen und den biedern Britten. Da auch dieser Lust hatte, sich weiter in der Welt umzusehen und seine Kenntnisse zu vermehren, so nahm ich auch ihn mit auf die Reise, und so oft ich unterwegs krank und leidend war, in Folge der durch wilde Thiere empfangenen Verwundungen, gereichte mir seine Nähe und sorgliche Pflege zur Linderung und zu süßem Trost.

Ferner stand ein freigelassener Sklave aus Mozambique in meinem Dienst, welcher Louis hieß und etwas Portugiesisch verstand. Aber dieser zeigte sich bald als der faulste, unsauberste und unnützeste Mensch, den ich je gesehen. Als ich einen Kontrakt mit ihm abschloß, sagte er:

„Der Herr sorgt natürlich für das Waschen und Plätten meiner Wäsche?“

„Mein Lieber,“ entgegnete ich, „hast Du nicht verstanden, wohin wir reisen? Du wirst Gott danken, wenn Du Wasser genug finden wirst, um Dir Dein Gesicht zu waschen; wie es mit Deinen Kleidern wird, ist eine andere Sache. Solltest Du auch Wasser genug für diese finden, so wirst Du das Waschen wohl selbst besorgen müssen, denn „in der Wildniß,“ sagt ein altes Sprichwort, „ist jeder seine eigene Waschfrau.““

Ein junger Hottentott, den ich als Kutscher für die Reise miethete, machte ansehnliche Schulden und verstand dabei die Karten so schlau zu mischen, daß ich es nicht eher merkte, als am Morgen des Aufbruchs, wo mir dann nichts weiter übrig blieb, als sie zu bezahlen.

Der letzte meiner Diener, ebenfalls ein Hottentott und Kutscher, der „alte Piet“ genannt, war dagegen ein brauchbarer und trefflicher Mensch. Er trank zwar gern ein Gläschen zu viel; sobald wir aber das Cap verlassen, zeigte er sich arbeitsam, ehrlich und zuverlässig, und er steht noch heute in meinem Dienst.

Nach manchen Schwierigkeiten und Verzögerungen waren wir endlich in Ordnung; begaben uns an Bord des Schooner „Fish“, hißten die Segel und kamen nach einer Fahrt von etwa acht Tagen glücklich in der Wallfischbai an.

Ich schiffte sogleich meine Pferde aus und machte mich dann gegen Abend auf den Weg nach Scheppmannsdorf, wo eine mir befreundete Familie wohnte; die Finsterniß wurde aber bald so groß, daß ich den Weg unmöglich länger zu erkennen oder auch nur die Richtung einzuhalten vermochte, und ich mußte daher in dem Hause eines holländischen Boers (Kolonisten) einkehren. Kaum aber ward man hier meiner ansichtig, so vernahm ich den höflichen Gruß: Dar komt weder die verdoomte Engelsman“ (Da kommt der verd— Engländer wieder). Obgleich ich viel von dem Widerwillen dieser Holländer gegen alle Britten und von ihrer Grobheit im Allgemeinen gehört hatte, so glaubte ich doch nicht, daß ihre Gehässigkeit so weit gehen würde. Da ich die Leute indessen heute nothwendig bedurfte, so ließ ich mich, was ich unter andern Umständen verschmäht haben würde, herab, ihnen zu erklären, daß ich gar nicht zu den Söhnen Albions zählte, und sogleich hießen sie mich bestens willkommen.

Wenn der holländische Boer in diesen Gegenden einen Reisenden trifft, so legt er ihm regelmäßig folgende Fragen vor: „Woher kommen Sie? Wohin gehen Sie? Sind Sie verheirathet? Wie viel Kinder haben Sie?“ u. s. w. Sollte der Reisende unglücklicher Weise noch unvermählt sein, so staunt der Boer förmlich und betrachtet den Armen mit einer entschiedenen Verachtung.

Auch ich wurde ausgefragt, wie lange ich schon gereist sei? Ich rechnete auf gut Glück aus, wie lange es wohl sein könnte, und theilte dem Boer das Resultat mit. Dies war kaum geschehen, so schlug er die Hände zusammen, rief seine Frau herbei und sagte im höchsten Erstaunen:

„Herr, Du mein Gott! er ist ja bis Timbuktu gewesen!“

„Nein, lieber Freund, nicht ganz so weit,“ bemerkte ich.

Er ließ sich aber von seiner Behauptung nicht abbringen, und rief, ohne auf mich zu hören, immer von Neuem:

„I versteht sich; er ist in Timbuktu gewesen.“

Ich wollte nochmals Einwendungen machen, als aber der Bruder des Boers, der inzwischen herbeigekommen, auch seinerseits ausrief:

„Ja, Bruder, Du hast Recht; er ist in Timbuktu gewesen. Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß es am andern Ende Afrika's liegt, an einer Stelle, wo man nichts als Sand sieht!"

Da gab ich mein Vorhaben auf; es half mir ja nichts, ich **mußte** in Timbuktu gewesen sein. Sie wußten von meinen Reisen offenbar viel mehr, als ich selbst; und so ließ ich sie denn schwatzen und vertiefte mich in die vor mir aufgetischten Speisen.

Als ich nach ein paar Tagen in der Wallfischbai wieder anlangte, waren schon alle Vorkehrungen zu unserer Weiterreise getroffen; unser Weg führte über Tincas, Onanis, Tjobis und Richterfeldt, bis wohin sich nichts Außerordentliches ereignete. Als ich hier aber mit meinem jungen Engländer George eines Tages auf den Höhen umherstreifte, stießen wir auf einen Löwen, das erste dieser fürchterlichen Thiere, welches jener in der Freiheit sah, weshalb er denn vor Schreck auch fast versteinert war. Auch ich selbst schwankte einen Augenblick; denn meine Versuche, auf Löwen zu schießen, waren schon zu oft mißglückt. Plötzlich wandte das Unthier sich gegen mich um und betrachtete mich; da zielte ich ihm gerade auf die Stirn und hatte das Glück, ihn auf einen Schuß stürzen zu sehen. Ich hatte so gut gezielt, daß der Schuß den Kopf des Löwen gerade in zwei Theile spaltete und er auf der Stelle todt war.

Wenige Tagereisen weiter, als ich mich bereits Rehoboth näherte, stieß ich auf eine Schaar von Griqua's, d. h. Bastarde — so genannt, weil sie die Abkömmlinge von holländischen Boers und Hottentottenfrauen sind — von denen ich Vieles erfuhr, was mich sehr interessirte. Sie hatten, in der Hoffnung auf Elephanten zu stoßen, direkt von ihrem Lande aus die Kalahari-Wüste passirt und waren bis ziemlich nahe an den See Ngami vorgedrungen; da sie aber keine Elephanten trafen, so waren sie umgekehrt. Sie hatten auf ihrer Fahrt nicht wenig von der Dürre gelitten. Ein Mal waren sie neun Tage hinter einander ohne einen Tropfen Wasser gewesen, und hatten ihr eigenes Leben und das ihrer zahlreichen Thiere — ihre Karavane bestand aus siebenundvierzig Wagen — nur damit erhalten, daß sie wilde Gurken aussaugten und verzehrten, die es glücklicher Weise in dieser Wildniß in Unzahl gab. — Ich nahm einen der Griqua's als Dolmetscher der Sprache der Betjuanen, des die Ufer des Sees bewohnenden Volkes, an.

Ich war von der Wallfischbai bis Rehoboth einen vollen Monat unterwegs gewesen, und beschloß daher, hier einige Tage Rast zu halten; auch hatte sich ein so entsetzliches Unwetter mit Sturm und Regen eingestellt, daß die Weiterreise ohnedies unmöglich schien. Drei ganze Tage und Nächte lang goß es unaufhörlich, und wäh-

rend der letzten zwölf Stunden waren Blitz und Donner so furchtbar, daß wir fast taub und blind wurden. Donner folgte auf Donner, Blitz auf Blitz, und das wilde Getöse der Natur hallte wider und brach sich an hundert Bergesgipfeln. Die stärksten Bäume brach der rasende Sturm mitten durch oder hob sie mit den Wurzeln aus. Das Zelt meiner Leute, welches wir mit mehreren starken Tauen an einem Wagen festgebunden, ward ganz und gar fortgerissen; Menschen und Thiere aber schwammen buchstäblich in der Fluth, die mit unwiderstehlicher Gewalt von den Bergabhängen niederstürzte und sich über unsern Lagerplatz ergoß. Die armen Rinder und Hunde heulten vor Angst und Schmerz, und das Schlimmste war, daß wir jeden Augenblick fürchten mußten, vom Blitz getroffen zu werden, da wir uns unvorsichtiger Weise unter einem Kameeldornbaum gelagert hatten, der einer der besten Leiter ist. Fast zwei Drittel der umstehendan Bäume waren in dieser Weise vom Blitz gespalten worden.

Dieser Platzregen erweichte den Boden so sehr, daß wir noch zwei Tage, nachdem er aufgehört, unmöglich von der Stelle konnten. Aber so gering ist die Ausdehnung selbst so gewaltiger Gewitter, daß wir nach wenigen Tagereisen in östlicher Richtung schon wieder alle Gewächse von der Sonne versengt fanden, und wir selbst nahe daran waren, vor Durst umzukommen.

Da man mir mitgetheilt, daß der Weg nur bis Tunobis für Räderfuhrwerk fahrbar sei, so sandte ich schon in Rehoboth meine sämmtlichen Wagen und eine große Heerde Stiere, die ich unterwegs nach und nach durch Tauschhandel sehr vortheilhaft in meinen Besitz gebracht, nach dem Cap zurück. Nur einen einzigen Wagen und das Nothwendige an Pack- und Reitvieh behielt ich bei mir. Diese allerdings vortheilhafteste Art zu reisen, setzte uns aber doch manchen Mühen und Unbequemlichkeiten aus, da sie nur geringen Schutz gegen das Wetter gewährt, und man nur wenig Lebensmittel fortbringen kann.

Unser Weg nach Tunobis führte uns durch Gegenden, die, wie es die gebleichten Gebeine von Rhinocerossen, Giraffen und andern Thieren bewiesen, einst sehr reich an Wild gewesen sein mußten; seit aber das dort hausende Volk der Namaqua's Feuergewehre besitzt, sind die Thiere verschwunden. Einige Schakale und Hyänen waren Alles, was wir sahen.

Nach etwa vierzehn Tagen erreichten wir den Weißen Nosop nahe an seiner Vereinigung mit dem Schwarzen Nosop. Ich war hier eines Morgens auf Jagd ausgegangen, und da ich hungrig wurde, aß ich sehr viel von einer einladend aussehenden, bohnenähnlichen Frucht. Dies hätte mir fast das Leben gekostet. Sehr bald empfand ich Schwindel, bekam Erbrechen und halb ohnmächtig

vor Schmerzen langte ich im Lager an. Da erfuhr ich denn, daß jene Frucht, obwohl gekocht völlig unschädlich, roh gegessen doch ein starkes Gift enthalte.

Von der ersten Stunde an, als ich den Fuß in die Wildnisse Afrika's gesetzt, hatte es mir geahnt, daß ich eines Tages nach Weise der Hottentotten und Buschmänner würde leben müssen, und ich hatte deshalb grundsätzlich von allen Wurzeln, Zwiebeln und Beeren gegessen, welche ich wildwachsend vorfand. Es war sehr wichtig für mich, mich an dergleichen Nahrung zu gewöhnen, da ich nicht wissen konnte, wie bald mir die gewohnten Lebensmittel einmal fehlen würden. Natürlich beschloß ich jetzt, für die Zukunft wenigstens mehr Vorsicht zu gebrauchen.

Als wir nach Elephant-Kloof kamen, hatten wir bedeutenden Glück in der Jagd. Mein erster Preis war eine schöne Giraffe, die auf den ersten Schuß stürzte. Ich erinnere mich nie ein fetteres Thier gesehen zu haben. Das Fleisch war vortrefflich, und ich fürchtete wirklich, daß meine Leute sich todt essen möchten. George wurde in der That ernstlich krank und konnte eine volle Woche lang nicht das Mindeste zu sich nehmen.

Mitten aus dem Ueberfluß wurde ich bald in das andere Extrem versetzt. Wir trafen unterwegs einige Buschmänner, die mich überredeten, mit ihnen Jagd auf Elephanten zu machen, da solche sich ganz in unserer Nähe in großer Menge finden sollten; in weniger als einem Tage, versicherten sie, würden wir hin und zurück sein. Im Vertrauen auf ihre Worte versah ich mich nur mit einigen Stücken gekochten Fleisches, und auch dieses gab ich in der sichern Zuversicht auf rasche Beute den armen Söhnen der Wildniß. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht; bis zum Anbruch der Nacht mußten wir reisen, ehe wir an die bezeichnete Stelle kamen.

Wir waren schon im Beginn der kalten Jahreszeit, und die Nacht, obwohl der Tag drückend heiß gewesen, war von einer unbarmherzigen Kälte. Die Buschmänner zündeten daher ein Feuer an und ich legte mich nieder, nur von einer baumwollenen Decke geschützt, die ich mir bis über den Kopf zog. So schlief ich ein, ohne mich im Mindesten um das zu kümmern, was um mich her vorging. Nach einiger Zeit empfand ich ein liebliches Gefühl von Wärme und Wohlbehagen, und bald gaukelten angenehme Träume vor meiner Phantasie. Allmälig aber verwandelte sich jenes wonnige Empfinden in ein höchst unangenehmes, und endlich fühlte ich sogar heftige Schmerzen; noch immer jedoch vom Schlaf befangen, warf ich mich in Todesangst hin und her. Endlich erwachte ich, sprang schnell empor und sah zu meinem Entsetzen, daß die Decke brannte. Ein Funken war darauf geflogen, der in der Baumwolle langsam

weiter sengte. Daher das angenehme Gefühl der Wärme, das ich zuerst empfand, bis das Feuer mit meiner Haut in Berührung kam.

Das Uebelste jedoch, als wir am andern Morgen unsere Forschungen nach Elephanten wieder aufnahmen, war, daß wir zwar ihre Spuren, sie selbst aber wiederum nicht entdeckten. Hungrig, unzufrieden und ermüdet kehrten wir zu unserm Nachtlager zurück, um eine noch kältere und unangenehmere Nacht zuzubringen. Zwei Tage waren nun schon vergangen, ohne daß ich das Geringste genossen, und ich bekam nicht eher wieder einen Bissen zu essen, als bis ich am Schluß des dritten Tages wieder bei meinen Leuten eintraf. —

Tunobis, das wir endlich erreichten, war zu damaliger Zeit der äußerste östliche Punkt, bis zu dem je ein Europäer vorgedrungen war. Jeder Zoll darüber hinaus war unbekanntes Land. Da ich über die Lage des Sees ziemlich im Reinen zu sein glaubte, so hatte ich die Absicht, wo möglich in grader Linie zu reisen; als ich aber die Einwohner von Tunobis um Rath fragte, erklärten sie mir, daß ich dies nur zu meinem und meiner Leute Verderben thun könne, da das Land in dieser Richtung eine ununterbrochene Wüste und völlig wasserlos sei. Dagegen versicherten sie, daß ich einige Tagereisen weiter südlich ohne alle Gefahr reisen würde, wie dies auch mein Dolmetscher bestätigte.

Bei einer gründlichen Revision meines Gepäckes stellte es sich heraus, daß mindestens neun Ochsen erforderlich waren, um Alles fortzuschaffen, ganz abgesehen von denen, welche wir zum Reiten brauchten. Fast alle meine Thiere aber waren jung und kaum halb dressirt, und so sehr ich selbst auch Tag und Nacht arbeitete, so war meine Verlegenheit doch nicht gering. Durch die Unachtsamkeit der Diener hatten sich nämlich mehrmals Hyänen in unser Lager eingeschlichen und viele der Häute, welche zu Packriemen und Zügelzeug bestimmt waren, aufgefressen oder zernagt. Dazu waren die Leute selbst faul, eigensinnig und mißmüthig, und machten mir täglich Aerger und Verdruß. Endlich sah ich mich gar genöthigt, zu dem ungewöhnlichen Mittel meine Zuflucht zu nehmen und jenem oben erwähnten Louis, der sich für zu gebildet hielt, um Zurechtweisungen anzunehmen, eine Tracht Prügel zu verabfolgen. Sämmtliche Leute ergriffen Partei für ihn, sagten mir den Dienst auf und forderten ihre augenblickliche Entlassung.

Ich war mir bewußt, immer gerecht und billig gegen meine Diener gewesen zu sein; Ihr Undank kränkte mich daher tief und mit bitterm Schmerz rief ich aus:

„Ja, Ihr Elenden, geht von mir, und rühmt Euch, Euern Herrn mitten in der Wüste in der Gewalt wilder Thiere und

Menschen verlassen zu haben! Geht! Mich aber soll Euer Benehmen nicht hindern, meine Pläne zu Ende zu führen!"

Eine Weile murrten sie noch fort; endlich aber besannen sie sich und kehrten reuig zu mir und ihrer Pflicht zurück.

Der schwierigste Tag war der unserer Abreise, an dem wir unsere Ochsen zu bepacken hatten. Obwohl wir arbeiteten, bis es uns vor den Augen flimmerte und bis unsere Arme erlahmten, so ging es doch nur langsam vorwärts. Kaum hatten wir einen Ochsen bepackt, so hatte ein anderer seine Last schon wieder abgeschüttelt. Wer nicht in eigener Person solch eine Arbeit mit halbwildem Vieh versucht hat, kann sich keine Vorstellung von den damit verbundenen Schwierigkeiten und den lächerlichen Auftritten machen, die dabei stattfinden.

Am Ende eines langen Lederriemens macht man eine ziemlich große Schlinge, die an einem fünf oder sechs Fuß langen Stecken angehängt wird. Mit diesem sucht sich ein Mann unvermerkt dem Ochsen zu nähern, welchen er sich zur Operation auserwählt hat. Ist er ihm nahe genug, so hält er die Schlinge dicht vor den Hinterfuß des Ochsen und zieht, sobald derselbe hineingetreten ist, fest zu. Kaum sieht das Thier sich gefangen, so macht es einen gewaltigen Sprung vorwärts, wird aber sogleich von einer Anzahl Leuten, die das andere Ende des Riemens halten, wieder zurückgerissen. Oft indessen geschieht jener Sprung mit solcher Heftigkeit, daß mehrere der Männer dabei zu Boden stürzen. Jetzt folgen neue Versuche des Ochsen, sich zu befreien; er schlägt aus, schäumt, brüllt, und seine erschrockenen Genossen stimmen aus vollem Halse mit ein; die Leute rufen und schreien durcheinander, die Hunde bellen wie toll, und das Schauspiel wird nicht selten eben so gefährlich als lebhaft. Zuletzt wird das Thier rasend vor Zorn und Furcht und wendet sich kühn gegen seinen Feind, um ihn zur Loslassung des Riemens zu zwingen. Ist der Ochse endlich vor Anstrengung ermattet, so erfassen ihn zwei Männer am Schwanz, während ein paar andere ihm einen zweiten Riemen um die Hörner schlingen und ihn so ohne weitere Mühe zur Erde werfen. Man bohrt ihm nun einen kurzen dicken Stab durch den Nasenknorpel und befestigt den Zügel daran. Die Nase des Ochsen ist außerordentlich empfindlich, und so gefangen, ist er gewöhnlich leicht zu regieren. Bleibt er aber noch immer widerspenstig, so bindet man ihn mit dem Kopfe an einen Baum und schnürt ihm den Riemen fest um die Beine, damit er beim Bepacken sich nicht umwenden oder ausschlagen kann. Gewöhnlich spannt man ihn zwischen zwei schon gezähmte Ochsen, während auf jeder Seite ein Mann geht.

In den ersten beiden Tagen besteht die ganze Last, die man

ihm auferlegt, oft nur in einer Haut oder einem leeren Sack; allmälig aber macht man die Last schwerer und umfangreicher bis auf mehrere Centner. Obwohl sie mit einem Riemen von achtzig oder neunzig Fuß festgeschnallt wird, so ist der Ochse dennoch zuweilen so glücklich, die Bürde wieder abzuwerfen, und nur nach und nach wird er sanfter und williger. Merkwürdig ist es dabei, daß diejenigen, welche sich anfangs am widerspenstigsten zeigen, oft nachher am leichtesten zu bändigen sind, während von zehn Ochsen, die ruhig liegen, wenn man sie bepackt, späterhin oft nicht einer wirklich brauchbar ist.

Ich habe Ochsen gesehen, die durch keine Züchtigung, selbst nicht durch Feuer zum Aufstehen zu vermögen waren, und es blieb dann oft nichts weiter übrig, als sie auf der Stelle zu schlachten. Sind aber auch endlich alle Thiere bepackt, so sind die Schwierigkeiten deshalb noch nicht zu Ende. Die Ochsen sind gewöhnt, in Heerden mit einander zu gehen, und nur ungern folgen sie einer dem andern in gemessener Entfernung. Nur wenige aber lassen sich zu Leitochsen abrichten, und doch steht, wenn nicht einer ihnen rasch voranschreitet, augenblicklich der ganze Zug still.

Unmöglich ist es, einen Ochsen wie ein Pferd zu lenken; man würde ihm dadurch sofort den Stock aus der Nase reißen und alle Gewalt über ihn verlieren. Auch ist das Reiten auf einem Ochsen für den Ungeübten höchst unbequem; seine Haut ist im Gegensatz zu der des Pferdes sehr locker, und wenn auch der Sattel noch so fest geschnallt ist, so schwankt man doch von einer Seite zur andern, wie ein Kind in der Wiege. Hat man aber nach einigen Tagen die erforderliche Uebung erlangt, so kann man den Ochsen sogar in einen mäßigen Trab versetzen und ihn dahin bringen, sechs englische Meilen in einer Stunde zu laufen. —

Endlich waren wir fertig und brachen auf. Es war aber schon so spät am Tage, daß wir nur noch wenige Meilen zurücklegen konnten und bald Halt machen mußten. Von den Mühen des Tages waren wir so erschöpft, daß wir nur eben noch den Thieren die Last abnahmen; dann fielen wir buchstäblich vor Müdigkeit um, wo wir eben standen, und ohne daß wir an Essen, Feuer, Wasser oder auch nur an unsere Sicherheit dachten. Das erste, was ich in Folge dessen am nächsten Morgen bei meinem Erwachen erblickte, war ein Schakal, der eifrig mein Gepäck durchschnüffelte.

Da ich keine Büchse bei der Hand hatte, so begnügte ich mich, eine Hand voll Sand auf den unverschämten Burschen zu werfen, der sich alsbald langsam entfernte. Hätte ich den ganzen Schaden sogleich erkannt, den er uns zugefügt, so würde er nicht so leichten Kaufs davongekommen sein. Das schändliche Thier hatte nämlich

einen unserer Packriemen zerfressen, der unter den jetzigen Umständen nicht mit Geld zu bezahlen war. Wir sollten zehn Ochsen bepacken und besaßen nur neun Riemen! Einen derselben zu zerschneiden ging unmöglich an, da sie ohnehin schon so kurz waren; daher blieb uns nichts übrig, als hin und her zu flicken und zu knüpfen, bis ein zehnter Riemen zu Stande gebracht war. Mehr als hundertmal aber schworen wir bei dieser Arbeit allen Schakalen eine blutige Rache.

Der Erdboden, über den wir jetzt zogen, bestand aus feinem, weißen Sande und strahlte ein blendendes und für die Augen schmerzendes Licht aus; auch war er so lose, daß er unter den Füßen nachgab. Wir stießen hie und da auf Pfützen, welche ein wenig schlammiges Wasser enthielten und von ekelhaften Thieren wimmelten; an einigen Stellen war dasselbe durch die Füße der Elephanten oder Rhinoceros in eine breiige Masse verwandelt, an denen Millionen von Insekten ihr Mahl hielten. Dennoch tranken oder verschlangen wir vielmehr dieses Wasser oft mit wahrer Gier. —

Ghanzé, das wir endlich nach einer mehr als monatlangen Reise durch die unwirthbarsten Strecken erreichten, ist ein Ort von eigenthümlich traurigem Aussehen. Er besteht aus einer sich weit ausdehnenden Vertiefung, über deren Oberfläche eine Unmasse kleiner Steine zerstreut liegen, und welche auf einer Seite von einer natürlichen Kalsteinmauer begrenzt wird. Ringsum befindet sich ein Wald von stachlichen Gewächsen, den zahlreiche Fußpfade durchschneiden, welche von Elephanten und Rhinoceros herrühren, während hier und da ein majestätischer Eichbaum seine ausgebreiteten Aeste hoch in die Luft emporstreckt.

Das erste Thier, welches ich in Ghanzé entdeckte, war ein riesengroßer Tigerwolf, der zu meinem Erstaunen nicht fortlief, sondern stehen blieb und mich wie ein Gespenst angrinzte. Als ich ihm bis auf zwanzig Schritt nahe kam, sah ich zu meinem Schreck, daß seine Vorderfüße, so wie Haut und Fleisch der Vorderschenkel ganz abgenagt waren, so daß sich das arme Thier kaum von der Stelle rühren konnte. Um seine Leiden zu verkürzen, schlug ich es mit einem Stein gegen den Kopf und stieß ihm mein Jagdmesser tief in die Seite. Doch mußte ich diese Operation mehr als einmal wiederholen, ehe ich seinem Leben ein Ende machte. Das Alter konnte an diesem jammernswerthen Zustande nicht Schuld sein, denn der Tigerwolf besaß noch vollkommen gute Zähne. Wahrscheinlich hatte ich ein Beispiel der außerordentlichen Grausamkeit vor mir, mit welcher der Löwe dergleichen Thiere behandeln soll, wenn sie einmal kühn genug sind, das Lager in Beschlag zu nehmen, welches er für sich selbst bereitet hat.

Eines Abends spät hatte ich in derselben Gegend einen Löwen verwundet, und zeitig am andern Morgen folgte ich der blutigen Spur, in der Hoffnung, ihn noch vollständig zu tödten. Einer meiner Begleiter ging seitwärts in's Gebüsch, und gleich darauf hallte der Wald von einem triumphirenden Geschrei wieder. In der Ueberzeugung, daß der Löwe gefunden sei, eilte auch ich dahin; aber wer malt mein Erstaunen, als ich nicht einen, sondern fünf lebendige Löwen erblickte, von denen zwei im Begriff waren, einer prächtigen Giraffe den Garaus zu machen, während die übrigen drei mit funkelnden Augen dem Kampfe zuschauten. Der Anblick war so imposant und fesselnd, daß ich ganz vergaß, meine Büchse zu gebrauchen; die Eingebornen aber, welche sich auf ein leckeres Mahl freuten, sprangen vor Freude wie die Kinder, und durch ihr durchdringendes Jubelgeschrei ließen sich die Löwen verscheuchen.

Ich trat jetzt zu der Giraffe heran, die ausgestreckt auf dem Sande lag und sich vergebens bemühte, den Hals empor zu recken; sie zitterte wie Espenlaub und war nach wenig Minuten todt. Tiefe Wunden in Brust und Bauch zeugten von der Wuth der Angreifer; selbst die starken Halsmuskeln waren durchgebissen.

Den verwundeten Löwen zu verfolgen, daran dachte jetzt Niemand mehr; statt dessen trugen wir die Giraffe in unser Lager und kochten, brieten und schmausten, bis nichts mehr übrig war.

Nachdem wir noch manches schöne Thier erbeutet, verließen wir Ghanzé. Das Land, welches wir durchwanderten, war zuerst dicht mit Dorngebüsch bewachsen; bald aber ward es kahl und immer kahler, so daß wir mit geringern Hindernissen schnell vorwärts kamen.

Eines Morgens ritt ich unserer kleinen Karavane rasch voraus, bald zur Rechten, bald zur Linken abschweifend, um Wasser zu suchen. Gegen Mittag kam ich an eine umfangreiche Vertiefung. Ich hoffte das Gesuchte hier zu finden und wollte den Ort näher untersuchen. Es war hier aber von Elephanten und Rhinocerossen Alles so niedergetreten, daß ich mich, selbst wenn Wasser vorhanden war, doch auf bedeutende Schwierigkeiten und Anstrengungen gefaßt machen mußte. Ich überlegte noch, ob es rathsam sei, die Grube zu reinigen oder weiter zu reiten und eine andere Wassersammlung zu suchen; da bemerkte ich, daß einige kleine Vögel durch eine Spalte in einer Kalksteinklippe ein- und ausflogen. Ich eilte nach der Stelle hin und fand eine enge, kreisrunde Oeffnung von etwa zwei Fuß Breite und doppelt so viel Tiefe, auf deren Boden sich etwas befand, worin sich das Tageslicht spiegelte. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß es Wasser sei, und da ich einen brennenden Durst fühlte, so sprang ich ohne

Weiteres in die Grube hinein und verschlang, ohne den Geschmack erst zu prüfen, eine ziemliche Quantität der Flüssigkeit. Nachdem ich aber meinen Durst gestillt, that mein Gaumen wieder seine Pflicht, und ich glaubte nun, nie etwas Abscheulicheres über meine Lippen gebracht zu haben. Wie entsetzte ich mich, als ich etwas davon in die hohle Hand nahm und nun entdeckte, daß ich Blut, mit allerlei thierischem Unrath vermischt, getrunken hatte. Obwohl ich das Genossene sogleich wieder von mir gab, so konnte ich doch den Ekel, den ich empfunden, lange Zeit nicht wieder vergessen. Das Räthsel war übrigens nicht schwer zu lösen. Wahrscheinlich war ein Thier, welches hier gleich mir Wasser gesucht hatte, in die Grube hinuntergestürzt, von einem Buschmann aufgefunden, getödtet und mitgenommen worden. Daher das Blut und die sonstigen Ueberreste des armen Thieres.

Endlich hatten meine Leute mich eingeholt, und Alles machte sich nun daran, die Vertiefung von den eingefallenen Steinen und dem Schmutz zu reinigen. So oft wir einen großen Stein- oder Holzblock entfernt hatten, hofften wir, Wasser hervorsprudeln zu sehen, immer aber täuschten wir uns. Nach einer unausgesetzten Arbeit von neun Stunden fanden wir nichts als einen dicken, trüben, grünlichen Schlamm, der kaum den Pferden und Hunden munden wollte, und von dem wir selbst nur mit dem äußersten Unbehagen einige Tropfen genossen. Dennoch befahl ich für den Fall der Noth einen kleinen Vorrath davon mitzunehmen.

Mit Tagesanbruch bestieg ich wieder mein Pferd und eilte abermals, von zwei Buschmännern begleitet, dem Zuge voran. Ich war bereits besorgt für mein Hornvieh, an dem sich schon Symptome äußerster Ermattung zeigten. Meine Leute sollten inzwischen nach Kräften in der Vertiefung weiter arbeiten, und nochmals die Versuche von gestern erneuen.

Ich war lange geritten; die Sonne war bereits wieder im Sinken, und noch immer hatte ich kein Wasser gefunden. Die große Menge von Fußspuren wilder Thiere, so wie die lauttönende Stimme von Perlhühnern, Tauben und Papageyen aber ließen mich ahnen, daß ich dem Gesuchten nahe sei. Ich gab dem Pferde die Sporen und in Kurzem stand ich an einer großen Sammlung hellen, klaren Wassers. Was hätte ich darum gegeben, wenn meine Leute und mein Vieh diesen erquickenden Anblick sogleich hätten theilen können.

Um ihre Ankunft möglichst zu beschleunigen, riß ich aus meinem Notizbuch ein Blatt heraus, schrieb einige Zeilen darauf und gab es einem meiner Begleiter mit einer Geberde, welche ihm andeuten sollte, zur Karavane zurück zu eilen. Er hatte noch nie ein Blatt Papier gesehen und empfing es daher mit großer Vorsicht.

Er nahm es zwischen zwei Finger und blies es an, wahrscheinlich in dem Glauben, es sei eine Hexerei, ein glückverheißendes Amulett oder dergl. Als er sah, daß ich lachte, nahm er es noch näher an den Mund und blies noch heftiger. Das war zu viel; ich brach in ein lautes Gelächter aus, in das der schwarzbraune Bursche von Herzen einstimmte. Endlich verstand er meine Absicht und machte sich auf den Weg zur Karavane zurück.

Abermals vergingen zwölf Stunden, da kamen Alle wohlbehalten bei mir an. Sie waren so glücklich gewesen, wenigstens für die Ochsen noch ein wenig Wasser aufzufinden.

Um unterwegs nicht zu dursten, hatten die Leute, wie schon erwähnt, etwas von dem schlechten Wasser mitgenommen. Als ich sah, daß Timbo aus einem der Fäßchen trinken wollte, machte ich ihn aufmerksam, daß er jetzt auf so elendes Zeug nicht mehr angewiesen sei.

„Das Wasser ist gut, Herr!“ entgegnete er, indem er weiter trank, ohne sich stören zu lassen.

„Du wirst doch nicht behaupten, daß der abscheuliche Schlamm gut ist,“ sagte ich.

„Doch,“ erwiederte er; „wenn es der Herr nicht glauben will, so mag er selbst kosten.“

Aus bloßer Neugier that ich ihm den Willen, und Timbo hatte Recht, das Wasser war gut; selbst der widerliche Geruch war verschwunden. In Zeit von zwölf Stunden hatte sich eine trübe, faulige Flüssigkeit in ein klares, wohlschmeckendes Wasser verwandelt. Die Sache ließ sich nicht anders erklären, als daß durch den Einfluß der Sonne eine chemische Veränderung mit dem Wasser vorgegangen sein müsse.

Wir schlugen nun, um ein paar Tage zu rasten, unser Lager auf. Kaum waren wir mit der Arbeit fertig, als sich einige Buschmänner zu uns gesellten, welche eine Menge zu Pfeilen bestimmtes Rohr mit sich führten. Sie brachten es vom See Ngami und waren fünf Tage unterwegs gewesen, obwohl man, wie sie sagten, ihn in zwei Tagen erreichen könne. Dies war eine sehr erfreuliche Nachricht für mich; ich war also dem Ziel meiner Wünsche ganz nahe, — und doch wäre ich noch jetzt fast um meine Hoffnung betrogen worden.

Ich hatte nämlich eines Abends mit vielen Anstrengungen und Gefahren ein ungeheuer großes weißes Rhinoceros erlegt und war dann vor tiefer Ermüdung an der ersten besten Stelle in einen festen Schlaf gefallen. Ich erwachte am Morgen mit einem heftigen Schmerz im Bein, und als ich zu meinen Leuten kam, war er so unerträglich geworden, daß ich mich sogleich niederlegen mußte. Bald stellte sich eine Geschwulst und Entzündung ein,

und die Haut ward so empfindlich, daß ich bei jeder Berührung und beim Anlegen des Verbandes stets vor Schmerz laut aufschrie.

Da ich fürchten mußte, daß meine Krankheit längere Zeit anhielt, so beschloß ich, Timbo und den Griqua mit einigen Geschenken an den Häuptling der am See wohnenden Betjuanen vorauszuschicken und ihn von meiner Ankunft benachrichtigen zu lassen.

Während wir noch ihrer Rückkunft harrten, stellte sich wieder Mangel an Nahrung bei uns ein. So viel Wild auch in der Gegend vorhanden, so waren doch meine Leute so ungeübt im Schießen, daß sie auch nicht ein einziges Thier erbeuteten. Trotz meiner Krankheit schleppte ich mich daher eines Abends an's Wasser, um wo möglich selbst etwas Wild zu erjagen. Ich befahl meinen Leuten, mir einen „Schirm" zu machen. Dies ist eine kreisrunde Umzäunung von sechs bis acht Fuß Durchmesser, deren Wände gewöhnlich aus lockern Steinen zwei Fuß hoch aufgeführt werden.

Ich hatte eben meine Anordnungen getroffen, als die Stille durch einen Lärm unterbrochen wurde, den ich nur mit dem Rasseln eines Artillerieparkes vergleichen kann. Er kam von einem der zahlreichen steinigen Wege her, welche nach dem Wasser führten, und ich bildete mir ein, es seien Wagen, welche die Kalahari-Wüste passirten. Ich erhob mich in meiner halbliegenden Stellung und heftete meinen Blick auf die Gegend, woher der seltsame Lärm tönte. Bald löste sich das Räthsel, indem sich ein riesiges Rhinoceros zeigte, dem noch eine ganze Schaar andrer folgte, so daß in Kurzem achtzehn solcher Ungeheuer beisammen waren. Ich beugte mich in meinem Schirm so viel als möglich nieder und erwartete mit klopfendem Herzen den Anführer der Heerde, der gerade auf mein Versteck loskam. Es bot sich mir jedoch nicht eher eine Gelegenheit zum Schuß, als bis er nur noch wenige Schritte von mir entfernt stand. Eben legte ich die Mündung des Gewehrs über den Rand des Schirmes, da ward das Rhinoceros meiner gewahr und stürzte mit vor Zorn weit abstehenden Ohren auf mich los. An Flucht war nicht mehr zu denken; eben so wenig aber konnte ich jetzt noch auf das Thier schießen.

Ich warf aus allen Kräften mit einem Stein nach ihm; da hob es den Schwanz in die Höhe, beugte den Kopf zur Erde, wirbelte Wolken von Staub unter seinen Füßen auf und riß mich mit einem einzigen Satz zu Boden. Der Stoß war so heftig, daß Büchse, Pulverhorn und Kugeltasche weit fortflogen. In Folge des gewaltigen Anlaufs war aber auch der Kopf des Thieres bis zur Hälfte im Sande begraben, und ich hoffte, daß es, nach-

dem es sich herausgearbeitet, seinen tollen Lauf über mich hinweg fortsetzen würde. Aber es wollte sich nicht so leicht von mir trennen. Ich war kaum wieder auf den Beinen, als es mich zum zweiten Male umriß, mit seinem Horn mir den rechten Schenkel vom Knie bis zur Hüfte aufschlitzte und mich mit den Vorderfüße an die linke Schulter schlug. Meine Rippen krachten unter der ungeheuern Schwere; dennoch behielt ich Geistesgegenwart genug, mein langes Jagdmesser zu ergreifen und es dem Thier in die Seite zu stoßen. Es ließ sogleich von mir ab, und mit wildem Schnauben hörte ich es dem nahen Walde zutraben. So war ich, wenn auch schwer verwundet und übel zugerichtet, doch wenigstens mit dem Leben davon gekommen. Ich schleppte mich nun nach dem Schirm zurück und versuchte einzuschlafen; aber es befiel mich ein so heftiges nervöses Zucken und Zittern des ganzen Körpers, und mein Schenkel schmerzte mich so heftig, daß ich kein Auge schloß. Ich habe seitdem noch manches Rhinoceros getödtet; aber es verging eine lange Zeit, ehe ich diese Thiere wieder mit meiner früheren Kaltblütigkeit angreifen konnte.

Bei Sonnenaufgang kam einer meiner Diener nach dem Schirm, um mich wieder in's Lager abzuholen. In kurzen Worten erzählte ich ihm die Ereignisse der Nacht. Mit offenbarem Unglauben hörte er mir zu; erst als er den aufgeschlitzten Schenkel sah, überzeugte er sich wohl, daß ich nicht scherzte.

Ich befahl ihm nun, eine meiner Büchsen zu nehmen und das verwundete Rhinoceros aufzusuchen, ermahnte ihn aber zur Vorsicht, denn ich vermuthete, daß das Thier noch am Leben sei. Nach wenigen Minuten schon hörte ich seinen Nothruf.

Nun faßte auch ich meine Büchse und eilte durch das Gebüsch, so schnell als meine Wunden es gestatteten. Kaum war ich ein paar hundert Schritt weit gegangen, da entfaltete sich ein Schauspiel vor meinen Augen, das ich bis an's Ende meiner Tage nicht vergessen werde. Nur ein paar Fuß von einander entfernt standen das Rhinoceros und mein Diener sich gegenüber. Das erstere war mit Blut und Schaum bedeckt und schnaubte und wüthete, während letzterer vor Schreck wie versteinert sich nicht von der Stelle rühren konnte. Ich schlich mich leise in den Rücken des Thieres, legte an und gab Schuß auf Schuß. Rasend vor Schmerz und Angst sprang es bald vor- bald rückwärts und endlich brach es zusammen. Ueberzeugt, daß es nun im Todeskampfe liege, und daß jede Gefahr für mich vorüber sei, ging ich ganz nahe heran und legte, um seinen Leiden rasch ein Ende zu machen, den Gewehrlauf an sein Ohr. Zu meinem Schrecken aber erhob es sich noch einmal und verfolgte mich mit seiner ganzen letzten Kraft. Es war indessen nur ein kurzer Wettlauf; denn als ich eben hinter

ein Gebüsch sprang, fiel es vor der Mündung meiner Büchse todt zu Boden.

Unserm Mangel an Nahrung war nun allerdings abgeholfen; ich selbst aber befand mich in einem entsetzlichen Zustande. Nach ein paar Tagen fingen die blauen Flecke, die Spuren des gewaltsamen Kampfes, den ich bestanden, an, sich zu entwickeln, so daß ich bald über und über schwarz und blau aussah. Dem Anschein nach hatte ich zwar nichts gebrochen, aber die brennenden und quälenden Schmerzen verriethen nur zu gut, daß die inneren Theile verletzt waren. Ich selbst und meine ganze Dienerschaft waren Anfangs sehr besorgt um mein Leben, und es dauerte in der That lange, ehe ich so weit hergestellt war, um die Reise fortsetzen zu können.

II.

Nach ungefähr einwöchentlicher Abwesenheit kehrte Timbo zurück. Der Betjuanenhäuptling, Letscholetebe mit Namen, hatte die Nachricht von unsrer Annäherung sehr freundlich aufgenommen und meinen Diener angewiesen, ohne Zeitverlust umzukehren und unsere Reise zu beschleunigen, da er mit Sehnsucht nach der Ankunft seines weißen Gastes verlange. Auch hatte er versprochen, uns Leute entgegen zu schicken, die uns hülfreiche Hand leisten sollten. Aber hiermit war auch seine Artigkeit zu Ende; denn als meine Karavane später zu seiner sogenannten Stadt kam, ließ er uns fast verhungern. Geiz ist ein Hauptzug im Charakter aller Neger-Häuptlinge.

Sobald es mein Zustand erlaubte, bestieg ich nun mit Hülfe meiner Leute mein Pferd, um die letzte Strecke, die mich noch vom Ziel meiner Wünsche trennte, zu überwinden. Wirklich trafen wir schon am zweiten Tage eine Anzahl Betjuanen, dieselben, welche mich zu Letscholetebe begleiten und mir in jeder Beziehung behülflich sein sollten. Ob dies aus Artigkeit oder in ihrem Interesse geschah, weiß ich nicht; nach meiner spätern Bekanntschaft mit dem Häuptling muß ich jedoch glauben, daß seine Absichten höchst eigennützige waren.

Diese Betjuanen waren merkwürdig schöne Leute, wohlgebaut und kräftig; sie trugen langes Haar, und ihre aus einfacher Ochsenhaut verfertigten Schilder gaben ihnen ein imponirendes und krie-

gerisches Aussehen. Putz bemerkte ich wenig oder gar nicht an ihnen.

Durch freigebige Geschenke an Fleisch und Taback hatte ich mir bald ihre Freundschaft erworben; alle meine Versuche aber, etwas über ihr Land von ihnen zu erfahren, blieben erfolglos. Sie schützten die äußerste Unwissenheit über diesen Gegenstand vor und verwiesen mich mit meiner Neugierde auf ihren Häuptling.

Ich hielt mich nach einigen Tagen der Reise, wo ich mich meinem Ziele nahe wußte, immer an der Spitze des Zuges, um der erste zu sein, der den See Ngami erblickte. Die ganze Gegend war wellenförmig, und in jedem scharf begrenzten Horizont glaubte ich einen See zu sehen. Einmal zeigte sich in der Ferne eine weit ausgedehnte blaue Linie, und nun war ich fest überzeugt, das Ziel vor mir zu haben; aber nochmals täuschte ich mich. Als ich näher kam, fand ich eine große Vertiefung, die sich während der Regenzeit mit Wasser füllte, jetzt aber noch trocken und mit einer salzartigen Kruste überzogen war.

Nachdem wir noch mehrere Thäler mit dazwischen liegenden Ebenen voll üppiger Vegetation passirt hatten, wiesen plötzlich die Eingebornen vor sich hin und riefen einstimmig: „Ngami! Ngami!“ Vor uns in Wahrheit lag ein ungeheurer Wasserspiegel, der nur durch den Horizont begrenzt ward, lag der Gegenstand meines langen Forschens, für den ich Heimath und Freunde verlassen, für den ich selbst mein Leben gewagt hatte. Ich empfand bei diesem Anblick zugleich Glück und Schmerz; meine Schläfen zitterten, mein Herz klopfte so stark, daß ich mich niedersetzen und mich an einen Baum lehnen mußte, bis meine Aufregung sich gelegt hatte.

Nachdem sich meine Augen an der interessanten Scene vor mir erquickt, stiegen wir von der Höhe zum See hinab, den wir nach anderthalb Stunden erreichten. Obwohl wir eine frischere Luft athmeten, brachte der Wind doch keine Wohlgerüche mit sich, wie man es an den Ufern eines tropischen See's hätte erwarten sollen. Das Wasser stand jetzt sehr niedrig und war an der Stelle, welche wir zuerst sahen, sogar förmlich seicht. Es war von einem bitterlich unangenehmen Geschmack, und nur an wenigen Stellen konnte man der dichten Massen von Schilf und Buschwerk halber bis unmittelbar an's Ufer treten. An der Südseite des See's zogen wir nun mehrere Stunden entlang, bis wir die Ansiedelung Letscholetebe's erreichten, die an der Mündung des Flusses Zouga in den Ngami gelegen war.

Der Häuptling forderte mich auf, mein Zelt ganz in seiner Nachbarschaft aufzuschlagen; aber ich kannte die Unbequemlichkeiten einer allzu großen Vertraulichkeit mit den Eingebornen nur zu gut

und wählte mir deshalb eine andere Stelle. Am nächsten Morgen stattete ich ihm einen Besuch ab, und da ich wußte, wie wichtig für die ganze Folgezeit der erste Eindruck ist, den der Europäer auf die Wilden hervorbringt, und daß man ihnen durch nichts mehr imponirt, als durch äußere Pracht, so zog ich das beste Kostüm an, das mir zu Gebote stand. Es war ein Wamms und Beinkleid von feinem weißen Zeug, eine Schärpe von rothem Sammt und eine goldgestickte Mütze. So angethan begab ich mich in die Haupt- und Residenzstadt Letscholetebe's. Der Häuptling saß vor einer festen halbkreisförmigen Umzäunung auf einem hölzernen Stuhl und trank Kaffee. Um ihn standen etwa vierzig seiner vornehmsten Unterthanen, und seine Kleidung zeigte ein komisches Gemisch europäischer und wilder Sitte. Seine Beine steckten in ein Paar weiten Tuchhosen; an den Füßen hatte er Strümpfe und gelbe Maroquin-Pantoffeln; über der Schulter aber trug er höchst malerisch einen schönen Schakalpelz, den er jedoch mir zu Ehren sogleich mit einer himmelblauen Weste vertauschte.

Nach den ersten Begrüßungen theilte ich ihm die Zwecke meiner Reise, meine friedlichen Absichten u. s. w. mit. Er hörte mir aufmerksam, aber im tiefsten Stillschweigen zu, richtete fortwährend mißtrauische Blicke auf mich und that auch nicht die kleinste Frage oder Bemerkung. Nur als ich ihn bat, mir Einiges über sein Land zu erzählen, antwortete er kurz:

„Davon weiß ich nichts.“

„Ist denn,“ fragte ich weiter, „Niemand unter Euern Leuten, der mir darüber Aufschlüsse geben könnte?“

„Nein!“ entgegnete er sehr bestimmt.

Ich suchte meinen Verdruß über diese Unhöflichkeit so gut ich konnte zu verbergen und sagte:

„Mein lieber Letscholetebe, wenn wir erst besser mit einander bekannt sind, werdet Ihr wohl gesprächiger werden. Wenn es Euch gefällig ist, besucht mich gelegentlich in meinem Lager; vielleicht findet Ihr da das Eine oder das Andere, das Ihr Eures Beifalls werth haltet.“

Das ließ der wunderliche Kauz sich nicht zweimal sagen. Schon nach wenigen Stunden konnte er seine Neugier nicht mehr bezähmen, sondern erschien mit einem reichen Gefolge unter meinem Zelt. Ich war eben beschäftigt, einige Vögel und Schlangen auszustopfen, was den Leuten sehr viel Vergnügen machte. Der neugierigste und naseweiseste unter ihnen ergriff eines der Reptilien beim Schwanze und hielt es hoch in die Höhe, indem er mit komischer Geberde allerlei mir unverständliche Worte schwatzte. Bei den Wilden aber erregten sie eine außerordentliche Heiterkeit; sie lachten, daß sie sich die Bäuche halten mußten und daß ihnen die

Thränen von den schwarzen Wangen liefen; einige warfen sich sogar in ihrer Ausgelassenheit auf den Boden. Stelle sich der Leser das Gefolge eines Königs vor, das sich vor Lachen auf der Erde wälzt.

Sobald der Lärm sich etwas gelegt, überreichte ich dem Häuptling meine Geschenke, Messer, Taback, Ketten, Ringe, Mützen und dergleichen. Ohne sie indessen eines Blickes zu würdigen, vertheilte er Alles an seine Diener und behielt auch nicht das Mindeste für sich. Dann sah er sich mit forschender Miene um, woraus ich schloß, daß er noch einen Wunsch auf dem Herzen habe. Ich täuschte mich nicht; denn er fragte plötzlich, ob ich nicht Pulver und Blei besäße und ihm gegen Elfenbein umtauschen wolle. Ich antwortete ihm, daß ich dergleichen nicht mehr als zu meinem eignen Bedarf bei mir hätte. Bei diesem Bescheid wechselte er vor Verdruß die Farbe; als ich aber ein schönes Doppelpistol ergriff und ihn bat, dasselbe zum Andenken und als ein Zeichen meiner besondern Freundschaft anzunehmen, strahlte er vor Wonne und versprach mir jeden Gegendienst, den ich nur wünschen könne. Trotz seiner Versprechungen aber kann ich ihm in dieser Beziehung wenig Gutes nachrühmen. Während meines ganzen Aufenthaltes am See bekam ich nicht so viel von ihm als eine Handvoll Korn oder eine Tasse Milch beträgt. Wir hätten seinetwegen verhungern können, und doch bettelte er mich fast täglich an. Eine abschlägige Antwort nutzte dabei nichts; er schwieg vielleicht für den Augenblick; gewiß aber kam er schon nach einer Stunde wieder und bettelte so lange, bis er durch seine Unverschämtheit den Gegenstand seiner Wünsche erlangt.

So oft Handelsleute mit mehreren Wagen auf einmal an den See kamen, stieg seine Freude auf den Gipfel. Er wanderte dann vom Einen zum Andern und verlangte Brod, Zucker, Kaffee, Fleisch u. s. w. Die Handelsleute wußten aber auch ihrerseits seine Habgier zu ihrem Nutzen auszubeuten; ich sah z. B. daß der Häuptling einmal für einen ganz gewöhnlichen zinnernen Becher einen großen Elephantenzahn weggab.

Gegen sein eignes Volk war Letscholetebe oft sehr grausam. Durch die Nachlässigkeit eines seiner Hirten versank einmal eines seiner besten Pferde im Morast und erstickte. Da der Schuldige sein Versehen nicht eingestehen mochte, so gab er vor, das Pferd sei am Biß einer giftigen Schlange gestorben. Der Häuptling, der dieser Aussage nicht traute, begab sich an Ort und Stelle und durchschaute sogleich den Zusammenhang der Sache. Ohne Weiteres ließ er dem todten Pferde den Halfter abnehmen, band damit dem Hirten Hände und Füße und ließ ihn zu dem Pferde in

den Schlamm werfen, wo der Unglückliche bald genug umkam. Letscholetebe aber sagte kaltblütig:

„So, der wird an das Pferd gedenken!“

Das Volk der Betjuanen selbst ist noch im tiefsten Aberglauben befangen; jede religiöse Regung ist ihnen dagegen fremd. Die Sonne gilt ihnen als das Auge eines großen Ochsen, und alles Ernstes erzählten sie mir einmal von einem Menschenstamm, der in ihrer Nähe wohnen solle und höchst sonderbar aussehen müsse; denn diese Leute hätten den Kopf unter den Armen und den Magen auf den Knien. Sprach man dagegen vom Schöpfer der Welt, von einem Herrn des Himmels und der Erde, so schien es ihnen, als redete man von Dingen, zu fabelhaft, ungereimt und albern, um selbst den Dummsten daran glauben zu machen.

Vom König bis zum Sklaven ist der Hang zum Stehlen das herrschende Laster; der Reichste und Vornehmste würde sich kein Gewissen daraus gemacht haben, mir das Hemd vom Leibe zu nehmen, wenn er seiner hätte habhaft werden können. Dazu verstehen sie ihren Raub mit der größten Schlauheit in Sicherheit zu bringen. So oft sie sich um das Feuer in unserm Lager versammelten, vermißten wir nachher etwas von unsern Werkzeugen, mit denen wir arbeiteten; selbst die Messer und Gabeln auf unsern Tellern waren nicht sicher vor ihnen. Mehr als einmal stahlen sie mir das Fleisch aus dem Topf und warfen dafür einen Stein hinein. Kleinigkeiten wußten sie sehr geschickt mit den Füßen in den Sand zu graben, um sie später zu gelegener Zeit heraus zu holen. Während meines Aufenthalts am See war mir fast meine ganze Garderobe nach und nach abhanden gekommen; da ich wußte, daß mir alles Reden dagegen nichts helfen würde, so schwieg ich und trug mein Unglück lange Zeit mit Geduld. Aber Alles hat seine Grenzen. Als ich eines Morgens fand, daß mir ein Sack mit vierzig Pfund Kugeln — ein unentbehrliches Kleinod für mich — auf geheimnißvolle Weise entwendet worden war, konnte ich meinen Aerger nicht länger zurückhalten; ich ging geradeswegs zum Häuptling und sagte ihm rund heraus, sein Volk sei ein ganz erbärmliches, und ihr Benehmen um so schamloser, da ich ihnen so viele Geschenke gemacht. Zu meinem Erstaunen und Verdruß aber lachte mir Letscholetebe in's Gesicht und sagte, er habe in dieser Beziehung gar keine Macht über seine Leute, seine eigenen Verwandten machten es mit ihm selbst nicht besser.

„Ich will Dir aber einen guten Rath geben,“ fügte er hinzu, „der wird Dir helfen, wenn Du ihn befolgst; hänge den nächsten Dieb, den Du ertappst, am ersten besten Baum auf!“

Er sprach diese Worte mit solchem Gleichmuth und mit so viel guter Laune, daß ich nicht umhin konnte, zu lachen. —

Obwohl die Betjuanen anerkennen, daß die Europäer ihnen überlegen sind, so halten sie doch viele unsrer Sitten und Gewohnheiten für lächerlich und albern. Daß wir unsere Arme und Beine in Säcke stecken und die Knöpfe, statt sie in langen Reihen um den Hals zu hängen, zur Befestigung der Kleider benutzen, kam ihnen höchst abgeschmackt vor. Unsere Sitte aber, den Körper zu waschen, statt ihn mit Fett und Ocher zu beschmieren, fanden sie geradezu widerlich, wie denn unsere Begriffe von Reinlichkeit in Bezug auf Nahrung, Wohnung und Betten überhaupt stets ihr Gelächter erregte.

Eine der Hauptleidenschaften der Betjuanen ist das Tabackschnupfen. Da ich diese ihre Liebhaberei bereits kannte, so führte ich einen großen Vorrath des edeln Krautes bei mir, bemerkte aber zu meiner Verwunderung, daß sie denselben verschmähten. Bald indessen entdeckte ich den Grund ihrer auffälligen Enthaltsamkeit; mein Taback war ihnen nicht stark genug; denn wenn er ihnen nicht die Thränen in die Augen treibt, so halten sie ihn für werthlos. Sie vermischen den ihrigen, den sie sich zwischen zwei Steinen sorgfältig zerreiben, deshalb mit einer Quantität Holzasche.

Die Beschäftigungen der Männer bestehen vorzüglich in Krieg, Jagd, der Zubereitung von Häuten, dem Melken der Kühe u. s. w.; die schwersten Arbeiten dagegen, wie Häuser bauen, Brennholz sammeln, pflügen, säen, ernten, dreschen, mahlen, werden von den Frauen verrichtet. Trotz dieser drückenden Pflichten, zu denen sich natürlich noch die Pflege und Abwartung der Kinder gesellt, sind sie nicht wenig verwundert, wenn man ihnen „den glücklichen ledigen Stand" anpreist.

Ich stand einmal neben der Frau eines vornehmen Betjuanen, als sie mit ihren Dienerinnen ein Haus baute und eben im Begriff war, auf das Dach zu klettern. Ich rieth ihnen, doch ihre Männer herbei zu rufen, um diese an der Arbeit theilnehmen zu lassen; diese Aufforderung aber entlockte ihnen ein lautes Gelächter. Da näherte sich die Königin und fragte nach der Ursach der Lustigkeit. Weit entfernt, die Sache eben so scherzhaft zu finden, gestand die kluge Frau, daß der Vorschlag zwar vernünftig, doch unausführbar sei. Auch fragte sie, ob ich den Männern nicht etwas eingeben könne, damit sie arbeiten lernten. —

Ich begnügte mich nicht damit, den See Ngami aufgefunden zu haben; ich wollte auch, so viel als möglich, die in ihn mündenden Flüsse und die ihn umgebenden Länder mit ihren Erzeugnissen und Bewohnern kennen lernen. Aber dagegen erhoben sich viele Schwierigkeiten. Meine Leute weigerten sich fast einstimmig, mir zu folgen, und da unser Uebereinkommen nur bis zum Ngami bindend war, so konnte ich sie nicht zwingen. Ich ergriff daher

die erste günstige Gelegenheit mit dem Häuptling zu sprechen und ihn um Mannschaft und einige Boote zu bitten. Gegen meine Erwartung bewilligte er mir beides sofort, und schon nach einigen Tagen trat ich meine Reise nach Norden an. Das Kanoe, an dessen Bord ich mich befand, — sie waren alle in gleicher Weise konstruirt — war ein sehr elendes Fahrzeug. Es war ein Baumstamm von ungefähr zwanzig Fuß Länge, an beiden Enden etwas zugespitzt und durch Brennen ausgehöhlt. Dennoch verstanden die Leute, es mit ziemlicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit fortzubewegen.

Die Eingebornen wagen es indeß selten, sich mit diesen unvollkommenen Booten weit vom Ufer zu entfernen, und die wenigen Versuche, die sie bisher gemacht, sind immer mißglückt.

Nachdem wir etwa eine Stunde auf dem Wasser waren, lag der See in der ganzen Schönheit eines tropischen Sonnen- und Farbenglanzes vor mir, und ich freute mich der klaren, herrlichen Fluth um so mehr nach meiner langen Fahrt durch brennende Einöden.

Bei meiner Abreise bestand meine Gesellschaft nur aus drei oder vier Kanoe's; bald aber wuchs die Zahl derselben, so daß sie endlich fast ein Dutzend erreichte. Es findet auf dem See Ngami eine regelmäßige Ebbe und Fluth statt; „das Wasser zog sich," wie die Eingebornen sich ausdrückten, „täglich zurück, um Nahrung zu holen." Wir stiegen gewöhnlich jeden Abend an's Land, um hier die Nacht zuzubringen, wobei ich die Vorsicht gebrauchte, stets das Wichtigste von meinen Effekten mit mir zu nehmen. Die Boote überließen wir, etwa einhundertfünfzig Ellen vom Lande entfernt, sich selbst. Ich machte zuerst den Leuten Vorwürfe darüber, daß sie nicht besser für unsere Flotte sorgten; sie aber erklärten alle Vorsichtsmaßregeln für überflüssig, weil um diese Zeit die Ebbe schon eingetreten sei, wo das Wasser sich in Kurzem zurückzöge und die Boote auf dem Trocknen zurücklasse. Ich wollte es anfangs nicht recht glauben; aber wirklich standen am andern Morgen die Boote eben so weit vom Wasser entfernt, als am Abend vorher vom Lande.

Je weiter wir gen Norden steuerten, ein um so schöneres Aussehen gewann die Landschaft; die Ufer wurden höher und waren mit prächtigem Pflanzenwuchs bedeckt. Fächer- und Dattelpalmen, schwarzstämmige Mimosen, Sykomoren und vielerlei andere herrliche Bäume, die zum Theil wohlschmeckende Früchte trugen, standen in unzähliger Menge am Wasser. Tagelang hätte ich mögen in ihrem Schatten verweilen, wo man das Zwitschern von vielen tausend Vögeln vernahm, während sich in der Ferne große Heerden von Antilopen zeigten. Ich hatte sehr oft das Glück, das eine

oder andere Thier zu erlegen, und dadurch unsere hungrige Gesellschaft zu unterhalten, die jetzt über fünfzig Personen zählte.

Eines Abends rasteten wir an einer Stelle, die eine Menge Büffelspuren trug, und da die Gegend außerdem von sehr einladendem Charakter war, so beschloß ich einige Tage zu rasten und auf die Jagd zu gehen. Bald befand ich mich, von etwa zwanzig Eingebornen begleitet, am Rande eines dichten Gehölzes, und beim ersten Blick, den ich hinein warf, gewahrte ich an der Erde verschiedene dunkle Gegenstände, die ich für nichts Anderes als Büffel halten konnte. Ich legte den Finger auf den Mund, um die Leute zum Schweigen zu ermahnen und flüsterte dabei das Wort „onja“ (Büffel). Wäre der Teufel selbst in Person erschienen, so hätte sich kein größerer Schrecken unter meinen Begleitern verbreiten können. Kaum hatte ich das Wort ausgesprochen, als Alle mir den Rücken kehrten und das Hasenpanier ergriffen. Einer der Leute trug meine Büchse, und um ihm diese abzunehmen, lief ich den Fliehenden nach. Dadurch aber machte ich die Sache nur noch schlimmer; denn da sie auch mich laufen sahen, so glaubten sie den Feind schon dicht auf unsern Fersen. Endlich hatte ich mich meiner Büchse versichert und kehrte nun an unsern frühern Platz zurück; aber obwohl ich den vermeintlichen Büffeln bis auf wenige Schritte nahe kam, so war doch das Gebüsch so dick, daß ich noch immer nichts Bestimmtes unterscheiden konnte. Um meinen Zweifel los zu werden, schoß ich nun mitten unter die fraglichen Gegenstände; noch immer rührte sich nichts; ich schoß zum zweiten Male; da erhoben sich vier der prächtigsten Büffel, die ich je gesehen; stolz warfen sie ihre Köpfe zurück und liefen von dannen. Ich folgte ihrer Spur und traf bald auf zahlreiche Büffelheerden; aber obwohl ich mehr als einmal schoß und traf, so sah ich doch keines der Thiere stürzen. Die Nacht brach an, da legte ich mich noch einmal auf die Lauer, und bald näherte sich, vorsichtig lauschend, ein großer Büffel meinem Versteck. Als er meinem Schirm nahe genug war, drückte ich ab. Die Kugel traf; das Thier that einen hohen Sprung in die Luft; dann lief es laut brüllend denselben Weg zurück, den es gekommen. Ich dachte noch an die Lektion, die ich von jenem Rhinoceros empfangen; auch wußte ich zu gut, wie fürchterlich ein verwundeter Büffel ist; darum folgte ich ihm nicht sogleich. Erst am andern Morgen stellten wir Nachforschungen an, und da fanden wir ihn todt liegend nicht hundert Schritt von meinem Schirm entfernt. Die Kugel saß in seinem Herzen.

Bei einem andern Jagdausfluge an den Ufern des Teoge, eines in den Ngami mündenden Flusses, sah ich zum ersten Male das merkwürdige Insekt, die Tsetsefliege, eine der größten Plagen

XIII.



Berlin, Verlags-Comptoir (A. Dominé.)

Druck b. Gebr. Delius

Der Ueberfall.

der Reisenden in Südafrika. Sie ist im Stande, mit wenigen Stichen ein Pferd oder einen Ochsen zu tödten; gewöhnlich aber erfolgt der Tod nicht sogleich, sondern meist erst nach einigen Wochen, während welcher sich Abzehrung, Entkräftung, oft Blindheit bei dem Thiere einstellen. Wunderbar ist es dabei, daß die Tsetsefliege nur Hausthieren gfährlich wird, wogegen ihr Stich dem Büffel, Zebra, Schakal 2c. nichts schadet. Noch vor Kurzem hatte es sich ereignet, daß große Karavanen, die solche Gegenden berührten, in denen die Fliege sich aufhält, ihr sämmtliches Vieh eingebüßt; ja ich hörte von einem Engländer, der nicht weniger als sechsunddreißig schöne Jagdpferde auf einmal verloren hatte.

Ein Nebenfluß des eben erwähnten Teoge ist der Omoroango, auf dem wir mehrere Tage zubrachten. Ich war hier unbeschreiblichen Mühseligkeiten ausgesetzt; die beiden Boote nämlich, die mir Letscholetebe zur Verfügung gestellt, waren von den Ruderern so mit ihren eignen Sachen bepackt worden, daß für mich selbst so gut wie gar kein Platz übrig blieb. Ich mußte fast immer am Ufer nebenher laufen, und da das ganze Land eine zusammenhängende Kette von Sumpf, See, Kanal und Morast war, so befand ich mich von früh bis spät im Wasser, indem ich bald schwamm, bald bis an den Hals im Wasser watete. Während der ganzen Zeit dieser Entdeckungsfahrten am See Ngami — und sie währten einen vollen Monat — wußte ich kaum, was es heißt einen trocknen Faden am Leibe haben. Kaum daß zur Nachtzeit am Wachtfeuer meine Kleider etwas trockneten.

Was mir jedoch an körperlichem Wohlbehagen abging, ward mir durch die üppige Pracht der umgebenden Natur ersetzt. Wo der Boden sich nur ein paar Fuß hoch über das Niveau des Wassers erhob, zeigte er eine reiche und herrliche Vegetation.

Endlich erreichten wir ein großes Dorf, welches der Häuptling der Bayeye, eines Betjuanenstammes, bewohnte. Es war wunderbar schön auf einer Insel gelegen und bestand aus etwa hundert Hütten, die sich in einem Walde majestätischer Palmen erhoben. Der Fluß umschlang das Dorf mit seinen klaren Fluthen, denen die tropische Sonne, namentlich beim Auf- und Untergang einen zauberhaften Farbenglanz entlockte.

Letscholetebe hatte mir gesagt, daß der Häuptling dieses Dorfes mich mit neuer Mannschaft und neuen Kanoe's zu weitern Entdeckungsreisen versehen würde, und ich hoffte, da ich ihm meine Ankunft schon durch vorausgesandte Boten hatte ankündigen lassen, Alles zur Weiterreise in Bereitschaft zu finden. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich erfuhr, daß der Häuptling schon vor mehreren Tagen mit allen seinen Untergebenen auf die Flußpferdjagd gegangen, daß der Zeitpunkt seiner Rückkehr durchaus unge-

wiß sei, und daß Niemand den Auftrag habe, weder mir Boote zu geben, noch mich zu begleiten.

Mir ward es sogleich klar, daß Letscholetebe mich betrogen hatte, und es würde unmöglich sein, dem Leser meine schmerzliche Enttäuschung und Niedergeschlagenheit zu schildern. Da stand ich in einem wildfremden, weithin überschwemmten Lande von unbekannter Ausdehnung, ohne Leute, ohne Fahrzeuge, vollständig abhängig von den Eingebornen. Was blieb mir unter solchen Umständen weiter übrig, als die Umkehr?

Auch die Bayeye lernte ich während der wenigen Tage, die ich unter ihnen zubrachte, als grobe Lügner und Spitzbuben kennen. Sie stahlen mir fast meinen ganzen Vorrath an Glas- und Metallperlen, und da ich ohne dieselben, die mir als einzige Münze dienten, in diesem Lande gar nicht existiren konnte, so beschloß ich, mir auf jeden Fall mein Eigenthum wieder zu schaffen. Den ersten besten, der sich mir daher des Diebstahls verdächtig machte, nahm ich fest, hielt ihm die gespannte Büchse vor den Kopf und drohte ihn niederzuschießen, wenn er das Gestohlene nicht sogleich wieder herausgäbe. Es folgte ein Auftritt der größten Unordnung und Verwirrung. Anfangs schienen die Leute zu feindlichem Widerstand entschlossen; sie griffen zu den Waffen, und ihre Weiber sprangen heulend und kreischend hin und her. Ich war fest entschlossen, mein Eigenthum zurück zu erhalten, was auch daraus entstehen möchte, und ganz ruhig erklärte ich ihnen, alle ihre Drohungen wären mir gleichgültig; denn der erste, der mir zu nahe käme, sollte auf der Stelle ein Kind des Todes sein. Sobald sie sich überzeugten, daß ich Ernst machte, überlegten sie sich die Sache genauer, warfen sich mir zu Füßen, baten um Gnade und versprachen, die vermißten Sachen sofort zur Stelle zu schaffen. Ich war froh, mein Eigenthum um einen so billigen Preis wieder zu bekommen, und warnte sie ernstlich vor neuen Versuchen, mich zu bestehlen. Der Vorgang hatte die gewünschte Wirkung; nicht nur ließen sie von nun an mein Eigenthum unberührt, nein, sie führten sich überhaupt viel höflicher auf, als vorher.

Nachdem ich mich etwa eine Woche lang in der Bayeye-Stadt aufgehalten, trat ich mit tiefem Bedauern meine Rückfahrt an. Da einige unserer Kanoes bereits sehr beschädigt und unbrauchbar waren, so sollten die Einwohner ein paar neue zu meiner Verfügung stellen; statt dessen aber gaben sie mir ohne alle Umstände ein Fahrzeug, das nur aus Rohr bestand. Als ich diese unförmliche Masse zum ersten Mal sah, mußte ich herzlich lachen, und meine Leute wollten nicht eher an Bord, bis ich ihnen mit gutem Beispiel voranging. Diese Art Floß, wie es übrigens bei den Bayeye allgemein in Gebrauch ist, ist von sehr einfacher Con-

struction. Man schneidet das Rohr dicht über dem Wasser ab und legt kreuzweis so viele Schichten davon über einander, bis es hinreichend stark ist, eine Gesellschaft zu tragen. Das Rohr braucht nicht zusammengebunden zu werden; man muß nur von Zeit zu Zeit neue Schichten auflegen, da die untersten durch den beständigen Druck von oben allmälig abgenutzt und aufgeweicht werden. In Gegenden, wo es an Holz mangelt, um andere Fahrzeuge zu verfertigen, ist ein solches Floß sehr empfehlenswerth, schon wegen der Schnelligkeit, mit welcher es sich herstellen läßt. In einer einzigen Stunde können drei oder vier Mann ein solches Floß fertig machen, groß und stark genug, um sie und ihr Gepäck zu tragen. Der Hauptmangel dieses Fahrzeuges ist nur, daß es sich nicht stromaufwärts benutzen läßt.

Während unserer Fahrt auf dem Teoge trafen wir verschiedene Trupps Eingeborner, welche Flußpferde jagten, die in diesen Gewässern sehr häufig sind. Auch wir selbst kamen mit diesen Thieren, die ein sehr wohlschmeckendes Fleisch besitzen, mehrfach in Berührung. Eines Abends, ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang, schickte ich ein Kanoe mit einigen Mann voraus, um einen Platz zum Nachtlager auszuwählen und Brennholz zu sammeln. Sie waren uns kaum aus dem Gesicht, als ein ungeheuer großes Flußpferdweibchen mit seinem Jungen aus dem Schilf hervorstürzte, unter dem Floß hinweg schwamm und gleich darauf an die Oberfläche des Wassers kam. Ich zögerte keinen Augenblick zu schießen; aber obwohl das Weibchen tödtlich verwundet war, so verloren wir es doch bald aus dem Gesicht. Bei der nächsten Krümmung des Flusses trafen wir das vorausgeschickte Boot, welches umgeworfen, zertrümmert und mit dem Boden nach oben gekehrt, schwamm. Das verwundete Thier hatte es durch einen heftigen Stoß mit dem Kopf umgestürzt, mit seinen fürchterlichen Kinnladen gefaßt und sieben Bretter auf einmal herausgerissen. Hier war Timbo, der sich mit auf dem Boot befand, durch einen Schuß in den Kopf des Thieres zum Heil der Mannschaft noch weiteren Angriffen desselben zuvorgekommen. Glücklicher Weise waren die Leute beim ersten Erscheinen des Ungeheuers nur noch eine Ruderlänge vom Ufer entfernt gewesen, so daß sie sich alle an's Land gerettet hatten.

Nach einer Abwesenheit von etwa einem Monat kam ich wohlbehalten in die Betjuanen-Stadt zurück und sah mit Freuden, daß in meinem Lager Alles wohl stand. Meine Leute klagten indessen sehr über die Bettelei und Dieberei der Eingebornen, selbst mit Letscholetebe hatten sie viel Aerger gehabt. Er war einer der ersten, die ich bei meiner Zurückkunft traf. Lange hatte ich darüber nachgedacht, wie ich dem Häuptling seinen Betrug und Verrath

am besten lohnen könnte, und hatte endlich beschlossen, ihm ein recht verdrießliches und unzufriedenes Gesicht zu zeigen. Der schlaue Bursche aber empfing mich mit einer so harmlos heitern und pfiffig lächelnden Miene, daß ich allen Aerger vergaß und bald wieder gut Freund mit ihm war.

Da ich jedoch an meinen weitern Entdeckungsfahrten durch Letscholetebe's Hinterlist nun einmal verhindert worden, so beschloß ich, mich sogleich auf die Rückreise zu begeben. Meine Sammlung von Elfenbein, naturhistorischen Gegenständen, Kuriositäten &c. war überdies so angewachsen, daß ich dieselbe, wenn ich sie noch weiter vermehrt hätte, wohl kaum mit meinen wenigen, nur halb dressirten Ochsen hätte transportiren können. Das Glück war mir auch jetzt günstig. Zur selben Zeit traf in der Betjuanen-Stadt eine Karavane von Handelsleuten ein, die es sehr gern sahen, daß ich mich, wohlbewaffnet wie ich war, an ihre Spitze stellte und ihnen auf ihrer Reise nach der Westküste zu gleichsam das Geleit gab.

III.

Diese Karavane bestand aus dreiundzwanzig Personen vom Stamm der Damaras, alle ganz schwarz, riesig groß und stark gebaut, aber auffallend häßlich und wenig bekleidet. Ihr Aeußeres zeugte von Entschlossenheit und Selbstständigkeit, und ihre Lebensweise war eine höchst frugale. Die einzige Nahrung, welche sie während der ganzen Reise zu sich nahmen, bestand aus einem, dem Kaffernkorn ähnlichen Getreide, das sie in ledernen Beuteln mit sich führten. Die Körner wurden gewöhnlich halb gekocht zu einem dicken Brei zerquetscht. Sie schenkten mir eine Anzahl Beutel voll, die ich sehr gern annahm, da ich des immerwährenden Fleischessens ganz überdrüssig war.

Die Damara's wünschten auf ihrer Reise das ziemlich weit nördlich gelegene Land der Ovambos zu berühren, mit denen sie in lebhaftem Handelsverkehr standen, und bei denen sie Vieh gegen Eisenwaaren vertauschen wollten. Dieses Volk trieb auch Ackerbau, hatte feste Wohnsitze und sollte betriebsam, ehrlich und zuverlässig sein. Mit vielem Vergnügen berichteten die Damaras von der Gastfreiheit und Freundlichkeit der Ovambo's gegen Fremde, und schilderten sie als ein sehr zahlreiches und mächtiges Volk, das

von einem einzigen Häuptling oder König mit Namen Nangoro regiert werde, den sie sich als einen wahren Riesen vorstellten. Ueber die Entfernung des Ovambo-Landes von dem Orte aber, wo wir uns jetzt befanden, gaben sie nur unbestimmte, widersprechende und unbefriedigende Aufschlüsse; dennoch war ich geneigt, das interessante Land mit ihnen aufzusuchen. Schon nach wenigen Tagereisen stellte es sich indessen heraus, daß Niemand von der ganzen Karavane je selbst dort gewesen sei, so daß wir endlich froh sein mußten, auf einen Hottentotten zu stoßen, der sich unter der Bedingung, ein Kalb als Belohnung zu erhalten, zu unserm Wegweiser erbot. Mit Vergnügen gingen wir auf diesen Vorschlag ein, waren aber so unklug, ihm den bedungenen Lohn im Voraus zu geben. Am Abend des folgenden Tages kamen wir an ein Dorf, in dessen Nähe wir unser Lager aufzuschlagen beschlossen. Noch ehe wir es aber erreichten, war unser Wegweiser davongelaufen, indem er außer dem Kalbe auch noch ein paar Decken mitgenommen hatte, welche ihm Timbo geliehen.

Die Nachricht von der Ankunft einer Karavane, bei welcher sich ein paar weiße Fremdlinge befanden, hatte sich bald durch das ganze Dorf verbreitet, und schaarenweise kamen die Leute herbeigelaufen, um mich zu sehen. Einige thaten mir den Vorschlag, uns zu ihrem großen Häuptling Tjopopa zu führen, und da seine Residenz, obwohl noch ziemlich fern, doch auf unserm Wege nach dem Lande der Ovambo's lag, so willigte ich gern ein.

Nach mehreren Tagereisen langten wir im Kraal Tjopopa's an. Dieser war ein Freund Nangoro's, und mit seiner Hülfe war er, wie mir seine Unterthanen erzählten, ein Häuptling ersten Ranges geworden. So viel wenigstens fand ich bestätigt, daß er jetzt im größten Ueberfluß lebte, obwohl er, wie auch mancher Andere, der allzu reich mit irdischem Gut gesegnet ist, außerordentlich geizig war. Sein Kraal, Okamabuti genannt, lag am Fuß von waldigen Höhen, die man mir als Aufenthaltsort vieler Elephanten bezeichnete, und wirklich trug auch die ganze Gegend deutliche Spuren der Zerstörungswuth dieser Thiere. Ich beschloß sogleich einige Jagd-Expeditionen zu unternehmen; es hielt aber sehr schwer, einen Begleiter und Führer aufzutreiben, da die Furcht vor den Elephanten alle Grenzen überstieg. Wie groß war daher mein Erstaunen, als sich eines Morgens unser ehemaliger hottentottischer Wegweiser wieder bei mir einstellte, und mir seine Dienste von Neuem anbot. Sein auffälliges, plötzliches Verschwinden wußte oder suchte er mit allerlei Lügen zu beschönigen, von den mitgenommenen Decken aber erwähnte er kein Wort. Da mir Niemand anders zu Gebote stand, so beschloß ich es noch einmal mit dem Schurken zu wagen. Der Tag war drückend heiß, und wir

waren erst wenige Stunden weit gekommen, als ich mich schon im höchsten Grade matt und durstig fühlte. Ich fragte meinen Begleiter, ob es nicht möglich sei, etwas Wasser zu bekommen, erhielt aber eine mürrische und trotzige Antwort, und eben wollte ich den Weg fortsetzen, als der Hottentott plötzlich sagte:

„Das ist ein köstlicher Hut, den Sie da haben; den werden Sie mir schenken, oder ich gehe keinen Schritt weiter."

Unter gewöhnlichen Umständen schon wäre es sehr unangenehm gewesen, einem solchen Wunsche nachzukommen; aber noch fataler war es hier unter den brennenden Strahlen der Sonne. Zum Unglück stand ich in der weiten Wildniß, die uns umgab, ganz in der Macht des Bösewichtes, denn unvorsichtiger Weise hatte ich ihm meine Büchse sammt der Munition zum Tragen gegeben, und der Kerl war mir an Körperkraft weit überlegen. Mit einem Seufzer und in der Hoffnung, weiteren Plackereien dadurch zu entgehen, gab ich den Hut hin. Weit gefehlt! Noch war keine Stunde wieder vergangen, als der Hottentott sich ganz gemüthlich in den Sand setzte, über den weiten Weg klagte und mit einem bedeutungsvollen Blick auf meine Jacke hinzufügte, daß dieses Kleidungsstück ihm trefflich passen würde. Erstaunt über die Unverschämtheit dieses Menschen weigerte ich mich, seinem Wunsch nachzukommen; er aber sagte, wenn er die Jacke nicht bekäme, so würde er mich ohne Schutz und Waffen meinem Schicksal überlassen; und so sah ich mich gezwungen, auch noch die Jacke hinzugeben.

Auf diese Weise nahm der Nichtswürdige mir im Verlauf des Tages ein Kleidungsstück nach dem andern ab, nnd würde mir sicherlich nicht einmal das Hemd auf dem Leibe gelassen haben, wenn uns nicht plötzlich ein paar Diener Tjopopa's begegnet wären, denen ich meine Geschichte erzählte. Jetzt mußte der nichtswürdige Hottentott nicht nur seinen Raub wieder herausgeben, sondern bekam auch noch eine tüchtige Tracht wohlverdienter Prügel. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß ich für diesmal meine Jagd-Expeditionen aufgab und froh war, in der Begleitung jener Diener in mein Lager zurückkehren zu können.

Während unseres Aufenthaltes in Okambuti starb Tjopopa's alte Mutter, und nach einer lobenswerthen Sitte ertönte einen ganzen Tag lang das Trauergeheul der Weiber. Dabei schlachtete und opferte man ganze Heerden von Vieh. Als sie beerdigt werden sollte, wurden die Wände des Grabes mit Zwiebelsaft bestrichen, und dann der Leichnam in sitzender Stellung hinabgelassen, wobei man sorgfältig darauf achtete, daß das Gesicht gegen Norden gekehrt war. Zu Füßen der Leiche warf man Erde von einem Ameisenhaufen, und dann schüttete man das Grab langsam

zu, bis nur noch ein Theil des Kopfes darüber hervorragte, auf den ein Stück Rasen gelegt ward. Jetzt erschien eine alte Frau, wahrscheinlich eine Verwandte der Verstorbenen, brachte allerlei Garten- und Feldfrüchte, sowie verschiedene Kleidungsstücke und Putzsachen herbei, wandte sich nach dem Grabe zu und rief: „Hier hast Du alle Deine Sachen!“ Dann aber nahm sie diese sonderbarer Weise wieder mit fort. Alle Angehörigen und Umstehenden zogen sich gleichfalls nun zurück, und die Weiber sangen in einer traurigen Tonart, um ihren Kummer auszudrücken: „Yo! Yo! Yo!“

Tjopopa konnte ganze Tage in unserm Lager zubringen, ohne das Mindeste vorzunehmen, aber er bettelte um Alles, was er sah. In den Taback war er ganz vernarrt, und er hätte sich zu Allem brauchen lassen, wenn er nur in dem narkotischen Kraut schwelgen konnte. Von Gemüthsart zeigte er sich übrigens sanft und nachgiebig, nur sein Geiz war ein überaus häßlicher Fehler an ihm. Ich hatte nach und nach viel von meinem Vieh eingebüßt, und suchte ihn daher mit meinen besten Handelsartikeln zu bewegen, mir einige Ochsen zu verkaufen. Nach langer Musterung, bei der er seine Aufmerksamkeit besonders auf kupferne und eiserne Gegenstände wandte, wählte er endlich eine nicht unbedeutende Menge aus und ließ sie nach seiner Wohnung schaffen. Als ich mich aber am folgenden Tage bei ihm meldete, um meine Bezahlung in Empfang zu nehmen, entgegnete er mir sehr lakonisch:

„Ach, bei uns handelt es sich nicht um kaufen oder verkaufen. Ihr werdet während Eures Hierseins noch genug Lebensmittel brauchen; die sollt Ihr von mir bekommen.“

Außerdem war unser Freund Tjopopa ein sehr sinnlicher Mensch. Er besaß nicht weniger als zwanzig Weiber, von denen zwei zu unserm Entsetzen Mutter und Tochter waren. Ich habe überhaupt gefunden, daß diese Sitte bei all’ diesen in moralischer Beziehung sehr niedrig stehenden Völkern nichts Ungewöhnliches ist. So gehen z. B. auch, wenn ein Häuptling stirbt, alle seine Frauen in den Besitz seines Bruders oder nächsten Anverwandten über.

Um diese Zeit traf eine Anzahl reisender Handelsleute vom Volke der Ovambo’s in Okamabuti ein. Von ihnen hoffte ich einen Wegweiser zu unserer Weiterreise in ihr Vaterland zu erhalten. In dieser Hoffnung aber täuschte ich mich. Nicht nur schlugen sie meine Bitte rund ab, sondern waren auch sehr zurückhaltend und mißtrauisch gegen uns. Außerdem versicherten sie, daß jeder Versuch von unserer Seite, die Reise allein zu unternehmen, zu unserm Verderben führen würde; denn wenn wir auch vielleicht Wasserquellen träfen, so würde der Häuptling doch keinen ihm

unbekannten weißen Fremden ohne vorherige Benachrichtigung in seinem Lande aufnehmen. Wollten wir dagegen in Okamabuti bleiben, bis sie ihre Waaren abgesetzt, so versprachen sie, uns zu ihrem König Nangora mitzunehmen. Endlich willigten wir in diesen Vorschlag ein, und nun waren wir bald die besten Freunde mit den Ovambos.

Ich benutzte die Zeit des Wartens, mich fleißig in der Gegend umzuschauen und manchen schönen und interessanten Vogel zu schießen. Die Eingebornen konnten gar nicht begreifen, warum ich mich, um in den Besitz so nutzloser Thiere zu gelangen, die ich nicht einmal verspeiste, so vielen Anstrengungen und Gefahren aussetzte. So oft ich meine Jagdtasche leerte, brachen sie in ein schallendes Gelächter aus, und da sie ohnehin meinen Namen nicht behalten und aussprechen konnten, so nannten sie mich „Karabontera" d. h. Vogeltödter, ein Name, unter welchem sich wohl noch Mancher in der dortigen Gegend meiner erinnern wird.

Endlich hatten die Ovambos sich nach und nach wieder in Tjopopa's Kraal gesammelt, und unsere Gesellschaft zählte zu unserm eigenen Erstaunen jetzt nicht weniger als hundertundsiebzig Seelen. Achtundsiebzig darunter waren Hottentotten-Frauen und Mädchen, die sich uns aus verschiedenen Ursachen angeschlossen hatten. Einige suchten Beschäftigung; Andere besaßen allerlei zierliche Schmucksachen, besonders Leibchen von Straußeierschaalen, die sie verkaufen wollten; die meisten aber suchten unter den anwesenden Männern Eroberungen zu machen. Namentlich stand Timbo, der trotz seiner schwarzen Farbe ein ungewöhnlich schöner Mann war, bei allen diesen Damen gut angeschrieben; als ich ihn aber eines Tages zum Scherz fragte, ob er nicht eine der Schönen mit seiner Hand beglücken wolle, antwortete er mir halb wehmüthig, halb boshaft in seinem Kauderwelsch:

„Nein, Maser, ich nicht heirathen mehr; Weiber sein große Canaillen auf die ganze Welt!"

Timbo sprach aus Erfahrung; er war in der Kapstadt bereits vermählt gewesen, ohne wie es schien eine glückliche Wahl getroffen zu haben; denn als er einst nach einer zehnmonatlichen Reise in sein Haus kam, fand er, daß die treulose Gattin ihn nicht nur wegen eines Andern verlassen, sondern auch seinen ganzen sauer erworbenen Verdienst mitgenommen hatte.

Nach ein paar Tagemärschen standen wir plötzlich am Ufer des Otjikoto, einer der merkwürdigsten Vertiefungen der Erdoberfläche, die ich je gesehen. Sie ist in festen Kalkstein ausgehöhlt, hat einen Durchmesser von vierhundert Fuß, und eine Untersuchung mit der Lothleine ergab schon am Ufer eine Tiefe von zweihundertfünfzehn Fuß. Bis dreißig Fuß unterhalb des Randes

ist die Vertiefung mit Wasser angefüllt. Dieser wunderbare See liegt in einem dichten Gehölz, so daß man wenige Schritte an ihm vorübergehen kann, ohne ihn zu bemerken. Die steilen und mit Bäumen bewachsenen Ufer hindern das Vieh an das Wasser hinunter zu steigen, und auch die Menschen erreichen es nur auf einem schwer zugänglichen Fußpfade. Nachdem wir unsere Augen an dem herrlichen Anblick geweidet, erwachte in George und mir das lebhafteste Verlangen nach einem Bade, und kopfüber stürzten wir uns in das tiefe Wasser. Sprachlos vor Schreck standen die Eingebornen dabei. Noch kurz vorher hatten sie uns erzählt, daß wenn ein Mensch oder Thier das Unglück habe, in das Wasser zu fallen, sie unvermeidlich ertrinken müßten. Ich glaubte, diese Ansicht hinge mit irgend einer abergläubischen Vorstellung zusammen; jetzt aber fand ich die wahre Erklärung. Die Kunst zu schwimmen war nämlich in dieser Gegend noch vollkommen unbekannt. An einer Seite des Sees befand sich in dem Kalkgestein eine tiefe Grotte, in welche wir hineinschwammen. Die Durchsichtigkeit des tiefen meergrünen Wassers war wunderbar, und der Lichteffect unsäglich schön, welcher auf dem Wasserspiegel durch die Reflexion der krystallischen Grottenwände entstand. Eulen und Fledermäuse in Unzahl hatten hier ihren Wohnsitz. Einige der erstern sah ich unbeweglich auf den Klippen sitzen, und da ich mich ihnen näherte, fand ich, daß sie todt waren. Sie sahen aus wie Mumien und saßen vielleicht schon Jahrelang an dieser Stelle.

Am Otjikoto blieben wir nur einen Tag; und nachdem wir am folgenden Morgen einige Stunden gereist waren, hörte der Weg vollständig auf, so daß wir uns durch dichte Dornbüsche hindurcharbeiten mußten. Dies verursachte uns nicht nur außerordentlich viel Mühe und Zeitverlust, auch unsere Kleider und unser Gepäck waren bald in Fetzen gerissen. Von den Wegen früherer Karavanen war jede Spur verschwunden, und jetzt erst ward es mir klar, auf welche Schwierigkeiten wir gestoßen sein würden, wenn wir die Reise auf unsere eigene Hand fortgesetzt hätten. Ohne die kundigsten Führer wäre es ein ganz vergebliches Unternehmen gewesen. Wir rückten jetzt so langsam vorwärts, daß wir über acht Tage gebrauchten, ehe wir zu den ersten Wohnungen der Ovambo's kamen. Die Art der letztern, uns bei sich willkommen zu heißen, war eine sehr sonderbare. Sobald wir Alle uns nämlich niedergesetzt hatten, brachte man eine ungeheure Schüssel mit frischer Butter, womit das Oberhaupt des Kraals jeder Person Brust und Angesicht bestrich. Nachdem er diese Ceremonie an seinen eigenen Freunden und Landsleuten vollzogen, sollte auch ich an die Reihe kommen.

„Nun, in Gottes Namen, wenn es einmal nicht anders geht," rief ich, „so macht es wenigstens gnädig mit mir!"

Wirklich kam ich mit ein paar Strichen über das Gesicht davon; alle Anwesenden aber brachen in ein helles Gelächter aus.

Abermals nach ein paar Tagereisen betraten wir die schöne fruchtbare Ebene, in welcher die Residenz des Häuptlings gelegen ist. Die Landschaft schien ein unbegrenztes Feld von goldenem Korn, das mit zahlreichen friedlichen Wohnungen abwechselte und von dem milden Licht der tropischen Sonne erleuchtet wurde. Hier und da erhoben sich riesengroße, in dunklem Laubschmuck prangende Nutzhölzer und Fruchtbäume, während unzählige Fächerpalmen das Bild vervollständigten. Mir erschien dieses Land als ein wahres Elysium, das mich in reichem Maaße für alle Mühen und Entbehrungen entschädigte.

Eigentliche Städte und Dörfer giebt es in dem Ovambolande nicht, sondern das Volk lebt, wie die Patriarchen der Urzeit, in Familien beisammen. Jede Wohnung liegt mitten in einem Kornfelde und ist mit einer hohen und starken Umzäunung umgeben. In das königliche Gehöft einzutreten, ward uns nicht erlaubt; statt dessen wies man uns eine kleine Baumgruppe an, in deren Schatten wir unser Lager aufschlugen. Nangoro ward jedoch von unserer Ankunft in Kenntniß gesetzt und sogleich sandte er einen Diener mit einer brennenden Fackel, der uns unser Feuer auslöschen hieß, um es mit dem Feuer von des Königs eigenem Herde von Neuem anzuzünden.

Wir hatten uns schon fast drei Tage in Nangoro's Residenz aufgehalten, ehe derselbe uns die Ehre seines Besuches schenkte. Es schien dies jedoch bei allen mächtigeren Fürsten im Innern Afrika's Sitte zu sein, wahrscheinlich um den Fremden dadurch einen recht hohen Begriff von ihrer Würde beizubringen.

Wenn die Korpulenz als ein Abzeichen königlicher Hoheit gelten kann, so konnte es von Nangoro mit Recht heißen: „jeder Zoll ein König." Nach unsern Anschauungen aber war er die plumpeste, schwerfälligste Gestalt, die nur zu finden ist. Sein Gang erinnerte lebhaft an das Watscheln einer Ente, und da er fast vollständig nackt war, so zeigten sich alle seine Reize im schönsten Licht. Besonders auffallend aber war es, daß er die einzige korpulente Person im ganzen Lande war. Als wir unsere Verwunderung darüber äußerten, erfuhren wir zu unserm Erstaunen, daß es bei einem Unterthanen für eine Art von Majestätsbeleidigung galt, fett zu sein; dieses Privilegium hatte nur der König.

Als wir eines Tages dem König unsern Gegenbesuch abstatteten, bewirthete er uns sehr reichlich mit Bier, welches in einem aus einem ungeheuern Kürbis verfertigten Gefäß aufge-

tragen und mit Löffeln, die zierlich aus kleinen Kürbissen gearbeitet waren, ausgeschöpft ward. Ich befand mich gerade an diesem Tage nicht recht wohl, und konnte deshalb dem übrigens wohlschmeckenden Getränk nicht recht zusprechen. Dies schien Nangoro übel zu nehmen, und unvermuthet stieß er mich mit seinem Scepter, einem scharf zugespitzten Stock, heftig vor den Leib. Erschrocken sprang ich sogleich vom Boden empor; dies schien den König zu freuen; denn er brach in ein heiseres und grunzendes Gelächter aus und mußte sich beide Seiten halten, um nicht zu zerplatzen.

Unter allen Negervölkern, die ich kennen gelernt, sind die Ovambos die einzigen, denen ich Ehrlichkeit nachrühmen kann. Sie schienen einen wirklichen Abscheu vor dem Diebstahl zu empfinden und versicherten, wenn Jemand unter ihnen dabei ertappt würde, so führe man ihn augenblicklich nach der Residenz des Königs und steche ihn mit Spießen todt. In unserm Lager konnten wir daher Alles unbewacht liegen lassen, ohne daß die Eingebornen es auch nur zu berühren wagten, und als wir bei unserer Wiederabreise aus Versehen einige Kleinigkeiten zurückgelassen hatten, kamen uns Boten mehrere Meilen weit nachgelaufen, um sie uns wieder einzuhändigen.

Aber die Ehrlichkeit ist keineswegs die einzige gute Eigenschaft der Ovambos. In ihrem Lande gab es keine Armen, und die Kranken und Bejahrten wurden mit einer seltenen Sorgfalt und Liebe gepflegt und beschützt. Welch' ein Contrast zu der Sitte vieler anderer Negerstämme, die ich kennen gelernt, und die, wenn Jemand alt wird und nicht länger im Stande ist, für sich selbst zu sorgen, ihn oft in die Wüste oder den Wald hinausführten, wo er eine sichere Beute der wilden Thiere werden mußte. Nicht selten war ich sogar Zeuge, wie die Wilden ihre Kranken durch einen Schlag auf den Kopf tödteten.

Ferner sind die Ovambos außerordentlich gastfrei, und wir hatten in dieser Beziehung oft Gelegenheit, ihre Güte in Anspruch zu nehmen. Ihre Lieblingsspeise ist eine Art dicker Mehlbrei, der stets warm mit zerlassener Butter oder saurer Milch genossen wird. Als wir einmal auf der Jagd waren, geleitete uns unser Führer in das Haus eines seiner Freunde, der uns mit diesem Gericht bewirthete. Da man uns jedoch keine Löffel reichte, so wußten wir nicht, was wir mit der Speise anfangen sollten. Als unser Wirth unsere Verlegenheit bemerkte, fuhr er sogleich mit seinen schmutzigen Fingern in die dampfende Schüssel, nahm eine Hand voll Brei heraus und warf ihn in die Milch. Dann rührte er dies tüchtig durcheinander, öffnete seinen großen Mund und ließ die angenehme Mischung darin verschwinden. Dabei warf er uns einen ermunternden Blick zu, als wolle er sagen: „So

wird das gemacht, Ihr lieben Leutchen!" Obgleich diese Art zu speisen uns nicht sonderlich behagte, so wäre es doch für unsern freundlichen Wirth beleidigend gewesen, sein edles Beispiel zu mißachten, und es blieb uns daher nichts übrig, als in der beschriebenen Weise zuzulangen, wobei wir uns zum Ergötzen unserer schwarzen Freunde mehr als einmal die Finger verbrannten.

Die Polygamie ist unter den Ovambos etwas ganz Gewöhnliches. Ein Mann darf so viele Frauen nehmen, als er erhalten kann. Das Weib wird gleichsam als ein Handelsartikel betrachtet, und ihr Werth als solcher ist gleich zwei Ochsen und einer Kuh. Nur der Häuptling braucht seine Frauen nicht zu bezahlen, sondern man sieht die Ehre, ihm anzugehören, als hinreichenden Ersatz an. Dieses Vorrecht hatte Nangoro nach Kräften ausgebeutet; denn sein Harem wies nicht weniger als hundert und sechs schwarze Schönheiten auf.

Stirbt der König, so folgt ihm sein Sohn, und in Ermangelung eines solchen seine Tochter. Dies zu ermitteln hielt übrigens sehr schwer, denn so oft wir anfingen vom etwaigen Tode des Häuptlings zu sprechen, wurden die Ovambos unruhig und ängstlich, und endlich gaben sie uns zu verstehen, daß dergleichen Gespräche bei ihnen als „Hochverrath" verpönt seien, indem der König dadurch auf den Gedanken kommen könne, man trachte ihm nach dem Leben.

Nachdem unsere Reisegenossen, die Damaras, alle ihre Waaren abgesetzt, traten wir unsere Rückreise wieder an. Unser Aufenthalt unter den Ovambos fing ohnedies bereits an, uns langweilig zu werden, denn Nangoro suchte je länger, je mehr, die unumschränkte Herrschaft, die er über seine Unterthanen übte, auch auf mich und meine Gesellschaft auszudehnen. Wir durften uns keine halbe Meile weit von unserm Lager entfernen, ohne vorher seine allerhöchste Erlaubniß einzuholen; auch unsere Lebensmittel fingen an, knapp zu werden, und er machte keine Miene, uns auch nur das Geringste von seinem Ueberfluß mitzutheilen. Endlich kurz vor unserm Aufbruch gab er einem seiner Diener den Befehl, von seinen Unterthanen einen Tribut an Korn für uns einzutreiben; aber diese Freigebigkeit auf anderer Leute Kosten kam zu spät, da wir selbst uns jetzt schon durch Tausch einen hinreichenden Vorrath zu verschaffen gewußt hatten.

Bald genug lagen die schönen und fruchtbaren Ebenen des Ovambolandes in unserm Rücken, und die Plage begann nun von Neuem. Nangoro hatte ursprünglich versprochen, uns einen Führer mitzugeben, dann aber hatte er uns verrätherischer Weise im Stich gelassen. Nur indem wir all' unsern Scharfsinn aufboten, gelang es uns, den Rückweg zu finden. Dazu befanden wir uns

jetzt mitten in der kalten Jahreszeit. Die Nächte waren schneidend kalt, und oft mußten wir auf freien, öden Flächen übernachten, in welchen der durchdringende eisige Wind von allen Seiten Zugang fand, ohne daß wir auch nur einen Span Holz zur Feuerung besaßen. Fürchterlich standen unsere armen Damaras aus, denen es an aller warmen Kleidung fehlte, um sich vor dem Frost zu schützen; sie konnten nur dadurch Leben und Wärme einigermaßen in ihrem Körper zurückhalten, daß sie sich auf dem Boden eines ausgetrockneten Brunnens zusammenkauerten. Am übelsten aber ging es dem armen Timbo. Eines Morgens sahen wir zu unserm Entsetzen, daß seine schwarze glänzende Hautfarbe sich plötzlich in ein bleiches Aschgrau verwandelt hatte.

Endlich nach einer fast vierzehntägigen ununterbrochenen Reise erreichten wir unser Lager in Okamabuti, wo ich einige von meinen Leuten zurückgelassen. Tjopopa war während unserer Abwesenheit von diesem Ort fortgezogen, um sich einige Meilen weiter westlich niederzulassen. Meine Leute waren seinem Beispiel gefolgt, und als wir uns dem Lager näherten, sah ich den alten Piet auf einem Baum sitzen und ängstlich nach uns ausschauen. Alle geriethen über unsere glückliche Rückkehr außer sich vor Freude, denn sie hatten die Hoffnung, uns je wiederzusehen, schon fast aufgegeben. Nachdem indessen die gegenseitigen herzlichen Begrüßungen vorüber waren, begannen die Klagelieder. Die Eingebornen hatten sich zwar stets friedlich benommen, ihnen aber durch Bettelei und Spitzbüberei viel Aerger verursacht, worin der Häuptling wiederum alle seine Unterthanen übertroffen. Außerdem hatte er seine Schulden noch immer nicht bezahlt, hatte stets genommen, ohne je zu geben, so daß meine Leute zu wiederholten Malen förmlichen Mangel leiden mußten.

Erzürnt über dieses schamlose Betragen brach ich nach wenigen Tagen der Ruhe und Erholung mit der ganzen Karavane auf, ohne von Tjopopa Abschied zu nehmen. Wir eilten, so schnell der schlechte Zustand unseres Viehs es erlaubte, nun der Westküste zu, wobei meine Erlebnisse und Abenteuer im Wesentlichen dieselben waren, wie ich sie bereits auf meiner Reise nach dem Ngami geschildert habe. Ich will daher den Leser nicht mit Wiederholung vieler Einzelnheiten ermüden. Nur so viel will ich bemerken, daß unsere Anstrengungen noch schwerer, unsere Entbehrungen noch härter waren. Die Brunnen fanden wir oft dermaßen mit Sand verschüttet, daß zuweilen dreißig Mann zwanzig Stunden lang zu arbeiten hatten, ehe wir Wasser genug bekamen. Außerdem war die Kälte stets im Wachsen; bei Sonnenaufgang war das Eis oft einen halben Zoll dick, und es fehlte uns an dauerhaften Stiefeln, um die Füße zu schützen.

Wild trafen wir wiederum in Menge, und schossen soviel wir zu unserm Unterhalt gebrauchten, ohne daß wir genöthigt waren, unsere Zuflucht zu dem wenigen Vieh zu nehmen, das uns noch übrig blieb. Aber auch Raubthiere waren in Menge vorhanden, die ja immer dem größern Wilde folgen. Bei Nacht wurden wir unaufhörlich von dem widrigen Geheul der Hyänen geplagt, gegen welche wir einige sehr angenehme Jagd-Expeditionen unternahmen.

Als ich mich eines Morgens früh auf der Jagd befand, entdeckte ich eine kleine Heerde Gnus, die ganz friedlich an der Krümmung eines Flusses weidete. Von den Unebenheiten des Bodens gedeckt, näherte ich mich ihnen, als sie plötzlich die Köpfe hin und her warfen, mit den Schwänzen um sich schlugen, ängstlich mit den Füßen scharrten und rings um sich witterten. Diese sonderbare Unruhe konnte ich mir nicht erklären; denn ich war sicher, daß sie mich gesehen hatten. Lange sollte ich jedoch nicht im Ungewissen bleiben, denn im nächsten Augenblick vernahm ich ganz in meiner Nähe ein Geräusch. Ich werfe einen Blick in der Richtung, woher der Schall kam, und entdecke zu meinem Erstaunen zwei Löwen und eine Löwin auf einer Anhöhe fast unmittelbar über mir, die sich gleichfalls nach dem Wilde umzuschauen schienen. Instinctmäßig richtete ich den Lauf meiner Büchse nach dem Kopfe des mir zunächst befindlichen Löwen; ein Augenblick der Ueberlegung aber zeigte mir, daß die Mindermacht auf meiner Seite zu bedeutend war, um den Kampf wagen zu können; ich sparte daher meinen Schuß, um bereit zu sein, wenn die Löwen mich angreifen sollten. Sie aber betrachteten mich nur ein paar Augenblicke lang; dann verschwanden sie mit dumpfem Gebrüll hinter einem Sandhügel.

Während dessen hatten auch die Gnus das Weite gesucht; da ich indessen gar zu gern eines geschossen hätte, so folgte ich ihnen auf dem Fuße nach, fand aber bald zu meinem Aerger, daß meine drei königlichen Freunde mit offenem Rachen in derselben Absicht gleiche Richtung mit mir hielten. Auch jetzt noch gab ich mein Vorhaben nicht auf, sondern jagte den Antilopen nach, bis ich ihre Spur in einem dichten Gehölz verlor.

Als ich der Gnus zuerst ansichtig geworden, hatte ich meinen Begleiter, einem Damaraknaben, der meine andere Büchse trug, in einiger Entfernung hinter mir zurückgelassen, mit der Weisung, je nach Umständen mir nachzukommen. Sobald die Thiere mir nun entwischt waren, rief ich laut nach seinem Namen und feuerte mehr als einmal meine Büchse ab, um ihm die Richtung anzugeben, bekam aber keine Antwort. Ich glaubte nicht anders, als das Bill in unser Lager zurückgekehrt sei, und begab deshalb auch

mich dahin. Aber Niemand wußte hier etwas von ihm; Niemand hatte ihn gesehen. Da faßte mich plötzlich der entsetzliche Gedanke, daß ihn die Löwen erwischt haben könnten. Ohne einen Augenblick zu zögern, lief ich nach der Stelle zurück, von wo ich das Wild zuerst entdeckt; aber alle meine Versuche, den Knaben zu finden, blieben vergeblich. Voll Angst über sein Schicksal und vor Anstrengung bei der glühenden Sonnenhitze — denn trotz der eisigen Nächte war es am Tage brennend heiß — konnte ich keinen Schritt mehr weiter gehen, sondern streckte mich an die Erde nieder, um unsere Karavane zu erwarten, die sich eben langsam wieder in Bewegung setzte. In demselben Augenblick kam zu meiner großen Freude der Knabe aus dem Walde daher gesprungen. Seine Geschichte war bald erzählt; er hatte sich, indem er mir folgen wollte, verirrt und lange Zeit gebraucht, ehe er den richtigen Weg wieder fand.

Hier und da trafen wir auch auf Dörfer von Buschmännern oder Hottentotten. Die Mitte eines solchen Dorfes stellt gewöhnlich einen leeren Platz dar, auf welchem die Kinder, deren Zahl immer groß ist, ihre Spiele treiben; Alle nackt, trotz der sengenden Sonne. Dabei zeigten sie oft eine Gelenkigkeit und Schnelle, die unglaublich ist, und ihre Farbe trug dazu bei, daß man ein Heer junger Teufelchen zu sehen glaubte. Selbst die kleinsten Kinder, welche bei uns in der Wiege liegen, krabbeln hier im Sande herum, und Niemand kümmert sich um sie; sie müssen für sich selbst Sorge tragen. Nichts ist possierlicher, als diese kleinen schwarzen Puppen zu sehen, die, kaum geboren, sich schon im Sande wälzen und tummeln; denn die Entwickelung in diesem Klima geht unglaublich rasch vor sich. Uebrigens haben diese Kinder gut spielen; sie zerreißen weder, noch beschmutzen sie ihre Kleider. Unter diese muntere Jugend mischt sich anmuthsvoll das Vieh, und die Böckchen springen über die kleinsten Kinder hinüber und herüber.

Endlich waren wir wieder in der Wallfischbai angelangt. Diese gewährte ein seltsames Schauspiel; ihre ganze Oberfläche war mit einer so zu sagen dicht zusammenhängenden Masse todter Fische bedeckt. Wir konnten uns diese ungewöhnliche Erscheinung nicht anders erklären, als daß eine Epidemie unter den Fischen grassirt haben mußte, um so mehr, als man nicht bloß eine oder zwei Arten dieser Thiere todt auf der Oberfläche des Wassers schwimmen sah, sondern da es von Fischen aller Art wimmelte, die hier an dem Ufer vorkamen, den riesengroßen Hai nicht ausgenommen. An einigen Stellen war die Schicht dieser Fische so dicht, daß man Mühe hatte, sie mit einem kleinen Boote zu durchschneiden.

Da binnen einigen Wochen das Missionsschiff erwartet wurde,

welches von Zeit zu Zeit die Wallfischbai vom Kap aus mit Lebensmitteln versorgte, so beschloß ich, mit dieser Gelegenheit nach der Kapstadt zurückzukehren. Ich vertrieb mir inzwischen die Zeit durch fleißige Besuche auf ein paar andern Schiffen, einer Brigg und einer Barke, welche gerade in der Wallfischbai vor Anker lagen. Die erstere gehörte einem Engländer, welcher Guano und salpetersaures Natron holte, das sich, wie er gehört hatte, an dieser Küste finden sollte. Wirklich glaubte er dieses kostbare Salz gefunden zu haben und theilte mir seine Entdeckung als ein großes Geheimniß mit. Als wir aber untersuchten, was er gefunden hatte, ergab es sich, daß es nichts mehr und nichts weniger war, als Stücke ganz gewöhnlicher Seife, die wahrscheinlich zur Ladung irgend eines verunglückten Schiffes gehört hatte. Der Einfluß des Seewassers hatte ihr Aussehen indeß so verändert, daß ein solcher Irrthum leicht möglich war. Als der arme Kapitän das wahre Resultat seines Fundes erfuhr, war er, wie man begreifen wird, nicht wenig unzufrieden und ärgerlich.

Das andere Schiff war ein amerikanisches und machte auf Pottfische Jagd, die in diesem Wasser nicht selten sind. Unsere schlechten und zerrissenen Kleider und unsere ungeschorenen Bärte waren Schuld, daß der Kapitän uns anfangs mit sehr mißtrauischen Blicken betrachtete und Gott weiß was für Banditen zu Wasser und zu Lande in uns witterte, die besser in die Gesellschaft wilder Thiere als Menschen paßten. Als wir ihm jedoch diesen Irrthum hinlänglich widerlegt hatten, wurden wir stets sehr gastfrei am Bord seines Schiffes aufgenommen. Bei einem solchen Besuch begegnete mir etwas, das leicht gefährliche Folgen hätte haben können. Ich war in meinem kleinen sogenannten „Mackintoshkahn" eben auf der Rückfahrt an's Land begriffen, als der Wind von eben daher sehr heftig zu blasen begann. So leicht ein solches Fahrzeug bei ruhigem Wetter zu regieren ist, so war es doch wegen seines flachen Bodens und seiner ganzen leichten Construction unmöglich, einem scharfen Winde damit entgegen zu fahren. Dennoch war ich dem Lande bis auf einen Steinwurf weit nahe gekommen; da aber konnte ich meinen Kahn nicht mehr regieren, und meine Versuche, ihn vorwärts zu bringen, blieben eine ganze Stunde fruchtlos. Schon fühlte ich, daß meine Kräfte mich verließen; ich ruhte daher ein paar Momente aus, und machte dann noch eine letzte verzweifelte Anstrengung. Wirklich gelang es mir jetzt, mein Fahrzeug an eine seichte Stelle zu bringen; ich sprang heraus und rettete mich glücklich an's Land. Mein Arm aber war ganz erlahmt, und eine lange Weile konnte ich ihn nicht einmal in die Höhe heben. Hätte der Kampf noch eine Minute länger gedauert, so wäre ich wohl in die offene See hinausge-

trieben worden, und da der Wind mit großer Heftigkeit blies, so ist es nicht zweifelhaft, welches das Resultat gewesen sein würde.

Auch die Jagd auf Strauße, deren sich in der Umgegend der Wallfischbai, in der sogenannten Naarip-Ebene, eine große Anzahl finden, gehörte jetzt zu meinen fast täglichen Vergnügungen. Bei einem dieser Ausflüge begleitete mich George. Wir hatten eine gute Meile landeinwärts zurückgelegt und befanden uns auf einem Theil der Ebene, der ganz ohne Vegetation war, als wir ein schönes Straußenpaar mit seinen Jungen erblickten. Sogleich stiegen wir von unsern Ochsen ab und begannen die Jagd. Die Vögel hatten indessen schon unsere Absicht bemerkt und sich eilend auf die Flucht begeben, das Weibchen voran, hinter ihm die Jungen und zuletzt das Männchen, welches in einiger Entfernung von den andern den Zug schloß. Es lag etwas wahrhaft Rührendes in der Sorge, welche die Eltern für die Sicherheit ihrer Jungen an den Tag legten. Als sie sahen, daß wir ihnen immer näher kamen, ließ das Männchen plötzlich in seinem Lauf nach und schlug eine andere Richtung ein; da wir aber von unserm Vorhaben nicht abließen, so ließ es die Flügel hängen, daß sie fast den Boden berührten, und sprang erst in weiten, dann in immer engern Kreisen um uns herum, bis es uns ungefähr auf einen Pistolenschuß nahe war. Da plötzlich warf es sich auf die Erde, ahmte die Bewegungen eines schwer verwundeten Vogels nach, und stellte sich, als arbeite es mit aller Kraft, um wieder auf die Beine zu kommen. Ich hatte bereits nach dem Strauß geschossen, glaubte wirklich, daß er verwundet sei und eilte zu ihm hin. Wie staunte ich aber, als ich gewahr ward, daß Alles nur eine Kriegslist gewesen, als er plötzlich wieder aufstand und in Windeseile dem Weibchen nachrannte, das mit den Jungen inzwischen schon einen bedeutenden Vorsprung gewonnen. Nachdem wir noch ungefähr eine Stunde lang anhaltend Jagd gemacht, erlegten wir neun von den Jungen; und obgleich wir wohl doppelt so viel Kugeln verschossen hatten, so mußten wir uns doch mit diesem Fange begnügen.

Wir nahmen uns zwar vor, das Unternehmen am folgenden Tage von Neuem zu beginnen; während unserer Abwesenheit aber war das längst erwartete Schiff eingetroffen, und da es nach wenigen Tagen schon wieder die Segel lichten wollte, so nahmen unsere Reisevorbereitungen unsere ganze Zeit in Anspruch. — Nach einer kaum achttägigen Seefahrt bei einem frischen günstigen Winde trafen wir nach einer Abwesenheit von mehr als anderthalb Jahren glücklich wieder in der Kapstadt ein.

Leben in Süd-Afrika.

I.

Der Kaffer im Kriege.

Begleitet von den freundlichsten Glückwünschen verließ ich im November 18 . . meine deutsche Heimath, um mich in Gravesend an Bord der „Lady Flora“ nach der Tafelbay einzuschiffen. Länger als es uns lieb war hielten ungünstige Winde uns im Kanal zurück, dann aber war unsere Fahrt eine glückliche, so daß wir im Laufe des Februar das Ziel unserer Reise erreichten. Während der Nacht warfen wir, in geringer Entfernung von der Stadt, unsere Anker aus, und der anbrechende Morgen zeigte uns den herrlichen Anblick des Tafelberges, wie er sich in ungeschwächter Kraft und in einer Höhe von 4000 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt. Da lagen vor uns zahllose Schiffe, heimwärts oder in die Fremde steuernd; da lag, ausgebreitet am Saum der Bucht und im Hintergrunde aufsteigend am Fuß des Gebirges, die Stadt selbst. Die Scene, vom Deck des Schiffes aus gesehen, das ich nun verließ, war von einer so großartigen und erhabenen Schönheit, daß das Auge ihrer nie müde ward. Der unabsehbar weite Gebirgszug, zu dem der Tafelberg gehört, die dichte weiße über seinem Gipfel schwebende und seine Stirn verhüllende Wolke, die edle schwungvolle Linie, welche die Bay beschreibt, der Ocean selbst endlich, wie er seine Wogen in majestätischem Ungestüm heranwälzt: Alles dies redete mit lauter Stimme von der Größe des Schöpfers.

Bald war ich am Ufer von den mich erwartenden Freunden umringt und betrat die Kapstadt. Es ist eine Mittelstadt von etwa 30—40,000 Seelen; doch ist ihre Größe beständig im Wachsen. Die Straßen sind breit und freundlich, und durchschneiden einander in rechten Winkeln; die Häuser haben flache Dächer und sind vor

der Thür meist mit einer erhöhten Terrasse versehen. Rings um die Stadt sieht man zahlreiche Landhäuser zwischen Weingärten und andern Anpflanzungen, und unter der Einwohnerschaft, die aus Engländern, Deutschen und Holländern besteht, findet man viel Intelligenz und Gemeinsinn. Die größte Plage der Kapkolonie sind die häufigen Kriege an den Grenzen gegen die wilden Kaffern und Hottentotten. Leser, Du kennst den Krieg nur aus Deiner Lektüre; glaube mir, es ist kein geringes Glück, daheim zu leben in unserm friedlichen Vaterlande. Der Krieg ist ein entsetzliches Handwerk, wie viel mehr ein solcher, wo die eine der beiden streitigen Parteien noch vollkommen im Barbarenthum befangen ist! Die Schrecknisse eines derartigen Krieges sollte ich hier bald genug und aus dem Grunde kennen lernen. Was auch geschehen ist, um die wilden Völkerschaften Süd-Afrika's, die Kaffern und Hottentotten, der Civilisation und dem Christenthum zu gewinnen; wie große Summen Geldes auch jährlich zu diesem Zweck verausgabt werden; noch leben diese Völkerschaften in tiefer moralischer Finsterniß; ja selbst diejenigen, die dem Namen nach Christen geworden sind, stehen ihren heidnischen Genossen in Thaten der Gottlosigkeit und Grausamkeit oft in nichts nach.

Durch Vermittelung meiner Freunde hatte ich in dem sogenannten „Britischen Kafferarien“, im Stromgebiet des Kat-Flusses und in der Nachbarschaft mehrerer Missionsstationen, eine kleine Farm mit Namen Petersdorf erworben, die ich zwar keineswegs so blühend und wohlgeordnet, mit guten Gebäuden, Wald- und Wiesengrund ꝛc. antraf, wie man sie mir geschildert, auf der ich aber bei Fleiß und Arbeitsamkeit doch genug für mich und die Meinigen zu gewinnen hoffte. Schon am ersten Tage meiner Ankunft fanden sich indessen ganze Schaaren von Hottentotten ein, welche sich Nachts in die Gärten schlichen und das wenige von eßbaren Früchten, was darin vorhanden war, vertilgten. Die Kaffern und Hottentotten haben nämlich alljährlich eine mehrere Monate lange Periode des Hungers, natürlich nur in Folge ihrer Faulheit und schlechten Haushaltung. Sie besitzen Land genug, um das Hundertfache von dem zu ernten, was es ihnen jetzt einträgt. Das einzige Getreide, welches sie bauen, ist Mais und sogenanntes Kaffernkorn, wozu noch Kürbisse kommen. Die geeignete Zeit zum Säen ist im südlichen Afrika der September; die Eingebornen aber verrichten dieses Geschäft meist schon im Juli, um nur den Samen aus ihren eigenen Augen zu entfernen, weil sie sonst in der Zeit des Hungers nicht der Versuchung widerstehen würden, darüber herzufallen. In dieser Periode des Hungers bieten sie dem Auge der Menschlichkeit einen jammervollen Anblick dar. Ihre Zunge, ihr Auge, jedes Glied ihres Körpers ist ein redendes

Zeugniß der bittersten Noth. Die Haut hängt in zahllosen Falten schlaff um den abgezehrten Leib; sie gleichen wahrhaften Knochengerippen, und das Herz des civilisirten Menschen bebt in Ekel und Entsetzen vor ihnen zurück. Vom Januar bis April währt ihre Erntezeit; da haben sie Kürbisse und Korn vollauf; nun beginnt der Lebensgenuß für sie; sie werden feist und glatt, und wenn man ihnen im Februar begegnet, so kann man unmöglich dieselben Leute in ihnen wieder erkennen, welche man im December gesehen hat. Schon im Juli pflegt jedoch ihr ganzer Vorrath aufgezehrt zu sein, und dann beginnt für sie wieder die Zeit der Hungersnoth. Die Borke und die Wurzeln der jungen Mimosasträucher und ein wenig Milch, die vielleicht das Vieh noch giebt, ist dann Alles, was sie haben, um ihr Dasein zu fristen.

Meine erste Sorge, als ich am Orte meiner Bestimmung angelangt war, mußte der Anschaffung eines bessern Wassers gelten. Die ganze Gegend rings umher war dürres, sonnverbranntes Land, so daß unter einer Entfernung von zwei bis drei deutschen Meilen kein frisches Wasser zu finden war. Der Bach, der sich in der Nähe meiner Farm befand, hätte in seiner gewöhnlichen Breite bequem durch die Höhlung meiner beiden Hände fließen können, und sein Wasser war so übelschmeckend, daß es fast einer Auflösung von Bittersalz glich. Zum Waschen war es schlimmer, als untauglich, und anstatt den Durst zu löschen, vermehrte es diesen nur. Wir gebrauchten es zum Kochen, und wenn es auch für die Speisen keine angenehme Würze war, so äußerte es doch wenigstens auf die Gesundheit keine nachtheilige Wirkung. Ich hatte bei einem Freunde eine Art von Brunnen gesehen, der, obwohl auf die einfachste Art von der Welt construirt, und nur von der Wasserrinne am Dach seines Hauses gespeist, ihn doch, wie er versicherte, mit einer hinreichenden Menge reinen Wassers versorgte. Einen solchen Brunnen wollte ich mir graben; aber nach langer Arbeit und Mühe erreichte ich meinen Zweck dennoch nur unvollkommen.

Unsere einzigen Werkzeuge bestanden in zwei Spaten, einem Spitzeisen und einem starken Hammer. Zwei Fuß unter der Erdoberfläche schon stießen wir auf hartes Gestein, das wir mit unendlicher Mühe mit dem Hammer losschlagen mußten, bis wir endlich zu einer Tiefe von sieben Fuß gelangten. Ich hatte zuerst vier, später nur zwei starke junge Männer zu dieser Arbeit. Es waren Eingeborene, die nie ein Eisen, einen Hammer oder Spaten gehandhabt hatten, so daß ich ihnen jeden Griff und jede Bewegung erst zeigen mußte. Ich stand zuweilen nicht geringe Qualen aus, wenn ich sah, wie einer der Leute den Spaten in die Hand nahm, niederkniete und mit dem Stiel in die Erde bohrte, oder gar, wenn er den Spaten bei Seite legte, mit den Händen die

Erde aufhob und, so oft er drei oder vier Hände voll gesammelt, sie auf den Spaten legte und that, als ob er sie irgend wohin werfen wollte, wobei denn oft mehr als die Hälfte wieder eben dahin fiel, wo er sie weggenommen hatte. Waren sie aber schon in ihrer Art, ihre Hände zu gebrauchen, höchst barbarisch, so waren sie dies noch weit mehr in ihrer ganzen Erscheinung. Sie gingen ohne alle Kleidung einher. Der Eine besaß nichts als ein Schaffell, der Andere ein paar Fetzen von einem alten rothen Soldatenrock. Ich machte es ihnen zur Regel, wenigstens diese bestmöglichst anzuwenden, um Verletzungen des Anstandes zu vermeiden. Hierauf ward das Fell, statt um die Schultern, um die Hüften befestigt, und der rothe Rock mußte in höchst sonderbarer Weise die Stelle einer Schürze vertreten.

Was aber ward indessen aus meinem Brunnen? Nach ein paar Wochen bekamen wir heftigen Regen; Alles ward nun fortgeschafft, was das Wasser hindern konnte, in das neu hergerichtete Bassin zu fallen, und die Wilden fingen an, den Nutzen des Loches zu begreifen, über das sie bisher allerlei wunderliche Muthmaßungen aufgestellt hatten. Am wahrscheinlichsten schien es ihnen, daß das Loch bestimmt sei, um im Fall eines Krieges unsere Habseligkeiten darin zu verstecken. Wir gewannen einen schönen Vorrath herrlichen süßen Wassers, und so oft ich am Rande meiner saubern, in bläulichen Felsen ausgehöhlten Eisterne stand, wünschte ich mir Glück zu meinem Erfolge. Als wir aber am dritten Tage nach dem Regen unsern Vorrath davon schöpften, rief meine Frau, indem sie davon kostete, mit Schrecken und Ueberraschung: „O weh, es ist eben so schlecht wie das Wasser aus dem Bach!“ Und so war es in der That. Augenscheinlich rührte der üble Geschmack von dem Felsengrund her, der ihn dem Wasser mittheilte.

Etwa dreihundert Schritt von meinem Gehöft entfernt entdeckte ich unter niedrigem Gebüsch und ganz vor der Sonne versteckt einen feuchten Fleck, der zugleich so weich war, daß der Fuß einsank. Hier begann ich die Arbeit von Neuem; aber diesen weichen Schlamm auszugraben, der sofort wieder nachquoll, wo der Spaten gearbeitet hatte, war schwieriger, als ich geglaubt. Ein paar Fuß unter der Oberfläche der Erde ward der Boden endlich fest und kalkig. Hier gruben wir eine tiefe Höhlung, ohne diesmal auf Felsengrund zu stoßen. Nach den ersten Regengüssen war unser Pfuhl bis zum Ueberlaufen voll, und so blieb er während unseres ganzen Aufenthaltes in Petersdorf mehrere Monate lang. Auch erhielt sich das Wasser vollkommen süß, nur daß es eine dunkle unangenehme Farbe zeigte, wie etwa dasjenige in dem Graben längs einer Landstraße. Auch klärte es sich nicht ab, wie lange man es auch stehen ließ.

Trotz all dieser dieser Mißstände fingen wir an, Petersdorf lieb zu gewinnen; wir lebten zwar einsam, aber deshalb nicht weniger glücklich. Die nächste Post-Station war etwa zwanzig englische Meilen von uns entfernt, so daß wir allwöchentlich Gelegenheit fanden, Briefe zu empfangen oder zu befördern. Zuweilen erhielten wir auch eine Zeitung aus der Kolonie, und dies war die einzige Gelegenheit, bei der wir aus unserer friedlichen Stille emporgeschreckt wurden. Wir ersahen daraus, daß man allerlei Befürchtungen hinsichtlich der Kaffern hegte. Ein oder zwei Mal kam ich in die mir zunächst gelegenen Ortschaften Alice und Chumie, und auch da vernahm ich überall kriegerische Gerüchte. „Wie zeigen sich die Eingebornen in Ihrer Gegend?“ ward ich wohl zehnmal befragt. Ich konnte hierauf nur vollkommen befriedigende Antwort geben; denn so oft ich einen der Kaffern über diesen Gegenstand auszuforschen versucht hatte, schien er ganz überrascht, daß man ihnen auch nur die mindeste üble Absicht zutrauen konnte.

In meiner Nachbarschaft befand sich der Kraal des Häuptlings eines mächtigen Kaffernstammes; denn der Werth eines Landdistriktes verliert in den Augen der Eingebornen nicht wegen Mangel an Wasser. Sie machen von dieser dem civilisirten Menschen so unentbehrlichen Gottesgabe einen sehr sparsamen Gebrauch; die Zunge der Hunde ist geschäftig, die Milchschüsseln zu reinigen, und zur gelegentlichen Säuberung ihrer Hände thut frischer Kuhdünger ihnen dieselben Dienste. Stock — dies war der Name des Häuptlings — versicherte mir zu wiederholten Malen, daß wir in Petersdorf vollkommen sicher seien, daß er selbst für den Fall eines Krieges keinen Theil daran nehmen würde, und daß er, sollte ich je einmal den Ort zu verlassen wünschen, mich selbst unter sicherer Eskorte geleiten würde, wohin ich immer wollte. Obwohl ich wußte, daß Stock ein Mann von wenig zuverlässigem Charakter sei — er war dem Trunk auf's Aeußerste ergeben, und ich hörte ihn selbst einmal sagen, daß er für eine einzige Flasche Branntwein fünfzig Meilen weit laufen würde — so hatte ich doch keinen Grund, in seine freundschaftlichen Gesinnungen für mich Zweifel zu setzen, und so beschloß ich, auf meiner Farm auszudauern.

Die Zeit der Felderbestellung war inzwischen weit vorgerückt, und noch immer hatten sich die gewöhnlichen Regengüsse nicht eingestellt; der Himmel war wie Stahl und die dürre Erde wie Kupfer. Mit keinem Werkzeug hätte der Boden bearbeitet werden können, um den Samen hinein zu legen; das Gras für das Vieh war verbrannt, und alles Volk hatte sich zerstreut, um wasserreichere Striche längs der Flüsse aufzusuchen und die Heerden vor dem Hinsterben zu schützen. Zu dieser Zeit war ich in der That

nicht sorgenfrei; konnte nicht das halb verhungerte Volk durch die Noth getrieben werden, sich der Vorrathshäuser der Europäer gewaltsam zu bemächtigen?

Endlich im November umzog sich der Himmel und ergoß seine Wasserschätze; ganze Wochen hindurch währte der Regen und änderte mit einem Mal das Antlitz der Erde und das Gemüth der Menschen. Alle Hände, d. h. die Hände der Frauen, waren nun geschäftig, die Saat auszustreuen; das Vieh ward in großen Heerden zurückgebracht, um den Ueberfluß an Gras zu genießen, welches wie auf einen Zauberschlag aus der Erde hervorsproßte. Unser Land war nun „ein Land, in dem Milch und Honig fließt", und wir hofften voll Zuversicht, daß nun das mörderische Schwert sich in den segenbringenden Pflug verwandeln werde.

Da plötzlich erschien eines Tages ein reitender Bote vor meinem Hause, den mir meine Freunde aus der Ferne sandten. Er brachte mir einen Brief, in welchem ich aufgefordert ward, um jeden Preis meinen jetzigen Wohnort zu verlassen, und für meine und meiner Familie Sicherheit zu sorgen, da an vielen Punkten der Aufstand bereits ausgebrochen sei. Was war zu thun? Ein nur einigermaßen sicherer Ort war unter zwanzig Meilen Entfernung nicht zu finden, und ich war im Augenblick nur im Besitz weniger Ochsen, da eine nicht unbedeutende Anzahl in Folge des Genusses giftiger Kräuter gefallen war. Dennoch und trotz der erneuten Versicherungen Stock's hatten wir bereits das Nöthigste von unsern Habseligkeiten zusammengepackt, als nach wenigen Tagen ein zweiter Bote erschien mit dem Bescheid, daß, wenn wir die Farm noch nicht verlassen hätten, jetzt weniger Ursache dazu vorhanden; die Gefahr scheine vorüber, der Aufstand sei gedämpft. Diese unvorhergesehene Abhülfe erfüllte uns mit lebhafter Freude, und mit leichterem Herzen gingen wir unsern gewohnten Beschäftigungen wieder nach.

Da das drohende Unheil nun glücklich abgewandt schien, so unternahm ich in der folgenden Woche eine meiner gewöhnlichen Geschäftsreisen nach dem etwa acht deutsche Meilen entfernten Chumie, von wo ich erst in vier bis fünf Tagen wieder heimzukehren gedachte, und wo ich im Hause meines Schwiegervaters, eines Missionärs, logirte.

Hier traf uns eines Morgens die erschütternde Nachricht, daß so eben ein Weißer, von Kaffern ermordet, in geringer Entfernung von dem Ort gefunden worden, und daß der Oberst M. mit sechshundert Mann Soldaten ausgerückt sei und bereits im Treffen mit den Eingebornen stehe. Aehnliche Nachrichten trafen Stunde auf Stunde ein, so daß ich nicht länger zögern durfte, meine Rückreise anzutreten und meiner verlassenen Familie zu Hülfe zu eilen.

Eben war ich im Begriff, mein Pferd zu besteigen, als einer der Diener meines Schwiegervaters mit den Worten zu mir trat:

„Halten Sie an, Herr Braun, Woburn steht in Flammen!“

Woburn war ein nahegelegenes Dorf, durch das ich auf meinem Wege reiten mußte. Wir sahen die dicken schwarzen Rauchwolken aufsteigen; Niemand wollte sich entschließen, mich zu begleiten, und doch versicherten mir Alle einstimmig, daß ich allein die Reise nicht unternehmen könnte, daß ich auf jedem Schritt Gefahr laufe ermordet zu werden. Mit welchen Gefühlen von Angst und Sorge führte ich unter diesen Umständen mein Pferd in den Stall zurück.

In diesem Augenblick erschien ein Mann aus Woburn. Wir eilten ihm entgegen, um seine bittern Neuigkeiten zu vernehmen.

„Die Einwohner des Dorfes,“ erzählte er, „waren zum größten Theil — es war eben Sonntag — in der Kirche versammelt, als plötzlich erst das Flüstern, dann das Geschrei: die Kaffern! die Kaffern! von Mund zu Mund lief. Der Gottesdienst mußte unterbrochen werden; die Männer eilten, sich zu bewaffnen, aber ihre leicht gebauten Häuser standen schon in lichten Flammen. Bald,“ so schloß der Mann seine Erzählung, „wird kein lebender Mensch mehr im Dorfe sein.“

Nicht lange darauf stürzte ein Mann, ohne auch nur einen Lumpen von Kleidung an sich zu haben, auf unser Haus zu. Wir schickten ihm ein Hemd und ein Paar Beinkleider hinunter und ließen ihn eintreten, um die Beschreibung seiner Flucht zu hören. Er war aus dem Dorfe Aukland und im Begriff nach Fort Hare zu gehen, wohin er seine Familie beim ersten Herannahen der wilden Kaffern gerettet. Er hatte ihnen ein paar Säcke mit Kartoffeln und Gemüse zu ihrem Unterhalt nachbringen wollen, war aber von den Kaffern angehalten worden, die ihm zuerst sein weniges Geld, dann die Lebensmittel, endlich Stück für Stück seine Kleider abnahmen. Er hatte gehofft, daß sie nun wenigstens seinen kleinen Knaben, der ihn begleitete, verschonen würden; aber nein, einer der Barbaren hatte ihn mit ein paar derben Schlägen zu Boden gestreckt und, gleichviel ob todt oder nicht, in ein vorbeifließendes Wasser geworfen.

Im Laufe des Vormittags stellten sich auch die entflohenen Frauen und Kinder aus Woburn ein. Sie konnten, da sie das Dorf gleich verlassen hatten, keine zuverlässigen Nachrichten geben; doch glaubten sie, daß alle Männer getödtet seien. Schüsse hatten sie nur wenige fallen hören; die Männer mußten also meist durch die Hassagayen, die gräßlichen Wurfspieße der Kaffern, umgekommen sein.

Dies war der erste Tag des schauerlichen Krieges, dem noch

viele Tage bitterer Angst und Sorge folgen sollten. Am nächsten Morgen erneuerte ich meine Bemühungen, meine Reise anzutreten, mit Ernst und Eifer, und da Niemand mich begleiten wollte, so beschloß ich endlich, allein aufzubrechen. Meine geängstete Phantasie malte mir mit den brennendsten Farben all die Gefahren, denen meine arme Frau und unser erst wenige Wochen altes Kind ausgesetzt seien; ich wollte sie wenigstens mit ihnen theilen, wenn ich sie nicht schützen konnte. Von Neuem sattelte ich mein Pferd; aber Alle schwuren, mich eher mit Gewalt zurückzuhalten, als jetzt reisen zu lassen; selbst die Eltern meiner Frau, die seit vielen Jahren hier lebten und die Zustände kannten, waren der Ueberzeugung, daß zu jetziger Zeit kein Weißer ungehindert durch das Kaffernland reisen könne. So mußte ich mein Vorhaben abermals aufgeben. Zeitig am Nachmittag näherte sich eine Abtheilung Soldaten dem Ort, um zur Verstärkung nach Fort Hare zu marschiren. Unter ihren Schutz wollte ich mich stellen, in der Hoffnung, von Fort Hare aus vielleicht Gelegenheit zur Rettung meiner Familie zu finden. Noch ehe sie aber Chumie erreichten, sahen wir vom Söller des Hauses einen zahllosen Haufen von Kaffern aus einem Gebüsch hervorbrechen, die Rothröcke umzingeln und im vollen Gefecht mit einander verschwanden die feindlichen Parteien endlich im Walde.

Am folgenden Morgen erschien ein Mann, ein Eingeborner, mit einer Botschaft von dem mächtigen Kaffernhäuptling Macomo. Er sagte, daß in frühern Kriegen die Missionäre dieser Gegend immer geflüchtet seien; daß er sie aber auffordere, zu bleiben und daß sie nicht beunruhigt werden sollten. Es leuchtete mir sogleich ein, daß der mit dieser wichtigen Botschaft Betraute ein Mann von Einfluß und Wichtigkeit sein müßte und daß er mir vielleicht nützlich werden könne. Auf meine Bitte versprach er, mich nach Petersdorf zu geleiten. Bei dieser bloßen Möglichkeit, an den Ort meiner Sehnsucht zu gelangen, jubelte mein Herz in Freude auf. Mein eigenes Pferd war bald bereit, aber der ganze Vormittag verstrich, ehe wir eins für meinen Führer aufgetrieben hatten, und da sich endlich eins gefunden, zeigte sich das Thier so wild, daß kein Mensch es reiten konnte. So war meine Abreise noch immer ungewiß. Dazu kam, daß man mir von allen Seiten abrieth, mich dem Manne anzuvertrauen. Er war Niemandem näher bekannt; konnte er nicht ein Verräther sein und mich bei der ersten Gefahr im Stich lassen? Als wir uns jedoch, um ihn auszuforschen, in eine nähere Unterhaltung mit ihm einließen, entgegnete er mit Stolz und Festigkeit:

„Ich heiße Totan; das Blut Zikana's fließt in meinen Adern;

es soll eher vergossen werden, ehe ein Tropfen von dem des weißen Mannes fließt!“

Mit Zurücklassung meines Geldes, meiner Uhr und meiner Papiere machte ich mich daher am andern Morgen mit Totan zu Fuß auf den Weg.

Wir waren noch keine halbe Meile weit, als drei mit Hassagayen bewaffnete Kaffern sich uns entgegen warfen. Totan trug Sorge, ihnen auseinander zu setzen, wer ich sei und wohin ich gehe, eben so den Befehl des Häuptlings an alle seine Unterthanen: nicht das Blut eines Predigers, Lehrers oder eines ihrer Anverwandten zu vergießen! Die Leute betrachteten mich hierauf mehr mit Verwunderung als mit Groll und zeigten keine Neigung weiter, mir ein Leids zu thun. Durch seine Art und Weise, meine Sache zu führen, war Totan sehr in meinem Vertrauen gestiegen; nur fürchtete ich, daß, wenn er bei jeder Begegnung so lange Auseinandersetzungen mache, unsere Reise nach Petersdorf drei Tage statt eines währen möchte.

Für die nächsten Stunden hatten wir jedoch keine Unterbrechung wieder. Wir befanden uns jetzt an einem niedrigen Bergrücken, wo in jeder Richtung große Steinblöcke zerstreut lagen. Die steile Seite, an welcher wir wanderten, war dicht mit Buschwerk bewachsen, das uns den Lauf eines am Fuß sich dahinschlängelnden Flußes versteckte, dessen bloßer Anblick schon eine Wohlthat gewesen sein würde; denn sogar das Auge litt gleichsam durch die Empfindung der Dürre. Die glühende Sonne stand schon hoch am Himmel; es war die Stunde, wo die Thiere des Feldes gleich den gefiederten Schaaren der Lüfte den Schatten suchen. Die Büsche selbst aber schienen wie vom Feuer versengt, und anstatt mich zu erquicken, steigerte ihr Anblick nur meine Erschöpfung. Der Weg, auf dem ich sonst zu reisen pflegte, führte an der entgegengesetzten Seite des Bergrückens entlang; Totan aber schien mich möglichst einsame Wege führen zu wollen. Plötzlich und ganz unerwartet stießen wir auf einen Kraal, wo zahlreiche Gruppen von Eingebornen unter Eichen und Ulmen ausgestreckt lagen. Wir wollten vorübergehen, ohne eine derselben anzusprechen; kaum aber wurden die Leute meiner gewahr, als sie aus ihrem Halbschlummer erwachten, auf die Füße sprangen und mich umringten. Ganze Bündel von Hassagayen wurden dabei sichtbar, und das Aussehen der Kaffern, von Natur nicht unangenehm, war hier im höchsten Grade abstoßend durch die Art und Weise, wie sie sich über und über mit rother Farbe beschmiert hatten. Dennoch war es nicht Furcht, was ich empfand und was mir die Zunge lähmte, so daß ich nicht einmal um einen Trunk Wassers bitten konnte, sondern nur das Gefühl der äußersten Ermattung. Plötzlich vernahm ich

den Namen „Macomo", und Totan wies auf einen Mann, der auf einer Matte einen etwas erhöhten Sitz unter einer Eiche einnahm. Ich hatte den Häuptling bisher nicht bemerkt; sein Name aber rief meine abgestumpften Lebensgeister wieder wach. Ich ging auf ihn zu, grüßte ihn und ließ mich neben ihm nieder. Obwohl ein roher, nackender Barbar, war Macomo doch ein Mensch von Intelligenz und Charakter, der allenfalls einen vernünftigen Beweggrund angeben oder verstehen konnte; und obwohl selbst noch ein Jüngling, war es doch nicht die tolle Jugend, sondern die Aeltesten des Volks, die seine Umgebung bildeten.

Auf meine Bitte reichte man mir einen Krug mit ziemlich schlechter Kaffernmilch, die ich aber dennoch begierig trank und die mich einigermaßen wieder kräftigte. Macomo warf mir mit hochmüthigen Worten den Akt der Gnade vor, den er an mir übe.

„Würde es irgend Jemand Wunders nehmen," schloß er seine Rede, „wenn Du auf Deinem Wege getödtet würdest? Du bist weiß; das wäre Grund genug!"

Als ich bald darauf meinen Wunsch ausdrückte, entlassen zu werden, ward Totan herbeigerufen.

„Der Weiße hat gut gethan, Dich zum Führer zu wählen," rief ihm Macomo zu; „Du gehörst zu meinem Volk, und so oft ich ein gefahrvolles Werk zu vollbringen habe, so gebrauche ich Dich.' Ich gebe den Weißen in Deine Hände; bringe ihn sicher nach seiner Station; findet er sie aber zerstört und Frau und Kinder nicht anwesend, so führe ihn zurück nach Chumie. Hast Du solches gethan, so komm und berichte mir. Sollte der Weiße, so lange er unter Deiner Obhut steht, sein Leben verlieren, so büßest Du mit dem Deinigen dafür!"

Obwohl ungeduldig, das Ziel meiner Reise zu erreichen, so war es mir doch nicht unlieb, Macomo begegnet zu sein. Jedes Wort, das der Häuptling zu mir geredet hatte, mußte sich, ich war davon überzeugt, in Windeseile über das Kaffernland verbreiten, und ich hoffte, daß die Leute dadurch einigen Respekt gegen meine Person lernen würden, während es bisher unerhört war, daß sie einen Weißen verschonten, der in ihre Gewalt fiel.

Gegen Sonnenuntergang kamen wir auf bekannteren Grund und Boden, wo ich keine Gefahr mehr fürchtete. Ich war kaum noch eine halbe Meile von meiner Farm entfernt und glaubte bestimmt, daß das Volk meiner Nachbarschaft Achtung vor mir zeigen würde. Auch faßte ich von Neuem Vertrauen zu den Versicherungen, die mir Stock so oft gegeben, so daß ich in einer kurzen Stunde die Meinigen zu umarmen hoffte. Mich diesen süßen Gedanken überlassend, schritt ich leichter einher, als ich den ganzen Tag über gekonnt hatte; meine Erschöpfung war gänzlich gewichen,

und unbesorgt, ob Totan gleichen Schritt mit mir hielt oder nicht, eilte ich vorwärts, bis ich einen beträchtlichen Vorsprung vor ihm gewonnen hatte. Ich war nur noch wenige Schritte von dem Punkt entfernt, von wo aus ich mein Gehöft zuerst mit dem Auge zu entdecken hoffte, als ich, mich nach meinem Begleiter umschauend, diesen mit drei Männern reden sah. Sogleich gab er mir ein Zeichen zurückzukommen. Ich fand dies höchst seltsam, folgte aber seinem Wink. Er sagte, es sei ganz unnütz nach meiner Farm zu gehen; die drei Männer hätten ihm mitgetheilt, ich würde meine Frau dort nicht finden; sie sei fortgezogen und die Farm zerstört.

Meine Farm zerstört! meine Frau und mein Kind fort! Und ich wußte nicht wohin, und ob sie todt oder lebend seien. O, wie wünschte ich, daß die Todeswaffe auch mich getroffen hätte! Ich warf mich auf den Boden nieder und machte meinem Jammer in lauten Klagen Luft. Die drei Männer aber standen dabei und verspotteten mit lautem Gelächter und barbarischer Freude meine namenlose Angst.

Bald jedoch gewann die Ueberlegung in mir die Oberhand; ich wollte nach den Trümmern meiner einst so glücklichen Wohnung eilen, wo ich wenigstens irgend Jemand zu finden hoffte, der mir Ausweis über die Meinigen geben könne. Aber Totan war unerbittlich; er wollte mich nicht begleiten, noch mir erlauben, allein zu gehen, und erinnerte mich an den Befehl Macomo's, mich nach Chumie zurückzubringen. Zugleich sagte er, daß er außer der versprochenen Geldsumme nun auch noch eine Decke von mir erhalten müsse. Schnell erwiederte ich ihm, daß alle meine Decken in Petersdorf seien, und daß ich, wenn er mich nicht dorthin bringe, nicht im Stande sei, seinem Wunsche zu willfahren. Er kannte indessen seine Landsleute zu gut, um zu glauben, daß man irgend etwas von meinem Eigenthum dort zurückgelassen habe. Da er unerbittlich blieb, so schlug ich vor, nach Stock's Kraal zu gehen, von dem wir höchstens zwanzig Minuten entfernt waren, und hiermit war Totan einverstanden. Als wir uns dem „großen Platz" näherten, wie man den Residenzort des Häuptlings nannte, sah ich Fragmente von augenscheinlich noch neuen Büchern an dem Boden zerstreut liegen. Neugierig bückte ich mich und nahm einen ganzen Band auf, von dem nur der äußere Deckel abgerissen war; ich las den Titel und erkannte sofort ein Buch aus meiner eigenen kleinen Bibliothek. Ein rasches Gefühl von Aerger trieb mir das Blut in's Gesicht; die Bücher der Heimath waren mir in dieser menschenleeren Einsamkeit so oft liebe und treue Freunde gewesen. Und welchen Nutzen konnte es den gottlosen Bösewichtern gewährt haben, meine Bücher zu zerstören?

Bei unserm Eintritt in den Kraal bemerkte ich eine Gruppe von dreißig oder vierzig Kaffern, die um ein Feuer am Boden saßen. Einige hatten Bettdecken um die Schultern gehängt; Andere sich mit bunten Kattunfetzen geschmückt; noch Andere trugen kleine Kindermützchen auf den Scheitel gestülpt und mit Kaschmirshawls festgebunden. Ein schwarzbrauner Bursche stolzirte in meinem grauen Tuchrock einher; die übrigen hatten sich Hosen, Jacken oder Hemden angezogen, je nachdem ihnen das Werk der gewaltsamen Besitzergreifung gelungen war. Und ich stand dabei in ein Paar geborgten Beinkleidern, einer drillenen Weste und einem fadenscheinigen Sommerrock und staunte auf die Reste unserer einst so glänzenden Garderobe. Außer dieser erkannte ich auch sogleich mehrere große Kisten, die ich kaum acht Tage vor der Plünderung, mit Mehl und andern Lebensmitteln gefüllt, von der Poststation hatte abholen lassen. So groß war mein Vertrauen zu diesen falschen Leuten gewesen und so wenig hatte ich das mir bevorstehende Unglück geahnt. Falschheit und Betrug scheinen die Grundzüge im Charakter der Kaffern zu sein, und Habgier das einzige Motiv, das sie zur Thätigkeit antreibt.

Mein plötzliches Erscheinen jedoch war ihnen nicht mehr erfreulich, als mir die eben geschilderte Scene. Sie waren ganz und gar betroffen; denn nichts ist den Kaffern empfindlicher, als ertappt zu werden. Lügen, Stehlen sind ganz selbstverständliche Dinge in ihren Augen; die einzige Strafbarkeit liegt darin, entdeckt zu werden. Sprachlos vor Schreck starrten sie mich an; auch ich redete kein Wort, als ich an ihnen vorüberging; dann aber vernahm ich ein Flüstern von Mund zu Mund, das mir nichts Gutes verhieß.

Einen einzigen Mann sah ich, der kein Zeichen der stattgehabten Plünderung an sich trug. Dies war Zaba, der Bruder Stock's. Er saß mit dem Rücken gegen die Umzäunung des Viehkraals gelehnt; ich trat zu ihm, grüßte ihn auf die gewöhnliche Weise und setzte mich neben ihn. Er blieb vollkommen theilnahmlos, und dies bekümmerte mich am meisten; denn von ihm hatte ich am Ehesten Schutz und Freundlichkeit für meine Frau erwartet. Er kannte ihren Vater seit langen Jahren, sprach von ihr stets wie von seinem eignen Kinde, und nannte sie noch immer bei ihrem Mädchennamen „Hannchen". Auf meine Frage, ob er nichts von ihr wisse, zuckte er mit den Achseln und gab sonst keine Antwort. Und diese Leute alle waren mir keine Fremden; sie Alle kannten mich, und die meisten waren mir auf die eine oder andere Weise zu Dank verpflichtet. Zur Zeit der Noth hatte ich ihnen und ihren Kindern Speise gegeben; wenn sie krank waren, Arznei; ja ich hatte

ihnen von meinem eignen Saatkorn mitgetheilt, als sie behaupteten, keines zu besitzen.

Totan selbst schien überrascht durch das düstere Schweigen dieser Menschen; selbst ihm wußten sie nichts zu sagen; er kam und setzte sich an meine Seite. Meine Aufregung war jetzt so groß, daß sie mich fast überwältigte.

„Was können sie mit meiner Frau und meinem Kinde gemacht haben, daß sie mir nicht einmal sagen wollen, wo sie geblieben sind!"

Hätte ich selbst ihre leblosen Ueberreste vor mir gesehen, es wäre eine Erleichterung für mein Herz gewesen. Ich hätte wenigstens gewußt, daß ich nichts mehr für sie thun konnte. Voll Verzweiflung faßte ich Zaba's Hand und sagte:

„Willst Du mir nicht sagen, wo Hannchen ist?"

Er aber antwortete nur kalt: „Akako!" (sie ist nicht hier).

Es war nun finster geworden; die glühende Tageshitze hatte, wie es in jenen Gegenden oft ist, einer eisigen Kälte Platz gemacht, und ein dichter feuchter Nebel kam hernieder. Zitternd vor Frost lag ich am Boden, während die Kaffern sich überall um wärmende Feuer schaarten, auf denen riesengroße Töpfe, angefüllt mit meinem Reis, Mehl, Kaffee und Zucker, brodelten. Auch Fleisch hatten sie in Ueberfluß, das wahrscheinlich von meinen Ochsen herrührte, während meine Löffel, Messer und Gabeln von Hand zu Hand gingen.

Plötzlich, wie um seine finstere Verschlossenheit gegen mich zu rechtfertigen, rief Zaba mir zu:

„Impi!" (Du bist ein Feind).

„Du irrst," entgegnete ich, indem ich auf meinen zerbrechlichen Wanderstab wies; „ist dies die Waffe eines Feindes? Und habe ich Euch, so lange ich unter Euch lebe, eine einzige Beleidigung zugefügt?"

Nachdem ich noch eine kurze Weile an meinem Platz gesessen, kam ein Mann auf mich zu und sagte mir, daß eine der „Inkosikosi" (der Frauen des Häuptlings) mich bei sich aufnehmen wolle. Jede Frau hat nämlich ihre eigene Hütte, ein Stück Land und eine Heerde, die ihr den Unterhalt für sich, ihre Kinder und auch für ihren Mann liefern muß, so oft Neigung oder Laune ihn antreiben, bei ihr zu wohnen; denn der Mann besitzt kein eigenes Haus.

Da ich nicht daran denken konnte, den Ort zu verlassen, bevor ich nicht den eben abwesenden Stock gesprochen, und da meine körperlichen Kräfte vollständig erschöpft waren, so nahm ich diese Einladung gern an. Unoxina — dies war der Name der Frau — bot mir ein Willkommen, das mir bis in die innerste Seele wohl-

that; sie breitete eine Matte für mich am Boden aus, um mich darauf zu setzen oder zu legen; dahinter stand mein großer schwarzer Koffer, der allerlei wichtige Schriften und dergleichen enthielt. Sie sagte mir, daß der Häuptling ihn in seine besondere Hut genommen, weil „Missis“ ihn darum gebeten habe. Ich fragte, wann sie Missis zuletzt gesehen.

„Da,“ entgegnete sie, indem sie auf eine Stelle am Boden wies, „hat sie die letzte Nacht mit dem Kleinen gesessen; sie weinte die ganze Zeit über, und am Morgen ist sie fortgegangen nach Fort White.“

Ein Stern der Hoffnung ging mir endlich auf. Ich that weitere Fragen und erfuhr, daß, obwohl Alle sie verlassen, doch unser Dienstmädchen getreulich bei ihr ausgehalten habe. Aber wie sollte sie Fort White erreicht haben, zu Fuß, in einer völlig unbekannten Gegend, und in einem Zustand der tiefsten Angst und Erregung? Erst am Morgen war sie aufgebrochen; vielleicht verbarg sie sich noch in der Nähe, meiner Hülfe harrend.

Unoxina war voller Theilnahme; sie schien halb und halb zu begreifen, was der Weiße für die Seinigen trägt und duldet im Vergleich zum Kaffern, der wenig oder nichts nach Weib und Kind fragt. Sie hatte Kaffee und Suppe für mich zubereitet, ich aber bat nur um etwas Kaffernmilch, welche das erfrischendste Getränk ist, das ich kennen gelernt habe. Die schönste Buttermilch der Heimath kommt ihr nicht gleich. Man bereitet sie, indem man die Milch frisch und warm, wie man sie von der Kuh erhält, in die aus Ochsenfellen verfertigten Schläuche oder Säcke gießt. Diese, weil sie nie gereinigt werden, sind bald ganz von der Milch gesättigt und haben daher einen sehr üblen, säuerlichen Geruch, welcher die frische Milch in wenig Minuten gerinnen macht und sie rasch in eine Art von Gährung versetzt. Gießt man die fertige Milch nun aus, so ist dieselbe angenehm dick, leicht säuerlich, und die Butter schwimmt in kleinen Theilchen darin. Das Milchen der Kühe, so wie die Zubereitung der Kaffernmilch ist das alleinige Geschäft der Männer.

Obgleich sehr ermüdet, war ich doch nicht eigentlich zum Schlafen aufgelegt. Ich streckte mich indessen auf meine Matte nieder, um wenigstens die Stellung einmal zu wechseln. Als Unoxina dies sah, nahm sie eine meiner schönsten Decken, welche sie zusammengefaltet wie eine Art Rock um die Hüften trug, und reichte sie mir, um mich damit zuzudecken. Sie war ganz und gar mit Thon und Fett beschmiert, und aus diesem Grunde fragte ich wenig mehr nach ihrem Besitz. Da ich aber Unoxina nicht durch eine Weigerung wehe thun wollte, so legte ich die Decke über meine Füße.

Totan war augenscheinlich nicht ohne Besorgniß für meine

Sicherheit. Er war mir in die Hütte gefolgt, hielt sich immer neben mir, und als ich mich niederlegte, streckte er sich dicht an meine Seite. Ich wünschte wenigstens einen schmalen Raum zwischen uns zu lassen, er aber warf einen so bedeutungsvollen Blick erst auf die in der Hütte versammelten Kaffern und dann auf mich, daß ich mich endlich darein ergab, Alles was eine solche Nachbarschaft an Schmutz, Fett und Ungeziefer mit sich brachte, mit in den Kauf zu nehmen. Den ganzen Abend über gingen wilde Gestalten in der Hütte aus und ein und über mich hinweg, da mein Platz nahe am Eingang war.

Endlich vernahm man Pferdegetrappel und den Ruf: „der Häuptling!“ Als er eintrat, hielt ich ihm meine Hand entgegen, die er in gewöhnlicher Weise, wiewohl mit nicht sehr freundlicher Miene annahm. Zu allen Zeiten mürrisch und düster, war sie heute so finster brütend, wie das Antlitz Kain's. Sein erstes Wort war, zu fragen, was mich hierher gebracht habe. Dies gab mir Gelegenheit, ihn an alle seine Versprechungen und daran zu erinnern, wie er sie gehalten habe.

„Alle meine Kleider und meine Nahrungsmittel, meine Wagen und mein Vieh habt Ihr mir geraubt; meine Bücher, die für Euch ganz nutzlos sind, habt Ihr zerrissen. Doch bin ich nicht um dieser Dinge willen gekommen; wo ist meine Frau und mein Kind?“

Auch Totan mischte sich nun in unser Gespräch und drohte Stock mit dem Zorn seines Häuptlings. Jetzt erst stammelte er Entschuldigungen: die Zerstörung meiner Farm sei ohne sein Wissen und Willen geschehen, und was ihm dann für meine Frau zu thun übrig geblieben sei, das habe er gethan. Auch gab er sein Wort, mir am andern Morgen zwei zuverlässige Leute zu stellen, die mich nach Fort White begleiten sollten.

Bei Anbruch des Tages ward eine ungeheure Quantität Milch vertheilt. Wohl vier bis fünf Quart wurden in eine verhältnißmäßig reine zinnerne Schüssel gegossen und vor Stock gestellt, der sie jedoch sammt seinem Löffel mir zuschob.

Totan lag währenddessen scheinbar noch schlafend; plötzlich aber sprang er empor und mahnte mich zum Aufbruch. Ich nahm meinen Wanderstab und war bereit; nur wollte ich zuvor noch die zwei mir versprochenen Männer rufen. Der Kaffer aber schüttelte den Kopf und sprach:

„Nein, wir gehen nach Chumie.“

Wie erstaunte ich, als auch Stock, der eben eintrat, statt mir sein Wort zu halten, sich dieser Meinung anschloß. Niemand, sagte er, wolle mich begleiten; auch würde ich meine Frau gar nicht mehr in Fort White finden, da sie sich von dort aus gleichfalls zu ihren Eltern habe begeben wollen.

XIV.



Berlin, Verlags-Comptoir (A. Dominé.) Druck b. Gebr. Delius

Die Elephantentränke.

Ich versuchte zu widerstreben und Stock an sein Versprechen zu mahnen, aber gebieterisch riefen sie mir zu, zu gehen. Von dieser neuen Enttäuschung betroffen, hätte ich zu Boden sinken können; alle meine früheren Befürchtungen, mein Mißtrauen, meine Angst erwachten von Neuem. Mehr als einmal, als wir den Kraal verlassen hatten, machte ich den Versuch, den Namen meiner Frau zu rufen, für den Fall, daß sie vielleicht noch in der Nähe verborgen sei, aber meine von den bittersten Thränen erstickte Stimme versagte mir den Dienst. Totan zeigte eine aufrichtige Theilnahme an meinem Schmerz; doch schien er viel zu sehr um meine Sicherheit und um eine genaue Vollstreckung seines Auftrages besorgt, als daß er nicht gegen alle meine Bitten taub gewesen wäre.

Wir berührten auf unserm Wege wiederum mehrere Kaffernkraale. In einem derselben erzählten mir zwei Frauen, daß sie „Missis" am vorhergehenden Morgen hätten vorübergehen sehen. In einem andern forderte mich ein Mann auf, seine Büchse in Ordnung zu bringen. Ich entgegnete ihm, daß ich mich auf dergleichen durchaus nicht verstände, daß ich ein Mann des Friedens sei, und am wenigsten jetzt den Gebrauch der Feuergewehre befördern möchte, wo man nur das Vergießen von Menschenblut damit bezwecke. Diese Antwort schien ihm eher zu gefallen, als ihn zu beleidigen.

Zuweilen kehrten wir, um von dem anstrengenden Marsch bei der glühenden Sonnenhitze auszuruhen, für eine Weile in einer Kaffernhütte ein. Nicht immer schenkte man uns eine freundliche Aufnahme, überall aber bestürmte man mich mit Fragen. Viele Orte fanden wir fast menschenleer, da die Einwohner zum größten Theil auf Raub, Mord und Plünderung ausgezogen waren; in andern sah man nur Schaaren häßlicher, schmutziger Kinder.

Doch der Leser wird eben so sehr nach dem Schluß meiner Reise verlangen, als ich selbst dies an jenem Tage that. Ich erlasse ihm daher die Schilderung der öden, kahlen Gebirge, die ich zu übersteigen, der sonnverbrannten, wasserarmen Steppen, die ich zu durchwandern hatte; eben so werde ich über die Gefühle, bald der tödtlichsten Angst, bald der aufjauchzenden Hoffnung schweigen, die an jenem Tage mit Fieberhast in mir wechselten. Es war gegen Abend; meine Füße waren wund und blutend vom langen Marsche, als wir, kaum noch eine Stunde von Chumie entfernt, eine tüchtige Strecke vor uns zwei weibliche Wesen zu entdecken glaubten, die denselben Pfad wie wir wandelten. Der Gedanke, die eine derselben könne meine Frau sein, durchzuckte mein Herz; meine Müdigkeit war verschwunden; ich eilte meinem Führer wie mit Windeseile voraus. Bei jedem Schritt vorwärts ward ich

meiner Sache mehr gewiß; schon erkannte ich meiner Frau Wuchs und Gang, schon die rothe Kopfbekleidung ihrer treuen Dienerin. Auch sie schienen mich zu bemerken, denn oftmals blieben sie stehen, sahen sich um und warteten eine Weile, wie um mir Gelegenheit zu geben, sie endlich zu erreichen.

Jetzt war ich nur noch eine kurze Strecke von dem Ziel meiner Reise entfernt und zugleich den beiden Frauen so nahe, um — o Entsetzen! — zwei Eingeborene in ihnen zu erkennen, die mit Matratzen, Kochtöpfen und andern Dingen beladen waren. Ich hätte in die Erde sinken mögen, als ich meinen Irrthum gewahr ward.

Als ich in Chumie eintraf, kamen mir eine Menge Leute theilnahmsvoll entgegen; keiner aber sprach mehr, als daß er mir einen „Guten Abend" wünschte. Hieraus erkannte ich deutlich genug, daß keine frohe Botschaft meiner harrte. In der That, meine Frau war nicht eingetroffen. Noch in derselben Nacht sandte ich zwei Frauen des Orts mit einem Brief an den Kommandanten von Fort White ab, in dem ich ihn ersuchte, die Flüchtige, wenn sie bei ihm einträfe oder eingetroffen sein sollte, unter seinen Schutz zu nehmen. Den beiden Frauen aber versprach ich reichen Lohn, wenn sie mir sie zuführten; denn eine Militairstation schien mir unter den jetzigen Umständen eben kein sicherer Aufenthalt. So brachte ich wiederum eine Nacht und einen Tag banger Erwartung zu. Es war einer der heißesten, die ich je erlebt; wie sehnlich wünschte ich, es möchte sich ein Gewitter zusammenziehen und seine erfrischenden Wasserschätze über die Erde ausgießen. Wieder brach der Abend an und wir begaben uns zur Ruhe, tief bekümmert, daß unsere Boten noch immer nicht zurückkehrten. Nach Mitternacht jedoch wurden wir herausgeklopft; sie waren endlich eingetroffen, aber, obwohl sie meine Frau auf Fort White gefunden hatten und am Morgen daselbst mit ihr aufgebrochen waren — allein. Was sich unterwegs ereignet, so wie alle übrigen Erlebnisse meiner Frau vom Tage unserer Trennung bis zu dem, wo sie mir endlich wiedergeschenkt ward, soll der Leser aus ihrem eigenen Munde vernehmen, wie sie es mir selbst später mitgetheilt hat:

Am Morgen nach meines Mannes Abreise — so beginnt die Erzählung der Frau Braun — und ehe ich noch mein Schlafzimmer verlassen hatte, kam eilend das Dienstmädchen und bat mich, einmal die Menge bewaffneter Kaffern in Augenschein zu nehmen, die an unserm Hause vorüberzögen. Verwundert fragte ich mich, welches die Ursache einer so auffallenden Erscheinung sein könne? Nicht lange jedoch sollte ich im Ungewissen darüber bleiben; denn noch ehe eine Stunde verging, erschien ein Bote Stock's bei mir, um anzufragen, ob mein Mann schon zurück sei. Ich ant-

wortete, daß ich ihn nicht unter mehreren Tagen zurück erwartete, worauf jener mir entgegnete, daß ich dann wohl nicht mehr in Petersdorf sein würde; ich sollte, so lautete der Befehl des Häuptlings, noch am selben Tage unsere Farm verlassen, denn das ganze Land sei in Aufruhr. Ich erwiederte, daß ich nicht ohne Vorwissen meines Mannes aufbrechen könne, und daß man mir wenigstens gestatten möge, nach ihm zu schicken. Dies ward mir endlich bewilligt; ich schrieb sogleich ein paar Zeilen und sandte einen Knecht damit ab, wobei ich Stock's Boten äußern hörte: es solle ihn wundern, ob der Mann jemals Chumie erreiche. Ehe sich der Kaffer entfernte, nahm er unverschämter Weise einen unserer Eßlöffel und weigerte sich frech, ihn wieder heraus zu geben, als ich ihn dazu aufforderte. Gegen Abend sandte Stock abermals vier bewaffnete Männer unter dem Vorwande, mich während der Nacht zu beschützen. Ich wies ihnen die Küche als Schlafstätte an. Es blieb jedoch Alles ruhig, und bald nach Sonnenaufgang entfernten sich die Leute, indem sie versprachen, Abends wieder zu kommen. Am Nachmittage hielten siebzehn bewaffnete Kaffern vor der Thür; ich fragte nach ihrem Begehr; sie aber äußerten nur ihre Verwunderung, mich in meiner Einsamkeit so ruhig und furchtlos zu finden, und ritten dann weiter. Nach Sonnenuntergang erschien der Häuptling selbst in Begleitung der vier Wächter. Auch er fragte, ob ich mich nicht fürchte. Ich erwiederte: „Nein", obwohl ich innerlich voll Sorge war, weder den Knecht noch meinen Mann zurückkehren zu sehen. Stock sagte jetzt, er würde mir ein Paar Ochsen verschaffen, da die unsrigen alle gestohlen seien; ich müßte am nächsten Morgen abreisen, dürfte aber nicht den kleinsten Gegenstand aus dem Hause entfernen; er selbst würde die Sorge dafür übernehmen. Dann wünschte er mir „Gute Nacht", und ging, wie er sagte, um mir Ochsen zu verschaffen. Dies Versprechen hielt er aber nicht einmal, sondern behauptete später, er hätte keine aufbringen können. Ich bereitete den vier Wächtern eine gute Mahlzeit und gab ihnen ihre Matratzen zum Schlafen. Sie verlangten aber diesmal im Speisezimmer statt in der Küche zu übernachten, und gaben nicht eher nach, als bis ich ernstlich mit dem Häuptling drohte. Ich brachte eine schlaflose Nacht zu; mehrmals ward heftig an der Hausthür gerüttelt; doch erfolgte weiter nichts. Nachdem ich gegen Morgen noch ein Weilchen eingeschlummert war, erweckte mich plötzlich der Ruf: „Missis!" und nicht wenig erstaunte ich, zwei Kaffern vor meinem Bett stehend zu finden. Sie gaben mir die Weisung, augenblicklich aufzustehen und mich zu entfernen. Ich erwiederte, daß ich bleiben wolle und daß ich überzeugt sei, sie würden mir nichts zu Leide thun.

„Was wäre Großes dabei?" lautete ihre Antwort. „Wissen

Sie nicht, daß andere Frauenzimmer genug ermordet worden sind?“

So mußte ich in ihrer Gegenwart aufstehen und mich ankleiden; ja, bald füllte sich mein Zimmer mit noch vielen andern Kaffern, die ihre Büchsen und Hassagayen an die Wand lehnten und bereits anfingen, einige von unsern Sachen fortzutragen oder zu zerstören. Ich ging hinaus, um anspannen zu lassen; aber ich fand Niemand, der meine Befehle ausführte; alle unsere Diener hatten die Farm verlassen. Ich wollte nun wenigstens das Nöthigste von meinen und meines Mannes Kleidern zusammenraffen; da packte mich einer der Kaffern beim Arm und stieß mich aus der Thür. Ich versuchte nochmals zurückzukehren, fand aber dieselbe rohe Behandlung.

Jetzt suchte ich den Häuptling auf, klagte ihm mit bittern Vorwürfen meine Noth und bat ihn, mich selbst nach meiner Wohnung zu begleiten und dem Unwesen zu steuern. Er seufzte tief und ging in der That mit mir; anstatt mir aber zu helfen, hieß er seine Leute, unsere Vorräthe von Mehl, Zucker und Kaffee nach seiner Behausung schaffen. Dann gab er mir zwei Frauen mit als Wegweiserinnen nach Fort White und hieß mich gehen. Bald brannte eine glühende Nachmittagssonne auf uns herab, und ich hätte sammt meinem Kinde verschmachten müssen, wenn nicht ein paar brave Kaffernmädchen, die uns begegneten und voll Mitleid die Erzählung unseres Unglücks anhörten, uns ein wenig Milch geschenkt hätten. Die feuchte kalte Nacht aber mußten wir ohne wärmende Kleidung unter freiem Himmel zubringen, denn erst am nächsten Vormittag erblickte ich das Ziel meiner unheilvollen Wanderung. Mit Freundlichkeit nahm man uns in Fort White auf und versprach mir Schutz und Obdach, bis ich mich gekräftigt haben würde, meinen Weg fortzusetzen. Nach Verlauf von zwei Tagen erschienen die zwei von meinem Mann abgesandten Frauen, um mich in das Haus meiner Eltern abzuholen. Gern wäre ich sogleich mit ihnen aufgebrochen, aber der ununterbrochene Lärm von Feuerwaffen, den man von allen Seiten vernahm, hielt mich noch zurück.

Endlich war wieder Ruhe eingetreten, und nun machten wir uns eilend auf den Weg. Wir waren indessen höchstens eine halbe Stunde weit gekommen und hatten uns eben unter einen Baum gesetzt, um einen Augenblick zu rasten, als plötzlich eine der Frauen ausrief:

„Da sind die Eingebornen!“

Wirklich waren wir in wenig Sekunden von zwölf bewaffneten Kaffern eingeschlossen, die sich in einer Weise, welche sich nicht beschreiben läßt, über uns herwarfen. Noch immer schwebt mir

das wilde Antlitz des einen vor, der seinen Hassagay an meine nackte Brust legte, und noch immer begreife ich nicht, was ihn abhielt, mich damit zu durchbohren. Ich war zu Tode erschreckt.

„O," rief ich, „schone meiner!"

Drei der Männer hielten mich, zogen mich aus und ließen mir nichts als mein Hemd und einen Rock. Eben so verfuhren sie mit den andern Frauen. Nach ein paar Augenblicken kehrte der Eine zurück, um mir auch das Letzte noch abzunehmen, wenn ich nicht, wie er sagte, mein Geld herausgäbe. Sogleich sprang die eine der Frauen herzu, riß mich aus seinen Händen und schrie:

„Was willst Du noch, Bösewicht; hast Du ihr nicht Alles schon genommen?"

Da ließ er mich los, ergriff statt dessen sie und entfernte sich nicht eher, als bis er der Armen auch noch ihr letztes Tuch vom Kopfe gerissen hatte. Darauf eilte er seinen Gefährten nach, indem er uns aus der Ferne noch zurief:

„Nehmt Euch in Acht; Ihr werdet noch vielen Kaffern begegnen!"

Voll Entsetzen wagte ich keinen Schritt weiter zu thun, sondern kehrte zurück nach Fort White. Hier bemerkte man mich schon von Ferne, und war freundlich genug, mir ein Kleid zu schicken, in das ich mich einhüllen konnte. Mehrere Tage hindurch ward die Ruhe nicht unterbrochen. Eines Morgens aber hieß es auch hier:

„Die Kaffern kommen!"

Ein Blick hinaus überzeugte uns von der Wahrheit dieser Worte; der Feind kam in vier verschiedenen Richtungen und großer Anzahl von den Höhen hernieder. Bald begann das Feuern; Niemand kann mir die Schrecknisse dieses Tages nachempfinden; drei feindliche Kugeln drangen allein in das Zimmer ein, in welchem ich mich befand, aber, Dank dem Himmel! ohne Jemand zu beschädigen. Einundfünfzig Kaffern wurden an diesem einzigen Tage vor ihren ewigen Richter befördert. Einer derselben trug einen Rock meines Mannes, ein anderer eines seiner Hemden, ein dritter mein bestes seidenes Kleid. Man forderte mich auf, die Todten zu besichtigen, aber ich lehnte es ab. Am Nachmittag, noch während der Feindseligkeiten, zog sich ein schweres Gewitter über uns zusammen; da endlich ließ der Kugelregen nach, und die Kaffern verschwanden einer nach dem andern. Von unserer Mannschaft war wie ein Wunder des Himmels Niemand geblieben; nur ein einziger war leicht verwundet.

Am folgenden Morgen erschienen abermals zwei Frauen im Auftrage meines Mannes, um mich abzuholen. Ein in der Nähe

von Fort White wohnender Kaffer, Namens Daniel, der an den Feindseligkeiten keinen Theil genommen hatte, erbot sich freundlich, uns zu begleiten und über meine Sicherheit zu wachen. In einem der Kaffernkraale, die wir auf unserm Wege passiren mußten, ließ er uns ein gutes Mahl zubereiten; in einem andern verschaffte er uns ein Unterkommen für die Nacht. Mehrmals stießen wir auf Trupps kriegerischer Kaffern; die meisten aber, sobald sie Daniel erkannten, waren freundlich und zuvorkommend gegen mich. Drei solcher wilden Gesellen gingen ein tüchtiges Stück Weges mit uns und sprachen über den Zustand des Landes.

„Ist Fort White ein starker Posten?“ fragte mich der eine.

„Ich verstehe nichts davon!“ entgegnete ich; „aber warum thust Du mir diese Frage?“

„Weil wir es niederbrennen wollen!“ lautete seine entschiedene Antwort.

„Das werdet Ihr nicht im Stande sein,“ sagte ich.

„Wir werden es versuchen!“ entgegnete er.

Bald darauf kamen zwei andere mit Büchsen bewaffnete Kaffern in Hast auf uns zu. Zum Glück war Daniel auch ihnen bekannt; denn ohne das, versicherten sie, würden sie uns rein ausgeplündert haben. Der eine besonders war ein wüthender Barbar; ich sei seine Feindin, schrie er mich an; denn ich sei weiß, und er würde mich am liebsten gleich niederschießen. Daniel erzählte ihm, wer ich sei und daß ich mich zu den Predigern nach Chumie begeben wolle. Er aber erwiederte:

„Wer sind die Prediger? Ich frage nichts nach ihnen; ich hasse sie, wie ich alle Weißen hasse. Warum sind sie über's Meer gekommen, das Gott zwischen sie und uns gesetzt hat? Warum sind sie nicht auf ihrer Seite des Wassers geblieben? Ein Glück für die weiße Frau, daß sie den Daniel bei sich hat, den ich kenne, sonst hätte ich sie ohne Gnade niedergeschossen!“

Ich athmete leichter, als der Bösewicht uns wieder verlassen; von nun an setzten wir unsere Reise unbehindert fort, und glücklich erreichte ich endlich das Haus meiner Eltern.

II.

Eine Tour durch die Kapkolonie.

Ich erspare dem Leser die ferneren Einzelnheiten eines Krieges, der bald um so blutiger ward, als auch die Fingos sich zur Theilnahme an demselben entschieden. Dieses noch nicht erwähnte Volk besteht aus den Ueberresten mehrerer verschiedener Stämme, die durch ihre östlichen Nachbarn besiegt und aufgerieben, einst bei den Kaffern Zuflucht suchten. Letztere machten sich die hülflose Lage jener zu Nutzen; sie nahmen sie zwar bei sich auf, wiesen ihnen aber die verächtlichste und erniedrigendste Stellung an und behandelten sie mit einer Grausamkeit und Härte, wie sie selbst bei den Sklavenhaltern der Weißen unerhört ist. Dies deutet schon der Name „Fingo" an, den sie ihnen beilegten, und der in der Sprache der Kaffern einen räudigen Hund bedeutet. Die Fingos sind den Kaffern in ihrer Sprache und in ihrem Aeußern übrigens vollkommen gleich; nur haben sie eine sanftere Gemüthsart und sind fleißiger, geschickter und erfindungsreicher. Durch die Engländer wurden sie aus der Gewalt ihrer grausamen Beherrscher befreit und wieder in eine unabhängige Stellung eingesetzt, in welcher sie bald zu einem zahlreichen und kräftigen Stamm heranwuchsen. Sie betrachteten sich selbst gewissermaßen nun als englische Unterthanen, mußten einen jährlichen leichten Tribut zahlen und erhielten dafür so viel, zum Theil den Kaffern abgewonnenes Land, als sie für sich und ihre Heerden brauchten.

Es schien zuerst bei Ausbruch des Krieges zweifelhaft, ob nicht unter diesem Volk durch Kaffern und Hottentotten bereits der Same der Zwietracht und des Hasses gegen die Weißen gesäet und aufgegangen sei, und ob sie sich nicht vielleicht mit jenen im Verein gegen diese erheben würden. Die Kaffern selbst schienen kaum daran zu zweifeln, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn sie sich in ihrem noch immer nicht verrauchten Zorn gegen ihre frühern Sklaven nicht zu allerlei Feindseligkeiten hätten hinreißen lassen. So hatte z. B. vor nicht langer Zeit ein Kaffernhäuptling aus einem Fingokraale in der Nähe von Chumie zweihundert Stück des besten Viehs geraubt; so waren eben daselbst ein paar friedliche Fingos von Kaffern in einen Hinterhalt gelockt, ausgeplündert und ermordet worden. Da sie sich in dem allgemeinen Kriege nun endlich für die Engländer entschieden, so brüsteten jene sich mit hochmüthigen Reden, wie z. B. daß *ein* Kaffer hinreichend sei, um zehn Fingos in die Flucht zu jagen, während die Ge-

schichte des Krieges späterhin eher das Gegentheil bewies. Gewiß ist, daß durch diese Allianz die Wuth der Kaffern auf's Aeußerste gereizt ward, und daß es auf beiden Seiten zu den blutigsten Excessen kam. Ein Wunder war es daher, daß unser Häuflein in Chumie noch immer unangefochten blieb. Der Krieg währte nun schon ein volles Jahr; rings um uns her waren alle Colonien der Weißen niedergebrannt und zerstört; heimlich und öffentlich wurden die schauerlichsten Mordthaten und Räubereien verübt, und wir weilten noch immer in Chumie. Da indessen kein Ende dieses wüsten Treibens abzusehen war, so gaben wir endlich den Mahnungen der Regierung nach, unsern gefahrvollen Aufenthaltsort zu verlassen, und bis zur wiederhergestellten Ruhe und Sicherheit nach der Kapkolonie überzusiedeln. Nur unter starker militärischer Bedeckung war dies bei dem Zustande des Landes möglich, und so sah ich denn nach einer fast zweijährigen Abwesenheit die Kapstadt wieder, arm geworden fast an allen äußern Besitzthümern, aber um tausend Erfahrungen bereichert. —

Nachdem ich indeß meine Familie hier in Sicherheit wußte, ward mir selbst die unfreiwillige Unthätigkeit, in welcher ich nun schon längere Zeit lebte, bald lästig. Ich wollte mir so schnell wie möglich wieder einen Wirkungskreis verschaffen, mich nach einer neuen Farm umsehen, und benutzte daher die Einladung eines Freundes, ihn auf einer Reise durch das Land zu begleiten.

Nach eintägigem Ritt erreichten wir den ersten großen Gebirgszug, welcher die Kapkolonie von dem Innern des Landes trennt, und der nur auf einem einzigen steilen Paß zu überschreiten ist. Wir brachten die Nacht am Fuß des Gebirges zu, und die Sonne stand am andern Morgen schon hoch über dem Horizont, als wir die Höhen zu erklimmen begannen. Die feuchten Nebel, welche uns bisher die ganze Aussicht verfinsterten, zerstreuten sich jetzt, und als wir den Gipfel des Passes erreichten, war Alles schön und heiter, und ein wolkenloser Himmel spannte sich über die blühende Erde aus, so weit das Auge blickte. Zur einen Seite erhob sich der majestätische Tafelberg, während auf der andern friedliche Dörfer lagen, umgeben von fruchtbaren Weingärten und Orangenpflanzungen. Mit Entzücken schweifte das Auge über den Reichthum des Landes dahin. Aber nicht lange sollten wir dieses heitern Anblicks genießen. Wir hatten kaum wenige Schritte bergab in dem engen Paß zurückgelegt, da wandte ich mich um zu einem letzten Scheidegruß. Schon aber verdeckten vorspringende Felsen mir die Aussicht und warfen finstere, unheimliche Schatten über den Abgrund unter uns. Hier herrschte ein tiefes Schweigen, nur zuweilen unterbrochen von dem Brausen eines Bergstromes oder dem Rauschen des Windes. Wir hatten einen höchst beschwer-

lichen Weg. Oftmals mußten wir absteigen und unsere Pferde über das steinige Geröll führen, das unsern Pfad verengte, und wir verzweifelten fast daran, ob wir ein Obdach zur Nacht erreichen würden. Wirklich war die Sonne bereits untergegangen, als endlich das Gebirge hinter uns lag, bald darauf aber befanden wir uns unter dem gastlichen Dach eines uns befreundeten Farmers.

Nach unserm anstrengenden Ritt über das Gebirge war es uns eine sehr angenehme Abwechselung, nach wenig Tagen in die berühmte weite Ebene des Kaplandes, die Karoo, zu gelangen. Der Boden derselben besteht aus Thon und Sand, und im Sommer dörrt ihn die Sonne fast bis zur Härte der gebrannten Ziegeln. Alle Vegetation erstirbt dann, und die Samenkörner und Wurzeln der Pflanzen liegen wie todt unter der harten Erdrinde. Kaum aber tritt die Regenzeit ein, und die Erde saugt die fruchtbringende Nässe auf, so durchbrechen Tausende von Hälmchen und Stengelchen den erweichten Boden, und in wenig Tagen ist das weite Land mit einem grünen, blumendurchwirkten Teppich überzogen. Die Luft füllt sich mit berauschenden Düften, und ganze Heerden hochbeiniger Strauße und wandernder Antilopen beleben die Einöde. Nur wenig Wochen aber währt diese Frühlingspracht der Karoo; die Tage werden immer länger und länger; die Sonne steigt höher und höher; die Hitze wird immer unerträglicher. Die kaum ent-entfalteten Keime und Blüthen verdorren; die Quellen und Bäche versiegen, und bald zeigt die weite Ebene nichts mehr als einen schwärzlichen Staub, die Reste der abgestorbenen Pflanzen, auf ihrem harten röthlichen Boden.

Die einzigen lebenden Wesen, deren wir ansichtig wurden, waren einige Strauße. Achtzehn oder zwanzig dieser Vögel spazierten einmal in nicht zu großer Entfernung von unserm Wagen; kaum aber bemerkten sie uns, als sie auch schon in größter Eile verschwanden.

Wir reisten jetzt bei einem Thermometerstand von 59° im Schatten, einer Temperatur, die man in jenem Theil der Erde noch als günstig und angenehm betrachten darf; der Weg aber war zum Theil so schlecht, daß wir nur äußerst langsam vorwärts kamen. Einmal wählten wir deshalb unsern Pfad in dem ziemlich seichten Bett eines Flusses, wo vor kurzer Zeit erst durch das Platzen einer Wasserhose eine Anzahl von Personen das Leben verloren hatten. Ein anderes Mal wollten wir, um das am Tage Versäumte einzubringen, unsere Reise auch bei Nacht fortsetzen, wozu ein klarer, heller Mondenschein noch ganz besonders einzuladen schien. Wir waren jedoch noch keine Stunde weit gekommen, als unser Kutscher den Wagen in ein tiefes Sandlager fuhr. Die

Ochsen waren nicht im Stande ihn herauszuziehen, so daß wir endlich unsere Spaten zur Hand nehmen und ein Geleise graben mußten, auf dem wir nach dreistündiger Arbeit das Fuhrwerk wieder auf den richtigen Pfad schafften. Kaum hatten wir dies Hinderniß überwunden, als wir schon wieder in eine ähnliche Verlegenheit geriethen, so daß wir endlich das Reisen bei Nacht aufgaben. Und doch war in Folge stattgehabter Regengüsse der Weg jetzt noch verhältnißmäßig gut; bei großer Dürre zeigt der Boden der Karoo oft weite Sprünge und Risse, in denen die Wagen und das Zugvieh sehr leicht zu Schaden kommen. Bei heftigem Regen- und Hagelwetter überstiegen wir sodann den „Neufelder Gebirgszug"; die Spitzen der Berge fanden wir mit Schnee bedeckt, während um Mittag der Thermometer 47° anzeigte. Da das Unwetter anhaltend zu werden drohte, so kehrten wir für ein paar Tage in der Farm eines holländischen Booers, Namens Bonartin, ein, für dessen Sohn, einen vierzehnjährigen Knaben, wir aufrichtiges Mitleid empfanden, da derselbe während dieses stürmischen Wetters in einer leichten Strohhütte seines Vaters Schafe während der Nacht vor den Angriffen der Raubthiere hüten mußte, die um diese Zeit ganz besonders gefährlich sind. Dennoch waren in der vorhergehenden Nacht mehreren Schafen durch Schakale die Schwänze abgebissen worden; einige hatte der Lämmergeier geraubt; derjenigen gar nicht zu gedenken, die vor Kälte umgekommen waren.

Bonartin und seine Frau schienen gastfreundliche Leute zu sein; aber ihr Haus war ein Bild des Elends. An der einen Seite des Gebäudes fehlte das Dach ganz und gar, und an der andern war es so beschaffen, daß wir kaum ein brennendes Licht auf dem Tisch erhalten konnten, wegen des eindringenden Regens und Windes. Ueberall schien es am Nöthigsten zu fehlen. Außer den Eltern bestand die Familie aus zehn Kindern, deren ältestes jener vierzehnjährige Bursche war. Der Mann erzählte uns seine traurige Geschichte. Er hatte vor zwei Jahren wegen der unablässigen Räubereien der Buschmänner, die ihn sogar mehrmals mit ihren vergifteten Pfeilen fast um's Leben gebracht, eine viel bessere Farm verlassen müssen. Einst war er mehrere Tage entfernt gewesen; bei seiner Rückkehr bemerkte er, daß eine große Anzahl von Geiern sein Haus umkreisten, und als er näher kam, sah er acht seiner Pferde am Boden liegen, die in seiner Abwesenheit von den Buschmännern getödtet worden waren. Seine Schafe und Böcke hatten sie fortgetrieben; die Pferde waren wohl in der Absicht getödtet worden, um jeden Versuch der Verfolgung unmöglich zu machen.

Bevor wir unsere Reise weiter fortsetzten, benutzten wir die

günstige Gelegenheit, die in der Nähe befindlichen berühmten Cangohöhlen in Augenschein zu nehmen. Diejenigen, welche die Höhlen von Elora und Elephante kennen, versichern, daß jene diese noch an Umfang und Großartigkeit übertreffen. Sie sind von der Natur allein gebildet und gehören zu den staunenswerthesten Wundern der Schöpfung. Unser Weg führte durch einen Engpaß, zwischen zwei Reihen himmelhoher Felswände und am Ufer eines Bergstromes entlang, der bald sanft und ruhig dahin plätscherte, bald mit wildem Ungestüm in unabsehbare Abgründe stürzte und für eine Zeitlang in tiefer Finsterniß dem Auge verschwand. Mit großer Vorsicht mußten wir ihn, wie sein gewundener Lauf es erheischt, zu wiederholten Malen durchwaten. Die ganze Scenerie gehört zum Großartigsten, das man sehen kann; ungeheure Erdrevolutionen müssen hier gewirkt haben; viele der Felsen sind umgestürzt, andere sind in tausend Splitter zerborsten. Fast alle tragen eine reiche Vegetation; hauptsächlich sieht man Mimosa-Gesträuch mit den langen, scharfen Dornen. Dazwischen wuchern herrliche rothe Geranien, Christpalmen und eine Art stark duftenden Hollunders. Nachdem wir zwei Stunden auf diesem Wege zurückgelegt, kamen wir zu einem offnen Raum und an das Gehöft eines Farmers, in dessen Besitz sich jetzt die merkwürdigen Höhlen befinden. Es war schon Nachmittag, als wir anlangten, und er war mit einem so späten Besuch der Höhlen nicht recht einverstanden. Da unsere Zeit aber drängte, so willigte er endlich ein. Rasch labten wir uns an einer Tasse Thee, bestiegen dann unsere Pferde von Neuem, und bald standen wir vor dem Eingang der Höhlen am Abhang eines Kalksteingebirges. Der Eingang ist weit und imposant, hoch und geräumig, wie es sich für das Portal eines derartigen unterirdischen „Krystallpalastes" gebührt. Wir zündeten hier ein Feuer an und versahen uns mit langen Bambusrohren, auf deren Spitzen wir Kerzen befestigten. Zuerst betraten wir einen langen, engen und dunklen Gang, in welchem wir uns unmittelbar hinter unsern Führern hielten, deren brennende Lichter in der That das Einzige waren, das wir unterscheiden konnten. Am Rande eines gähnenden Abgrundes in Mitten einer greifbaren Finsterniß standen wir endlich still; eine Leiter wurde hinuntergelassen und wir stiegen hinab. Mit höchster Vorsicht, mit der einen Hand die Stufen der Leiter fassend und unser freundliches Lichtchen mit der andern haltend, erreichten wir glücklich die dreißig Fuß unter jenem Gange gelegenen tieferen Regionen, wo unsere unterirdische Wanderung begann. Aus einem weiten Raum gelangten wir in den andern, erfüllt von Bewunderung, Ueberraschung und Ehrfurcht. Viele der Räume oder Säle, wenn ich mich so ausdrücken darf, waren dreißig, vierzig, fünfzig, ja sechzig Fuß

hoch. Ihre Ausdehnung war nicht mit einem Blick zu übersehen; dazu würde eine unendliche Anzahl von Fackeln erforderlich gewesen sein.

Viele der Säle sind mit Millionen von Stalaktiten angefüllt, die in den verschiedensten Formen von der Decke bis zum Boden herniederreichen. Einige derselben überraschten nur durch ihre Kolossalität, andere zeigten bewundernswürdige Schönheit der Formen; bald glichen sie prächtigen cannelirten oder gewundenen Säulen, bald schienen sie Pflanzenformen nachzuahmen; hier bildeten sie Nischen, Statuen und Karnieße, dort glaubte man die Pfeifen einer ungeheuern Kirchenorgel vor sich zu sehen. Manche Exemplare waren von blendender und glänzender Weiße; andere vollkommen durchsichtig. Doch es ist unmöglich, sich in eine Beschreibung von Einzelnheiten einzulassen; es läßt sich nur sagen, daß der Eindruck des Ganzen von der großartigsten Wirkung war. Man fühlte sich in eine Region versetzt, wo das Schweigen ungezählter Jahrhunderte und Jahrtausende herrschte.

Nichts in der Natur ist mit diesem Wunderbau der Schöpfung zu vergleichen, und kein Werk der Menschenhände kann damit wetteifern. Der Prozeß der Krystallisation geht an vielen Stellen noch immer vor sich; an andern ist bereits Abnahme und Verfall eingetreten. Hier wird der Tropfstein äußerlich zuerst feucht und klebrig; das feste Zusammenhalten der Atome hört auf; der Stein zerbröckelt und wird allmählich zu Staub. Einer der Räume, das „Sandzimmer" genannt, ist wie mit feinem Sande, den Ueberresten früherer Stalaktiten, bestreut; seine Farbe ist theils blendend weiß, theils strahlend roth.

Gegen fünf Uhr verließen wir die Höhlen, kehrten nochmals in das Haus des Farmers zurück und setzten dann unsere Reise fort. Ich hatte jetzt einen Hottentotten, Namens Klaas, in meine Dienste genommen, der ein guter Schütze war. Er machte mich auf ein Paar „Klippenspringer" aufmerksam, die eben den Gipfel eines Berges erklimmen wollten, nahm dann mit meiner Erlaubniß seine Büchse zur Hand und verfolgte das Wild. Wir erlegten zwei schöne Exemplare, und ich fand, daß das Thier mit der Gemse unserer Alpen eine große Aehnlichkeit hat. Wie diese bewohnt es nur die höchsten, unzugänglichsten Bergregionen in der Nachbarschaft der Adler, Geier und anderer Raubvögel, denen seine Jungen daher oft zur Beute werden. Seine Farbe ist der der Felsen so ähnlich, daß es, außer wenn es in Bewegung ist, der Beobachtung selbst des wachsamsten Jägers entgeht, eben so wie es durch seine überraschenden Sprünge von Klippe zu Klippe vor der Verfolgung der Hunde sicher ist. Sein Haar ist wohl zwei oder drei Zoll lang und bietet, indem es wagerecht vom Körper absteht,

gleichsam ein natürliches Polster gegen die Verletzungen durch die spitzen Felsen.

Nach ein paar Tagen gelangte ich in den Distrikt „Winterfeld“ und zu der Farm eines gewissen Jakobs, der als einer der bedeutendsten Viehzüchter der ganzen Kapkolonie galt. Er besaß neben zahlreichen Rinderheerden und anderm Vieh über zehntausend Schafe, und es war eine Freude, die prächtigen Thiere Abends in ihre Hürden heimkehren zu sehen, und die Gier zu beobachten, mit welcher sie auf das Wasser zustürzten, nachdem sie den ganzen Tag über in der dürren Steppe gewesen waren. Der Ort, an welchem die Farm gelegen, trug den Namen „Löwenbrunnen“ wegen der großen Zahl von Löwen, die sich in der Nachbarschaft aufhielten, und während der trocknen Jahreszeit hier zur Tränke zu kommen pflegten. Dieser Umstand schien Jakobs indessen wenig zu bekümmern; seit er sich in Besitz dieser Farm befand, die sein Vorgänger lediglich aus diesem Grunde verlassen hatte, war er einer der berühmtesten Löwenjäger des Landes geworden. Er hatte nicht weniger als zweihundert Löwen geschossen, von denen einmal acht auf einen Tag kamen. Ich selbst genoß nicht die Ehre, die Aufmerksamkeit des Königs der Thiere auf mich zu ziehen. Ich kam in friedlicher Absicht, und sie gestatteten mir freien Durchzug. Doch hörte ich folgenden Vorfall, der sich unlängst noch ereignet hatte:

Drei Männer und ein Knabe lagen und schliefen in freier Luft; letzterer und einer der ersteren etwas seitab vom Wege und eingehüllt in warme Tücher. Da erschien plötzlich ein Löwe und trug beide sammt der Umhüllung davon. Es gelang ihnen indessen zu entwischen, indem sie das Unthier im Besitz ihrer warmen Decken ließen, und sich zu ihren Gefährten zurückzuschleichen. Während der Mann noch in der Erzählung des Abenteuers begriffen war, kam aber auch der Löwe schon wieder daher, warf sich auf ihn, packte ihn im Nacken und tödtete ihn. Es blieb ihm nur noch so viel Zeit zu rufen: „Schießt! Schießt!“ Seine Gefährten folgten dieser Aufforderung, trafen den Löwen in die Brust und entkamen glücklich alle Drei. Da sie jedoch noch mehr Raubthiere in der Nähe vermutheten, so kehrten sie erst am nächsten Morgen zurück, um den Leichnam ihres Freundes zu beerdigen; aber es fand sich, daß er sowohl, als auch der Leichnam des erschossenen Löwen während der Nacht von den Raubgenossen des letztern verzehrt worden war.

Das Fell des ersten Löwen, den er getödtet, lag als Decke über das Bett Jakobs gebreitet, und nach der außerordentlichen Größe, so wie nach der Länge der Mähne zu urtheilen, mußte es ein schönes, edles Thier gewesen sein. Jakobs hatte nämlich eines

Morgens einen Knecht hinausgeschickt, um sein Pferd von der Weide zu holen. Derselbe kehrte aber mit dem Bescheid zurück, das Pferd liege am Boden und noch „Etwas" daneben.

„Dann," hatte der Farmer erwiedert, „weiß ich schon, was das „Etwas" ist," nahm augenblicklich seine geladene Büchse von der Wand, bestieg ein zuverlässiges Pferd und begab sich an den Ort, wo es ihm glückte, die Seite des Ungeheuers mit drei Kugeln zu durchbohren.

Jakobs theilte mir mit, daß er in wenig Tagen eine Reise nach dem Orangefluß zu unternehmen gedenke, um dort Bauholz zu fällen; dem Theil des Landes nämlich, wo seine Farm liegt, fehlt es dazu gänzlich an geeigneten Bäumen. Da mein Reisegefährte nicht übel Lust hatte, sich an diesem Ausflug zu betheiligen, so schloß auch ich mich an. Bald waren die nöthigen Vorbereitungen getroffen, und mit mehreren Fuhrwerken, einer Anzahl tüchtiger Hunde, einem Extragespann von Ochsen und mehreren Schafen zu unserm Lebensunterhalt versehen, brachen wir auf. Unser Weg führte über eine weite Ebene, die hier und da mit Buschwerk und lieblich blühendem Haidekraut bewachsen war, und der eine große Menge mannigfaltigen Wildes, als Springböcke, Quagga's, Gnu's, Strauße ꝛc. ein ungemein lebendiges Ansehen verlieh. Wir reisten immer in nördlicher Richtung, wo wir bald auf den Brackfluß trafen, dessen Wasser so salzig ist, daß selbst die Ochsen es verschmähten, obwohl sie seit vielen Stunden und bei einer glühenden Sonnenhitze ihren Durst nicht hatten löschen können.

Schon als wir am dritten Tage unserer Fahrt Abends am Ufer eines Baches unser Nachtquartier aufschlugen, zeigte es sich, daß unser Vorrath an Schafen sich beträchtlich vermindert hatte; mehrere waren in Folge der großen Hitze gestorben, und die übrigen waren aus demselben Grunde nicht im Stande, uns weiter zu folgen. Hatten sich doch selbst unsere Hunde einer nach dem andern davon gemacht, wahrscheinlich um unter irgend einem Busch Schatten und Kühlung zu suchen. Wir hofften, daß sie sich während der Nacht wieder bei uns einstellen würden, aber sie waren und blieben verloren. Unsere Wagen fuhren wir der Art auf, daß sie einen kleinen viereckigen Raum umschlossen, in welchem wir unser Vieh unterbrachten; die Löwen aber suchten wir durch angezündete Feuer von uns abzuwehren, wiewohl Jakobs versicherte, daß, wenn sie wirklich vom Hunger getrieben würden, weder dies noch irgend ein anderes Mittel sie abschrecken könne. Wegen der außerordentlichen Reinheit der Atmosphäre schienen Mond und Sterne mit einer Klarheit und einem Glanz, wie sie eben nur in diesem Theil der Welt zu beobachten sind.

Am nächsten Tage — wir befanden uns noch immer in der Ebene, die hier mit hohem Grase bedeckt war — hielt Jakobs plötzlich seinen Wagen an und rief:

„Ein Gemsbock!"

Ich ergriff sogleich mein Telescop und erblickte ein herrliches Thier, das in einiger Entfernung von uns stand und unsere Karavane zu beobachten schien. Augenblicklich sattelten wir unsere Pferde und befahlen Klaas, meinem Hottentotten, auf einem Umwege das Thier zu umgehen und wo möglich uns entgegen zu treiben. Es jagte zuerst in wilder Hast davon; da es sich aber von allen Seiten eingeschlossen sah, wandte es sich plötzlich wie zum Kampf gegen den Hottentotten, der noch immer einen weiten Vorsprung vor uns hatte.

Ich selbst war etwa noch hundert Schritt von dem Thier entfernt, da sprang ich vom Pferde, gab Feuer und todt lag es am Boden. Sobald wir es erreicht hatten, begann Jakobs eine Drüse an seinem Halse von der Größe eines Eies zu untersuchen, nach welcher er im Stande war, die Güte des Fleisches zu beurtheilen. Wir waren noch nicht fertig mit dem Ausweiden und Zerlegen, als sich auch schon ein Schwarm von Geiern über uns versammelte, ein Umstand, der mich um so mehr in Erstaunen setzte, als die Ebene sich in unabsehbarer Weite ausdehnte und, bevor wir das Thier geschossen hatten, auch nicht ein einziger Vogel an dem ganzen Rund des wolkenlosen Himmels zu entdecken gewesen war.

Bald machte sich uns der Mangel an Wasser sehr fühlbar. Unsere Leute verfolgten eifrig die Spuren wilder Thiere in der Hoffnung, daß sie zu einer Quelle führen möchten; aber sie täuschten sich; alle waren versiegt. Das nächste größere Gewässer, das sich auf unserm Wege finden sollte, war noch acht Stunden entfernt, und sollte auch dieses ausgetrocknet sein, so durften wir vor unserer Ankunft am Orangefluß auf keine Abhülfe dieses dringendsten Bedürfnisses rechnen. Gegen Abend kamen wir an eine Stelle, in deren Nachbarschaft Jakobs bei früheren Gelegenheiten die Schlupfwinkel von Löwen entdeckt hatte. Er schlug also vor, hier Halt zu machen, um besser vor ihnen auf unserer Hut sein zu können. Da aber der allgemeine Wunsch unserer Gesellschaft vorwärts drängte, so gab er nach, und unser Zug setzte sich wieder in Bewegung. Plötzlich schienen die Ochsen Löwen zu wittern, vor denen sie eine große Furcht haben; sammt den Wagen fuhren sie in alle vier Weltgegenden auseinander, und es kostete mehrere Stunden und viel Mühe, ehe die so zerstreuten Fuhrwerke wieder beisammen waren.

Wir hatten jetzt die acht Stunden zurückgelegt und von einer Anhöhe aus überschauten wir das Land. Aber nichts von Wasser

ließ sich entdecken; der lang ersehnte Pfuhl war zu unserer großen Betrübniß eben so trocken, wie der übrige Boden der weiten Steppe. Unsere armen Ochsen waren vor Durst und Ermüdung nahe daran, umzufallen; dennoch setzten wir unsere Reise sogleich fort. Endlich um die Mittagszeit des nächsten Tages zeigte sich uns der viel gefeierte Orangefluß, dessen Wasser ungewöhnlich hoch und voll war. Der Anblick dieses breiten und schönen Stromes unter den obwaltenden Umständen ist über alle Beschreibung, und nur derjenige kann unsere Freude nachempfinden, der wie wir eine mühselige Reise durch die dürre, wasserlose Wüste unter den sengenden Strahlen einer afrikanischen Sonne kennen gelernt hat. Da es unmöglich war, die Wagen die steilen Ufer hinunter in den Schatten der Weiden zu bringen, die in dichter Menge die beiden Ufer einfaßten, so mußten wir sie im Sande stehen lassen. Das Vieh aber, sobald es ausgespannt war, stürzte mit Gier zu dem Wasser hinab, um seinen wüthenden Durst zu stillen; voller Ungeduld, das wohlthuende Element so recht aus dem Grunde zu genießen, tauchten sie mit dem ganzen Körper hinein, und der eine von unsern Ochsen blieb so lange darin, daß er in Folge der heftigen Erkältung noch während der Nacht starb.

Einige Buschmänner, die unsere Ankunft vom gegenüber liegenden Ufer aus beobachtet hatten, kamen am nächsten Morgen herübergeschwommen; mit Neugier sahen sie zu, wie wir die Haut des gefallenen Ochsen abzogen und zeigten dann den dringenden Wunsch, sein Fleisch zu besitzen. Da wir dies gern gestatteten, so suchten sie ihren Schatz möglichst rasch in Sicherheit zu bringen, indem sie eiligst damit zurückschwammen; sogleich folgte wieder ein großer Schwarm von Geiern und andern Raubvögeln ihrer Spur und zeigte uns noch lange die Richtung an, welche jene drüben eingeschlagen hatten.

Da die Arbeiten des Farmers Jakobs am Orangefluß voraussichtlich mehrere Tage in Anspruch nahmen, so wollte ich mit meinem Freunde inzwischen die sogenannte „Griqua-Stadt“ besuchen, die wir in nicht allzu großer Entfernung von hier vermutheten. Wir erkundigten uns vielfach danach bei den Buschmännern, die sich bald genug wieder einfanden, um zu sehen, ob nicht vielleicht noch einer unserer Ochsen gestorben sei. Sie hatten jedoch nie von einem solchen Ort gehört, und erzählten nur, daß eine Tagereise weit an der andern Seite des Flusses der „große Kraal“ ihres Häuptlings liege, wenn wir den vielleicht meinten. Wir beschlossen den Versuch zu wagen. Das Erste mußte sein, unsere Pferde über den Fluß zu transportiren, der an dieser Stelle wohl vierhundert Ellen breit sein mochte und einen äußerst raschen Lauf hatte. Die Buschmänner waren sehr ängstlich beim Hinüber- und

herüberschwimmen, indem sie behaupteten, hier sei das „böse Wasser", das oft die Leute ertränke; weiter oben aber sei das „gute Wasser", und da wollten sie gern unsere Pferde hinüberbringen. Zur Ueberfahrt für mich und meinen Freund machten sie aus abgeschälten Baumstämmen eine Art Floß, das zwar etwas weit stromabwärts trieb, auf dem wir aber dennoch glücklich landeten. Einen der Buschmänner nahmen wir sodann als Wegweiser in unsere Dienste.

Wir waren den ganzen Tag über geritten und begannen eben, da es bereits dunkelte, uns nach einer passenden Stelle für unser Nachtlager umzusehen, als das scharfe Auge des Buschmannes den flackernden Schein eines Feuers durch das Gebüsch entdeckte. Er stieg augenblicklich ab und horchte und spähte mit größter Vorsicht umher; aber der einzige Laut, der die tiefe Stille der Haide unterbrach, war das Brüllen von Rindern, die in unserer Nähe weideten. Er schien besorgt, daß wir auf irgend einen Hottentottenstamm treffen möchten und wünschte, daß wir uns unbemerkt vorüberstehlen könnten. Da ich indessen seine Befürchtungen nicht theilte, so ging ich auf den Schein des Feuers los und stand plötzlich vor einer Gesellschaft von Eingebornen, die schlafend um die verlöschende Gluth eines Feuers lagen; ihre Büchsen hatten sie an ihrer Seite in Bereitschaft für den Fall einer Ueberraschung. Da — ein ungewöhnlicher Fall bei diesem Volk — keine Hunde zugegen waren, so konnten wir die Gruppe betrachten, ohne ihren Schlummer zu stören. Erst als ich sie laut anrief, erwachten die Leute, griffen mechanisch nach ihren Büchsen und standen augenblicklich auf den Füßen, indem sie mißtrauisch um sich blickten und erstaunt fragten, wer wir seien und wohin wir wollten. Da sie indeß bemerkten, daß wir unbewaffnet und allein waren, so schwand jeder Verdacht; sie setzten sich wieder nieder und gaben mir gern Auskunft auf meine Fragen. Unter Anderm erwähnten sie, daß ihr Land so eben in einem sehr aufgeregten Zustande sei; ein Theil der Griquas habe nämlich den mächtigen Häuptling der Zoulahs, Matakatzi, beleidigt; dieser habe ihnen blutige Rache geschworen, und obwohl nicht Einer von ihrem eigenen Stamm sich bei jenen Beleidigungen betheiligt habe, so fürchteten doch auch sie sich vor seinem Einfall in das Land.

Wir hatten nun schon viele Meilen in der bezeichneten Richtung zurückgelegt, und noch immer fand sich keine Spur von der Ortschaft, die wir suchten, so daß wir endlich an der Geschicklichkeit und Erfahrung unseres Führers zu zweifeln begannen. Er selbst, seit er sich auf augenscheinlich unbekannten Wegen befand, that plötzlich, als ob er unsere Sprache nicht verstände, und gab auf die mannigfaltigsten und entgegengesetztesten Fragen, die wir

ihm thaten, immer dieselbe Antwort: „Yah, yah!", deren Sinn wir unsererseits nicht enträthseln konnten. Bald darauf erreichten wir einen ziemlich hohen Berg, der sich einsam aus der Ebene erhob; wir stiegen hinan, um die Gegend zu recognosciren und entdeckten zu unserer großen Freude eine ganze Menge von Hütten, in denen wir sofort die lang gesuchte Griqua-Stadt vermutheten. Bald hatten wir die ersten Hütten erreicht, und die Einwohner, durch das Getrappel unserer Pferde von unserer Annäherung benachrichtigt, drängten sich neugierig an uns heran, indem sie uns mit tausend Fragen bestürmten. Wer aber beschreibt unser eigenes Erstaunen, als man uns sagte, daß wir uns nicht in der Griqua-Stadt, sondern in dem Kraal des gefürchteten Zoulah-Häuptlings Matakatzi befänden. Da wir dem mächtigen Herrscher nun ohne unser eigenes Wissen und Wollen so nahe gekommen waren, so wünschten wir doch auch dringend, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen und ließen ihm unsern Besuch ankündigen. Sein Reichthum war unermeßlich groß; er bestand hauptsächlich in Vieh, wovon er gegen achtzigtausend Stück besaß. Wir lernten einen Mann von dreißig Jahren, von schönem Aeußern und gebieterischem Wesen in ihm kennen, der allgemein als ein despotischer Monarch galt. Seine Unterthanen erhielt er in der tiefsten Unterwürfigkeit, seine Mutter und Brüder nicht ausgenommen. Er besaß nicht weniger als sechzig Frauen, die aber ebenfalls in der tiefsten Erniedrigung lebten. Sie nahten ihm nicht anders, als auf den Knieen oder in tief gebeugter Stellung. Ja, er hatte eine solche Macht über sein Volk erlangt, daß er selbst ihre Gedanken und Empfindungen controllirte; es durfte ihnen nichts gefallen, was nicht auch ihm gefiel; war er verdrießlich, so mußten sie Alle eine niedergeschlagene Miene zeigen; war er aber zufrieden, so geriethen sie in Begeisterung. Ueber unsern Besuch war er sehr erfreut, und sein Volk versicherte, ihn nie heiterer gesehen zu haben. Er that aber auch Alles, um unsere Bewunderung rege zu machen; er ließ seine Unterthanen aus der ganzen Umgegend versammeln, ordnete Tanz und Gesang an, ließ Hunderte von Rindern schlachten, und es ward so viel Bier getrunken, daß die ältesten Leute versicherten, nie Aehnliches erlebt zu haben.

Die größte Merkwürdigkeit aber, die er aufzuweisen hatte, bestand in einem Baum, in dessen Zweigen siebzehn kegelförmige Hütten errichtet waren. Man benutzte sie als Schlafgemächer, weil sie von den Löwen nicht erreicht werden konnten, deren es eine Unzahl in der Gegend geben sollte, und die schon Tausende von Menschen umgebracht. Die Zweige des Baumes hatte man mit starken gabelförmigen Pfählen unterstützt, und sodann die Hütten in drei über einander liegenden „Etagen" erbaut. Die un-

terste Etage befand sich in einer Höhe von neun Fuß über dem Boden und enthielt zehn, die zweite, etwa acht Fuß höher, drei, und die oberste vier Hütten. Sie waren aus Zweigen geflochten, mit Stroh gedeckt und konnten je zwei Personen bequem aufnehmen; das Hinauf- und Heruntersteigen aber ward durch Einschnitte erleichtert, die man in den Pfählen angebracht hatte.

Auf meine Erkundigungen nach der beabsichtigten kriegerischen Expedition Matakatzi's in das Land der Griqua's erfuhr ich, daß der Häuptling wirklich schon die nöthigen Rüstungen getroffen habe und binnen kurzer Zeit mit seinen Schaaren aufbrechen wolle. Unter solchen Umständen schien es mir nun gerathen, nicht länger in dieser Gegend zu verweilen, sondern lieber rasch zu Jakobs zurückzukehren. In der Nähe des Orangestromes wieder angelangt, besuchten wir einen Buschmannskraal, den Wohnort unseres Führers. Die Einwohner hatten während unserer Abwesenheit von Jakobs einige Schafe zum Geschenk erhalten, die sie in einer Einfriedigung von Dorngebüsch hielten. Ihre inmitten eines Dickichts gelegenen Hütten waren von der einfachsten Construction; sie bestanden nur aus sechs oder acht in die Erde getriebenen und mit Zweigen zusammen gebundenen Stäben, die mit groben Matten behängt waren. Ihre Höhe überstieg nicht vier oder fünf Fuß. Im Innern hatten die Buschmänner ihre Bogen und ihre vergifteten Pfeile aufgehängt, während am Boden ganze Haufen von Asche und zerbrochenen Strauß-Eierschalen umherlagen. Die Männer saßen in größter Unthätigkeit rauchend um ein Feuer; die Frauen trugen die kleinsten Kinder auf dem Rücken, die größeren aber liefen in einem Zustand vollkommener Nacktheit umher. Als eine Species des Menschengeschlechts betrachtet, ist der Buschmann das widerlichste Geschöpf, und bei der bloßen Beschreibung schon empfindet man Abscheu und Ekel. Hunger und Kälte, so wie jedes andere Elend und jede andere Entbehrung scheinen die eigentliche Lebenskraft in den Buschmännern vollständig abgestumpft und sie zu einer wahren Karrikatur der Menschheit herabgewürdigt zu haben; sie gleichen Mumien oder Skeletten, welche aus dem Grabe wieder aufgestanden sind. Ihr Wuchs erreicht höchstens eine Höhe von vier Fuß; bei Vielen bleibt er noch darunter; der Umriß ihres Gesichts ist eckig und plump; die Backenknochen springen weit vor; das Kinn ist spitz, die Nase flach, die Augen stehen schief und sind in einer fortwährenden hastig unruhigen Bewegung. Die Farbe ihrer Haut hat man mit der eines verwelkten Tabackblattes verglichen; ich selbst habe die Buschmänner stets so mit Fett, Schmutz und Ocker beschmiert gefunden, daß ihre natürliche Farbe mir vollkommen unkenntlich blieb. Von ihren Sitten und Gebräuchen ist nur zu bemerken, daß die Vielweiberei unter ihnen herrscht, daß

aber dabei der Sinn für die Familie höchst unentwickelt geblieben ist. Nach ihren Kindern fragen sie wenig; sie bestrafen sie nicht für ihre Vergehungen, und wenn sie es thun, so geschieht es nicht in der Absicht sie zu bessern, sondern bloß aus Zorn und Leidenschaft, wo sie die armen Geschöpfe dann zuweilen fast umbringen. Auch ereignet es sich nicht selten, daß, wenn Vater und Mutter oder die verschiedenen Frauen eines Mannes unter einander in Streit gerathen, der beleidigte Theil die Kinder des andern ermordet. Ja es sollen Fälle vorkommen, daß Eltern ihre eigenen Kinder hungrigen Löwen vorwerfen, um selbst den Nachstellungen derselben zu entgehen. Ihre Nahrung besteht fast nur in Heuschrecken und wildem Honig, den sie in den Höhlungen der Felsen und Klippen finden. Während der Nacht, die ich in ihrem Kraal zubrachte, fand ein heftiges Gewitter statt, und da hörte ich, wie sie den Blitz und Donner mit heftigen Schmähungen und Schimpfwörtern anriefen und drohend und mit wüthender Geberde ihre Keulen gegen ihn erhoben.

Ich bezahlte ihnen ihre Dienste mit verschiedenen Dingen, die ihnen unter meinen Sachen brauchbar schienen, unter denen ihnen aber nichts so viel Freude machte, als ein kleiner Vorrath von Taback.

Als ich mit meinem Freunde wieder bei Jakobs anlangte, war derselbe eben mit seinen Leuten um einen großen sechzehn Fuß langen Alligator beschäftigt, den sie gefangen hatten. In seinem Magen befand sich ein langes Tau, ein Paar Stiefeln und ein mitten durch gebissener Hund. Da der Farmer während unserer Abwesenheit seine Arbeiten am Orangestrom vollendet hatte, so traten wir unsere Rückreise nach seiner Kolonie ohne Verzug an. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir von einem furchtbaren Gewitter überrascht wurden; der Regen strömte mit solcher Heftigkeit, daß die Ochsen keinen Schritt vorwärts thun konnten und der dürre, harte Boden sich buchstäblich in einen weiten See verwandelte. Danach aber kühlte sich die Luft in so erfrischender Weise ab, daß wir bis zum Brackstrom eine sehr angenehme Fahrt hatten. Wir nahmen auf unserm Wege ein Straußennest mit dreißig Eiern aus, eine Zahl, die oft noch übertroffen, zuweilen selbst verdoppelt wird.

Merkwürdig ist die Art der Buschmänner, die keine Gewehre haben, den Strauß mit List zu erhaschen. Sie gebrauchen dazu ein getrocknetes Fell oder die Haut dieses Vogels, und lassen die Federn nebst dem etwa zwei Ellen hohen Halse daran; dann hängen sie sich die Haut um oder auf den Rücken, richten den Hals in die Höhe und nehmen ganz die Richtung, Haltung und Bewegung des Vogels an. Nun gehen sie dahin, wo sie lebendige

Strauße gewahr werden, und suchen ihnen immer näher zu kommen. Diese halten den in einen Vogel ihrer Gattung verkleideten Buschmann wirklich für ihres Gleichen; aber ehe sie sich dessen versehen, entdeckt sich der Schalk, und ein Vogel Strauß erschießt und erlegt den andern mit Pfeil und Bogen.

Gegen das Ende unserer Fahrt kamen wir an eine abschüssige, rauhe und unwegsame Stelle des Bodens. Sogleich bemerkte ich, daß Cupido, ein Hottentottenknabe in Jakobs Diensten, vom Wagen sprang, um, wie ich vermuthete, dem Fuhrmann behülflich zu sein, der auch seinerseits schon abgestiegen war und die Ochsen führte. Bald darauf vermißten wir den Knaben, und da keine andere Erklärung möglich war, so nahmen wir an, daß er gegangen sei, Honig zu suchen, dessen es in den Felsenhöhlungen der Nachbarschaft eine große Menge gab. Zeitig am Nachmittag langten wir in „Löwenbrunnen" an, ohne wieder etwas von ihm gesehen oder gehört zu haben. Als bald darauf indessen auch der Hirte mit unserer kleinen Schafheerde eintraf, brachte er die traurige Botschaft, daß wohl einer unserer Wagen über den armen Burschen müsse hinweggegangen sein; er habe seinen Leichnam mit zerquetschtem Kopf auf dem Wege gefunden. Wir Alle waren über diesen Unfall sehr betrübt, da der Todte ein höchst braver, gefälliger und anstelliger Bursche gewesen war.

Noch fast eine Woche blieb ich bei Jakobs, theils um meine etwas erschöpften Kräfte erst wieder zu sammeln, theils um seine Farm, die in jeder Beziehung als ein Muster gelten konnte, noch näher in Augenschein zu nehmen; auch machten wir einige Jagdpartbien, die uns eine reichliche Beute abwarfen.

Ohne bemerkenswerthe Abenteuer setzte ich nun meine Reise nach der Südküste des Landes fort, um mich in der Algoabai nach der Kapstadt einzuschiffen. Den einzigen längern Aufenthalt machte ich dabei in Grahams-Town. Der Tag war schon beträchtlich vorgerückt, als ich bei strömendem Regen — naß, kalt und hungrig in der elenden Schenke anlangte, der man den hochtrabenden Namen eines Hotels beilegte, die aber immerhin das beste Gasthaus dieser Hauptstadt der östlichen Provinz sein mochte. Sie war so vollgepfropft von Gästen — lauter Militär, das im Begriff stand, auf die noch immer nicht beruhigten Kaffern zu marschieren — daß ich nur mit größter Mühe ein bescheidenes Unterkommen fand. Um die Annehmlichkeit meiner Lage noch zu erhöhen, waren die wenigen Sachen, die ich in meinem Reisesack mitgebracht, vollständig durchnäßt; Futter für die Pferde war nicht aufzutreiben, und mein Diener wandte seine ganze Zeit an, den innern Menschen anzufeuchten, während er den auswendigen trocknete, so daß

er nach Verlauf einer Stunde vollkommen dienstunfähig geworden war.

Endlich klärte sich das Wetter auf und ich beschloß, mein ödes Zimmer zu verlassen und mich draußen umzusehen.

Die Stadt liegt in einem auf allen Seiten von grasbewachsenem Taffelland eingeschlossenen Bassin, in das zum Theil bewaldete Hohlwege oder „Kloofs" münden. Einer derselben führt ihr einen Bach, den Hauptarm des Kowie-Flusses, zu. Obwohl derselbe, seiner Quelle noch so nah, nur ein schmaler Bach ist, so versiegt er doch niemals, und seine Ufer würden sich vortrefflich zu Deichen und Eindämmungen eignen, so daß man für die trockene Jahreszeit eine hinreichende Menge guten Wassers würde sammeln können. Von dem Allen aber ist nichts geschehen, und oft genug steht daher die Existenz der Menschen und des Viehs auf dem Spiel. Die Kolonisten des südlichen Afrika's scheinen nur Sinn und Gedanken für den Augenblick, für das Bedürfniß des gegenwärtigen Tages zu besitzen. Sie verwenden keine Sorgfalt auf ihre Ländereien, auf ihre Gärten, viel weniger thun sie etwas zur Zierde ihrer Häuser, und dies Alles in einem Klima und auf einem Boden, wo Bäume und alle Arten von Pflanzen nur eben in die Erde gesteckt zu werden brauchen, um fast augenblicklich zu wachsen und zu gedeihen.

Diese Trägheit und Gleichgültigkeit der Bewohner zeigt sich auch im Aussehen der Stadt. Die Straßen sind weit und regelmäßig angelegt, aber man läßt die Häuser verfallen; der Weg wird nicht gepflastert, ja nicht einmal von den natürlichen Rauhheiten und Unebenheiten gesäubert; er liegt bedeckt mit lockern Steinen und Schutt. Bei trocknem Wetter kann man wegen des feinen, durchdringenden Staubes kaum athmen, bei nasser Witterung versinkt man oft bis über den Knöchel in dem flüssigen Schlamm.

Ich verließ die Stadt und wanderte hinaus in die paradiesische Landschaft, paradiesisch trotz der vielen Trümmer, welche die wilden Kaffern auf ihren räuberischen Streifzügen zurückgelassen hatten. Eben war ich an einer zerstörten Hütte vorübergeschritten, deren ländliche Thür einst, wie es schien, mit Rosen und Jasmin umrankt gewesen war; jetzt wanderte ich durch eine Wildniß von umgestürzten Bäumen, die neu auszuschlagen begonnen hatten — offenbar der frühere, zu jener Hütte gehörige Garten — als ich plötzlich einem kleinen Knaben gegenüberstand, der unter einem schattigen Feigenbaum saß und ein paar alte Ochsen hütete, indem er dabei zur Kurzweil von den süßen Früchten pflückte, die ihm fast in den Mund hingen.

Des Kindes Aussehen, sein rundes rothbäckiges Gesicht, die

blauen Augen sammt dem langen flachsgelben Haar, das Alles war offenbar so deutsch und stand in einem solchen Kontrast zu der tropischen Vegetation der afrikanischen Einsamkeit ringsum, daß ich eine Weile in Betrachtung versunken blieb, ehe der Kleine meine Gegenwart bemerkte. Endlich schlug er seine Augen auf und sah mich, aber ohne das geringste Anzeichen von Verwunderung oder Ueberraschung.

„Was machst Du hier so allein in der Wildniß, liebes Kind?" redete ich ihn an.

„Ich hüte die Ochsen dort," lautete seine Antwort.

„Wem gehören sie denn?"

„Meiner Großmutter."

„Wo wohnt denn Deine Großmutter? Die Kaffern scheinen ja alle Hütten der Umgegend zerstört zu haben."

„Dort oben jenseit des Hohlweges; die Kaffern kamen, steckten unser Haus in Brand und tödteten den Vater; da wir nun nicht wußten, wohin wir uns wenden sollten, so ging ich mit der Großmutter in die Trümmer unserer Hütte zurück."

„Und wo ist Deine Mutter?"

„Ihr Herz brach, da der Vater starb; sie ist todt wie er. Ich bin mit der Großmutter ganz allein."

„Aber stelle Dir vor, daß die Kaffern eines Nachts wiederkommen können; was wollt Ihr da machen?"

„Ich glaube, daß sie uns dann tödten werden."

„Nun, und fürchtest Du Dich nicht davor?"

„Nein, das würde ja nichts nützen."

Ich setzte meinen Weg fort und befand mich bald tief in einer waldigen Einsamkeit; eine glühende Sonne sandte, wo immer das dichte Laubwerk es gestattete, ihre stechenden Pfeile auf mich herab; nicht ein Lufthauch bewegte die Blätter, und gequält von heftigem Durst setzte ich mich unter einem Baume nieder. Während ich noch überlegte, welche Richtung ich wohl einschlagen solle, um in die Nähe menschlicher Wohnungen zu gelangen, sah ich plötzlich in einer Entfernung von etwa hundert Schritten ein leichtes Wölkchen bläulichen Rauchs über das dichte Unterholz aufsteigen; ich ging auf den Ort zu und befand mich in Mitten der seltsamsten Gruppe, die mir noch auf meinen Wanderungen vorgekommen.

Unter einem Baume, dessen Zweige so zusammengebunden waren, daß sie eine Art von Hütte bildeten, saßen zwei oder drei beinahe ganz nackende, elend aussehende Geschöpfe: eine alte Hexe in der ganzen runzligen Ungestaltenheit des afrikanischen Greisenalters; eine junge Frau mit einem in ein Fell eingewickelten Kinde auf ihrem Rücken, das sie in dieser sonderbaren Stellung aus ihrer welken Brust säugte, und ein Mann in mittleren Jahren

ganz in dem bequemen Negligé der Natur. Ich hatte keine Vermuthung darüber, ob sie sich feindlich oder freundlich gegen mich benehmen würden; denn im Augenblick, wo sie durch meine Annäherung aus ihrer Ruhe aufgeschreckt wurden, sprang der Mann auf die Füße, indem er mit raschem Griff nach seinem Hassagay langte.

Es war zu spät, um mich zurückzuziehen; ich machte daher ein so liebenswürdiges Gesicht, als ich nur immer konnte, und gab ihnen mit möglichst ausdrucksvollen Geberden zu verstehen, daß ich sehr durstig sei und auf ihre Gesundheit zu trinken wünsche. Der Wilde schien sogleich beruhigt; er legte die Waffe aus der Hand, sagte seiner holden Lebensgefährtin ein paar mir unverständliche Worte, worauf diese eine Kürbisflasche mit einer schmutzigen gallertartigen Flüssigkeit hervorbrachte. Obwohl sie weder einladend aussah noch schmeckte, so nahm ich sie doch dankbar an und that einen tüchtigen Zug. Dann setzte ich mich zu den Leuten nieder, deren Zahl, wie ich jetzt bemerkte, noch größer war, als ich anfangs vermuthete, denn was mir bisher als ein bloßer Haufen von Lumpen erschienen war, entwickelte plötzlich die Formen eines acht- oder zehnjährigen Kindes. Der unsaubere kleine Balg sah mit leeren Blicken um sich, hüllte sich dann von Neuem in sein Fell und kroch wieder in die Asche, auf welcher er bisher sein Lager gehabt hatte. Ich war nicht mit mir einig, in welcher Art ich den Leuten meinen Dank für die erwiesene Gefälligkeit kund thun solle; auf Geld hätten sie schwerlich viel Werth gelegt; Taback besaß ich nicht, und doch hatte ich schon mehrmals eine Mahnung an das „Nazelah“, das „Backschiesch“ der Orientalen, das „pour boire“ der Franzosen und das „Trinkgeld“ der Deutschen aus dem Munde der jungen Frau vernommen. Da sie meine Verlegenheit bemerkte, so holte sie plötzlich unter dem Busch ein altes verrostetes Gewehr hervor, und aus den Geberden, mit denen sie jetzt das Wort „Nazelah“ begleitete, schloß ich, daß sie Schießpulver zu haben wünsche. Dies schlug ich ihr jedoch ab und reichte ihr statt dessen ein paar kleine Kugeln, mit denen sie augenscheinlich zufrieden war.

Ich versuchte nun Erkundigungen über den Weg nach Grahams-Town einzuziehen. Das war aber eine vergebliche Mühe, denn entweder wollten oder konnten mich die Leute nicht begreifen. Zum Glück vernahm ich aus der Ferne Pferdegetrappel und ein paar Büchsenschüsse, die mir meine Frage ausreichend beantworteten. Ich nahm also Abschied von meinen Freunden, schlug die muthmaßliche Richtung ein und befand mich bald auf der richtigen Straße.

Wenige Tage später erreichte ich die Küste und schiffte mich in Port Elisabeth nach der Kapstadt ein.

Es wehte ein günstiger Wind, als unser Schiff vom Lande abstieß; schon in der ersten Nacht aber fing es an, heftig aus Nord-Westen zu wehen, und endlich erhob sich ein solcher Sturm, daß wir schleunigst an's Land zurückkehrten und nochmals in der Algoabai Anker warfen. Nach vier Tagen sagten wir Port Elisabeth zum zweiten Male Lebewohl und hatten zwei Tage hindurch eine herrliche Fahrt, als sich plötzlich der Wind gänzlich legte und eine vollkommene Luftstille eintrat. Dann aber um Mitternacht brach einer jener fürchterlichen Stürme los, die dem Kap seinen unheilvollen Namen gegeben haben, und zwar mit einer solchen Plötzlichkeit, daß wir kaum Zeit hatten, die Segel einzuziehen. Der rasende Wind heulte durch das Takelwerk, bog unser kleines Schiff mit überwältigender Macht bald nach vorn, bald nach hinten und durchnäßte unsere Matrosen bis auf die Haut, von denen viele über Bord gespült worden wären, wenn sie sich nicht an den Tauen festgeklammert hätten. Die Passagiere waren in eine unbeschreibliche Angst versetzt; alle Luken mußten fest verschlossen werden; das einzige Licht, welches in die Kajüte drang, kam durch ein paar kleine, runde Fenster, und war gerade hinreichend, das Unheimliche unserer Lage um so schrecklicher erscheinen zu lassen. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln aber drang das Wasser zu unserm größten Mißbehagen dennoch in die Kajüte ein.

Der Morgen zeigte uns eine entsetzliche Scene. Die Wolken jagten mit grauenvoller Eile über unsern Häuptern dahin; die Wellen gingen so hoch und folgten einander so schnell, daß das Schiff schwer zu arbeiten hatte, um den ungeheuern, daherrauschenden Wassermassen Trotz zu bieten, die es alle Augenblicke zu verschlingen drohten. Gegen Mittag — das Schiff lag mit der Spitze nach der Westseite und mit fest eingerafftem Topp- und Stagsegel — warf eine schwere Welle es hinterwärts, riß die Hintersteven auf und das Wasser ergoß sich in einem breiten Strom in das Schiff. Tücher, Betten, Alles, was uns zuerst unter die Hände kam, ward hastig ergriffen und in das Loch gestopft. Die Mannschaft ward unruhig und wollte nicht länger vorwärts. Noch die ganze folgende Nacht wüthete der Sturm in gleicher Heftigkeit. Am andern Mittag entdeckte der Kapitän Land; er glaubte, es sei die Mosselbai und steuerte darauf zu, um Schutz vor dem Wetter zu suchen. Als wir uns aber dem Ufer näherten, erkannte er die Mündung des Bredestroms, eine der gefährlichsten Stellen. Kaum sah er seinen Irrthum ein, als er auch schon wieder den Lauf des Schiffes änderte; hätte uns aber nicht in diesem Augenblick der Wind begünstigt, so würden wir sicher durch die heftige Brandung gegen das Ufer geschleudert worden sein. So mußten wir von Neuem hinaus auf die offene See und in den Kampf gegen die

wilden Elemente. Der Wind ließ indessen jetzt etwas nach und das Wetter ward günstiger, so daß wir endlich glücklich in die Tafelbai einliefen. Diese bot einen traurigen Anblick dar, da sie besäet war mit den Trümmern der beim letzten Sturm gestrandeten Schiffe. Nachdem wir Anker geworfen hatten, benutzte ich die erste Gelegenheit an's Land zu kommen, und mit wie hoher Wonne fühlte ich wieder festen Boden unter meinen Füßen! Ich empfand mit aller Stärke die Wahrheit der Bemerkung, daß die See nicht unser Element ist. Wir bleiben nur Eindringlinge in die Geheimnisse der mächtigen Tiefe, und unsere Ankunft auf den Ufern der Mutter Erde, wenn auch im fernen Klima, unter unbekannten Himmelsstrichen, ist uns gleichsam wie eine Ankunft in der Heimath.

III.

Sitten und Charakter der Koranas.

Obgleich ich erst wenige Monate lang das Vergnügen gekostet, frei und ungebunden in den weiten Regionen eines fremden Welttheils umher zu schweifen, so war diese kurze Zeit doch schon hinreichend gewesen, mich mit jenem unwiderstehlichen Trieb für weitere Reisen und Unternehmungen zu erfüllen, dem allein wir so manche wichtige und interessante Entdeckung zn verdanken haben. So findet mich denn der Leser bald nach der eben beschriebenen Tour schon wieder nördlich vom Orangefluß, mitten im Lande der Koranas. Da meine Reise diesmal voraussichtlich längere Zeit in Anspruch nahm, so hatte ich Sorge getragen, mich in besserer Weise mit allem Nöthigen für mich selbst und für meinen Verkehr mit den Eingebornen auszurüsten. Im Allgemeinen gelten unter diesen zwar Perlen als ein beliebtes Austauschmittel, in vielen Fällen legen sie aber auf andere Gegenstände einen noch größern Werth, und so hatte ich mich in der Kapstadt fast mit dem ganzen Vorrath eines Tabuletkrämers versehen. Außer Flinten, Löffeln, Messern und allen Arten bunter Kleidungsstücke, besaß ich auch Brillen, musikalische Instrumente, Armbänder, Ketten, Brenngläser und mehrere abgelegte Uniformen mir befreundeter Offiziere. Meinen größten Stolz aber setzte ich in eine große vergoldete Krone, die einmal das Haupt Gott weiß welches Theaterkönigs geschmückt haben mochte, und die ich mir vornahm, auf den wolligen Kopf

des größten oder entferntesten afrikanischen Potentaten zu drücken, dem ich begegnen würde.

Ferner war ich mit mehreren Wagen und tüchtigen Zug- und Lastochsen versehen; auch eine Schaar von eingebornen Dienern hatte ich gemiethet, die mir von verschiedenen Seiten her als die brauchbarsten, ehrlichsten und gutwilligsten geschildert waren, die man überhaupt hier zu Lande finden könne. Ich hatte auch im Ganzen nicht Ursache über sie zu klagen; sie waren ehrerbietig gegen mich und freundschaftlich und verträglich unter einander, wobei ich nur bedauerte, daß nicht einer sich so auszeichnete, um ihn gleichsam als Aufseher über die andern stellen zu können. Im Uebrigen gewann ich von ihrer Moralität keine hohe Meinung; ich hatte zuweilen Gelegenheit, ihre Unterhaltungen zu belauschen, namentlich des Nachts, wenn wir bivouakirten, und da war ich nicht selten bis in's Innerste empört über den Mangel an allem Ehrgefühl, den selbst die bessern unter ihnen kund thaten. Der Hauptgegenstand ihrer Gespräche waren die Gefängnisse der Kapstadt, die sie als eine Art von Freundschaftsklub oder Ressource zu betrachten schienen, wo man die beste Gelegenheit finde, alten Bekannten wieder zu begegnen und neue Verbindungen zu schließen. Ja ihre ganze Zeitrechnung gründete sich auf die Epochen, in welchen sie oder gegenseitige Freunde eingesperrt gewesen waren. Sie empfanden nicht die mindeste Schaam, diese Dinge zu berühren, selbst wenn ich an ihrer Unterhaltung Theil nahm, und ich zweifle nicht, daß, wenn ich z. B. vorgeschlagen hätte, jeder solle zur Kurzweil eine Geschichte erzählen, der Anfang stets gelautet haben würde: „Als ich im Gefängniß saß“ u. s. w.

Wie schon oben angedeutet, war ich zu dem Zeitpunkt, wo meine Erzählung beginnt und bis wohin sich nichts dem Leser Neues oder Bemerkenswerthes ereignet hatte, in dem Lande der Koranas, eines sehr ausgebreiteten und in der Kultur schon einigermaßen vorgeschrittenen Kaffernstammes.

Die Koranas sind schöne Menschen von starkem, kräftigem Gliederbau, denen nur das schwarze, in kleine Zöpfe zusammengedrehte Haar ein wildes Ansehen verleiht. Ihre Kleidung besteht wie die der übrigen Kaffern fast nur in dem „Karoß“, einem aus mehreren Schaf- oder Ochsenfellen verfertigten Mantel, den sie je nach der Witterung mit der glatten oder rauhen Seite nach Außen gekehrt tragen. Die Felle zu glätten oder weich zu machen ist Angelegenheit der Frauen, die sie so lange naß machen, reiben und mit Steinen klopfen, bis sie die Geschmeidigkeit eines Handschuhs besitzen. Der Karoß der Frauen ist weiter als der der Männer, so daß sie sich vollständig in ihn einhüllen können; wenn sie verheirathet sind, so dürfen sie ihn mit einem langen, breiten und zu-

weilen mit kupfernen Knöpfen besetzten Ledergürtel um die Hüften festknüpfen. Bei sehr heißem Wetter bringt der elektrische Zustand der Atmosphäre eine eigenthümliche Erscheinung in den Karossen hervor; bei der geringsten Bewegung der Träger zeigen sich nämlich in Folge der Reibung kleine bläuliche, stechende Funken. Ich beobachtete diese Erscheinung zum ersten Mal, als ich mit einem Häuptling in meinem Wagen saß; der Pelz seines Karoß rieb sich ein wenig an der Seitenwand desselben; alsbald nahm er einen hell leuchtenden Schein an, und als ich mit der Hand darüber strich, nahm ich deutlich knisternde Funken wahr.

„Habt Ihr dies noch nicht bemerkt?“ fragte ich erstaunt.

„Der weiße Mann,“ lautete die Antwort, „hat es uns nicht gezeigt; wir haben es lange zuvor gesehen, ehe die weißen Leute in unser Land kamen, wir und unsere Väter von Alters her.“

So war hier unter den Kaffern die Elektricität vielleicht schon bekannt, ehe sie von den Europäern selbst entdeckt wurde; aber die Afrikaner betrachteten ihre Erscheinungen eben nur mit den Augen von Wilden; und diese merkwürdige Naturkraft, die bei uns die staunenswerthesten Wunder gewirkt hat, blieb bei ihnen ohne alles Resultat.

Als wir das Land der Koranas betraten, das mir als ein fruchtbares und blühendes geschildert worden war, umgab uns zuerst von allen Seiten dichtes Dornengebüsch, das sich viele Meilen weit hinzog, in dem wir nur langsam und mit unbeschreiblicher Mühe vorwärts drangen, und das mich fast an der gehofften Fruchtbarkeit des Landes zweifeln machte. Plötzlich aber hörte das Dickicht auf; reizende, gelb wogende Kornfelder zogen sich in unabsehbarer Weite vor uns dahin, und dazwischen standen zerstreut unzählige Palmen. Im Schatten eines herrlichen Baumes, desgleichen ich früher nie gesehen, ließen wir uns nieder. Unter meiner Begleitung befanden sich mehrere Kinder des Landes; sie sagten, der Baum sei ihrer Aller Vater, und umtanzten ihn mit fröhlichen Geberden. Der Mowanabaum, denn ein solcher war es, kann als ein wundervolles Beispiel der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens und Klimas gelten; schon drei Fuß über der Erde hatte er fünfundachtzig Fuß im Umfange; in ansehnlicher Höhe theilte sich der Stamm in sechs ungeheure Aeste, deren Laub in weiter Ausdehnung einen kühlen, erfrischenden Schatten warf. Die Eingebornen machen aus den Fasern der zerstoßenen Rinde eine Art starken Taues; der ganze Stamm, so weit sie in die Höhe reichen können, ist daher von seiner Decke entblößt. Für jeden andern Baum würde dies der unvermeidliche Tod sein; auf den Mowanabaum hat es keinen andern Einfluß, als daß er alsbald eine neue Rinde hervorbringt. Das Holz ist so weich und schwammig, daß bei einem einzigen

tüchtigen Hiebe eine Axt so weit eindringt, daß man sie nur mit vieler Mühe wieder herausbringen kann. Keine äußere Verletzung, selbst nicht das Feuer, kann den Mowanabaum von Grund aus zerstören; eben so wenig aber kann dies von Innen geschehen, da er sehr häufig hohl ist. Ich habe Bäume gesehen, in welchen zwanzig bis dreißig Menschen bequem wie in einer Hütte liegen und schlafen konnten. Seine große Dauerhaftigkeit und das hohe Alter, das er erreicht, haben daher Veranlassung zu der Behauptung gegeben, daß der Mowanabaum schon vor der Sündfluth herstamme.

In dem ersten Kaffernkraal, auf den wir stießen, sagte man uns, daß wir noch mehrere Tagereisen von dem Wohnsitz Tinkhas, ihres großen Häuptlings, entfernt seien, daß aber der ganze Weg durch angebaute Ländereien führe. Ich sandte sogleich einen meiner Diener mit reichlichen Geschenken voraus, um ihm meinen Besuch ankündigen zu lassen; aus allen Ortschaften aber, die wir berührten, schlossen sich Männer, Frauen und Kinder meinem Zuge an, so daß ich endlich an der Spitze eines ganzen Heeres stand. Die Frauen lernte ich als sehr nützlich und anstellig kennen; sie trugen den Männern ihre Sachen, sie bereiteten das Nachtlager, kochten die Speisen, kurz sie thaten Alles, während jene ganz gemächlich und frei ihres Weges gingen. Uebrigens aber befinden auch die Frauen der Korana's sich in einer sehr unabhängigen Stellung; so oft es ihnen beliebt, trennen sie sich von ihren Männern und gehen eine andere Verbindung ein. Die Ehe beruht bei ihnen also nicht auf Gewalt oder Vortheil, sondern auf Neigung. Die Frau kostet dem Mann nichts; sie bereitet sich ihren Karoß selbst; sie baut die Hütte und bestellt das Land; er sucht sie sich daher so lange als möglich zu erhalten; besonders schlägt er sie selten, denn sobald er es thut, läuft sie davon. Dieses Verhältniß zwischen Männern und Weibern verursachte mir indessen manche Verdrießlichkeit. Die große Lebhaftigkeit der letztern konnte nicht verfehlen, oft Zank und Streit hervor zu rufen, und wenn ich dann die Ehemänner aufforderte, Ruhe und Ordnung zu stiften, die Schuldigen zu bestrafen, so stieß ich immer auf hartnäckigen Widerstand; und ich selbst war doch bei Weitem zu galant, um die Peitsche gegen diese schwarzen Ladies zu erheben. Weiblichkeit, in unserm Sinn des Wortes, besaßen sie nicht; sie hatten Anhänglichkeit und Treue weder für die Männer noch für die Kinder; der Gatte ward thatsächlich fast jede Woche gewechselt, und ohne genaue Erkundigungen einzuziehen, wußte ich niemals, welches der gegenwärtige Gemahl jeder Dame sei. Unmöglich war es ferner, daß ein Geheimniß auch nur vierundzwanzig Stunden eines blieb. Hatten die Koranas, so lange ich unter ihnen lebte, z. B. irgend einen heimlichen Angriff auf meine Reichthümer verabredet — denn Stehlen war in ihren Augen keine

Sünde — so war der Anschlag sicherlich schon eine Stunde nach der Uebereinkunft verrathen. Die Ehemänner vertrauten es den Frauen, die Frauen vertrauten es Jedermann, und so fand sich denn immer bald genug Einer, der mir, für ein Geschenk versteht sich, den ganzen Plan verrieth, so daß ich auf meiner Hut sein konnte.

Eines Tages erzählten mir die Leute, daß kurze Zeit vor mir schon ein weißer Mann ihr Land besucht habe; er sei ein kühner, gewaltiger Mann gewesen, der täglich Giraffen, Rhinoceros und Elephanten getödtet, ja der selbst ungenirt in eines Löwen Höhle habe schlafen können. Ich hielt die Erzählungen der Leute für übertrieben und schenkte überhaupt der Nachricht wenig Glauben, so angenehm es mir auch gewesen sein würde, in diesen Regionen einem Europäer zu begegnen. Dennoch suchte ich sie über den fremden Mann näher auszuforschen.

„War er von derselben Farbe wie ich?" fragte ich.

„Ja, genau so."

„Und glichen seine Kleider den meinigen?"

„Sie waren ihnen ähnlich."

„War auch sein Haar beschaffen wie das meinige?"

„Ist das Haar?" lautete nun die Antwort; „wir glaubten, es sei eine Perrücke; nie haben wir früher solches Haar gesehen; Du und jener andere Weiße, Ihr müßt also von der Art der Menschen sein, die im Wasser leben."

Dies theilte nun Einer dem Andern mit; wie ein Lauffeuer ging es von Mund zu Munde, ich sei ein Wassermensch.

„Seht nur sein Haar," riefen sie einander zu, „es ist ganz straff und glatt vom Seewasser!"

Ich erklärte ihnen wohl hundert Mal, daß, wenn ich gesagt habe, ich sei vom Wasser hergekommen, ich doch keineswegs aus dem Wasser gemeint habe. Es half mir aber nichts; „seht nur sein glattes Haar!" das war aber ein viel stärkerer Beweis, als alle meine Gegenreden, und es blieb eine ausgemachte Sache, daß die echten und eigentlichen weißen Menschen im Wasser leben, wie die Fische.

Ueber den Fremden konnte ich nun nichts weiter aus ihnen herausbringen, bis der Zufall mir endlich günstig war und ihn mir selbst zuführte, wie ich es seiner Zeit dem Leser mittheilen werde.

Endlich kamen einige prächtige Baumgruppen in Sicht, die nach der Aussage meines Führers den Wohnort Tinkhas' anzeigten. Wirklich standen wir auch bald an einer Umzäunung; hier aber durften wir nicht weiter, sondern mußten unsere Sachen abpacken und unser Lager aufschlagen. Ich errichtete mein Zelt und suchte

mit Hülfe von Palmenzweigen eine Einfriedigung herzustellen. Sodann befahl ich meinen Leuten, Wasser und Holz zur Feuerung herbei zu schaffen und die ermüdeten und ausgehungerten Ochsen auf die Weide zu führen. Sie zuckten aber mit den Achseln und entgegneten, sämmtliche Bäume, Brunnen und Weideplätze gehörten einem größern Herrn als ich sei, ohne dessen Erlaubniß ich keinen Gebrauch davon machen dürfe. Ich selbst hatte keinen dringenderen Wunsch, als Tinkhas baldmöglichst zu begrüßen, aber so oft ich zu ihm gehen wollte, hieß es:

„Du mußt warten; Tinkhas wird morgen selbst kommen und Dich besuchen."

Daß inzwischen meine Ochsen verhungerten, schien Niemanden zu kümmern; ich befand mich in der größten Verlegenheit; wäre es nur irgend möglich gewesen, so würde ich am liebsten gleich wieder abgereist sein. Ohne einen Führer aber hätte ich vielleicht nicht einmal den Weg gefunden; denn das Land war so einförmig, daß es auch nicht die leisesten natürlichen Merkmale, Berge, Flüsse oder dergleichen, darbot, die mir als Wegweiser hätten dienen können.

Auch am folgenden Tage noch ließ Tinkhas sich vergebens erwarten; doch sandte er mir wenigstens etwas Korn zum Geschenk und ließ mich auffordern, meine Büchse abzuschießen, weil er ihren Ton zu hören wünsche. Obgleich ich ihm, ohne ihn zu kennen, für seine dumme Vornehmthuerei, die meinen armen Thieren fast das Leben kostete, innerlich recht böse war, so that ich ihm doch den Gefallen. Und siehe da, die Neugier besiegte alsbald seinen Dünkel; es dauerte nicht lange, so kamen meine Diener außer sich vor Freude herbeigelaufen, um mir anzukündigen, daß der Häuptling jetzt erscheine. Wirklich näherte sich ein Haufen von Menschen, über welche um eines Kopfes Länge ein stattlicher schwarzer Herr hervorragte. Dies war der König selbst. Er machte ein sehr ernsthaftes Gesicht, gab aber nicht das mindeste Zeichen, daß er sich mit mir beschäftigen wolle; eine elegante Verbeugung, die ich ihm machte, ließ er gänzlich unbeachtet, und so setzte ich mich denn endlich wieder nieder und fuhr fort, an meinem Tagebuch zu schreiben. Dies schien ihm jedoch nicht zu gefallen; er ging ein paar Mal brummend auf und ab, dann suchte er meine Aufmerksamkeit wieder auf sich zu lenken, indem er mich mit seinem Stock oder Scepter ganz freundschaftlich in die Rippen stieß.

Tinkhas war von einem förmlichen kleinen Hofstaat umgeben; drei Koranas, an Größe und Stattlichkeit ihm die nächsten, offenbar seine ersten Minister, blieben immer an seiner Seite; so oft er einen Scherz machte, wollten sie vor Lachen bersten; sagte er aber etwas Weises oder Ernsthaftes, so machten auch sie ein höchst

ehrbares Gesicht. Ich gab dem Könige jetzt die mitgebrachten Geschenke, indem ich bedauerte, daß ich über nichts Besseres mehr zu gebieten habe. In der That fragten die Koranas wenig nach meinem Flitterstaat, der bei ihnen durchaus nicht Mode zu sein schien. Nur eine der Uniformen und die goldene Krone fanden den Beifall des Häuptlings, als ich gesprächsweise fallen ließ, daß alle großen Fürsten meiner Heimath dergleichen trügen. Er setzte sie sogleich auf sein würdiges Haupt, und ich muß gestehen, „er war jeder Zoll ein König." Die drei Höflinge geriethen geradezu in Begeisterung; er selbst aber blickte wohlgefällig in einen Spiegel, den ich ihm reichte. Jetzt war der zärtlichste Freundschaftsbund zwischen uns geschlossen, und ich glaube, ich hätte nun Alles von ihm erreichen können. Ich durfte mein hungriges Vieh auf seine besten Triften treiben, und er befahl sogleich seinen Leuten, die Brunnen zu meinem Gebrauch zu öffnen.

Jeden Abend gab Tinkhas einen Ball, zu welchem die Vornehmsten seines Volkes stets „freies Entrée" hatten. Auch ich erhielt eine Einladung und ward hier zuerst den „Damen des Hauses" vorgestellt. Es nahmen zwar nur einige dreißig oder vierzig von seinen Frauen am Ball Theil; mehr als die Hälfte waren also abwesend; aber sie waren ausreichend, um mich Tinkhas' guten Geschmack bewundern zu lehren. Ich kann in der That nicht unterlassen, ein paar Worte in Bezug auf die schwarzen Königinnen einzuschalten, deren überirdischen Reizen ich meine Huldigung darzubringen hatte. Da war die schöne Elinah, die graziöse Nomah, die reizende Gamah, lauter krausköpfige Houris, deren Vollkommenheiten leider meine Feder zu schwach ist, wiederzugeben. Mit welcher Leichtigkeit vermochte die großmäulige Nomah bei einer einzigen Mahlzeit mehrere Pfunde beinahe noch rohen Fleisches zu verzehren! Wie rasch verstand die zarte, sinnige Gamah eine wohlgefüllte Pfeife Taback in blauen, duftenden Rauch zu verwandeln! Mit welcher Grazie leistete Elinah den schwarzen Krausköpfen ihrer Schwesterköniginnen einen gewissen, höchst wohlthätigen Dienst! Und mit welchem Ausdruck mütterlicher Sorgfalt reichte eine andere ihrem „holden Engel" über ihre Schulter hinweg die Nahrung ihres schwarzen Busens!

Ich selbst sollte jedoch bald genug die Gunst der Damen verscherzen. Es ist zwar nicht galant, zärtliche Geheimnisse auszuplaudern, und ich würde es gewiß um keinen Preis thun, wenn es irgend wahrscheinlich wäre, daß die reizende Chipanga jemals diese Bekenntnisse läse. Da indeß spätere Reisende aus meinen Erfahrungen vielleicht Nutzen ziehen können, so will ich dennoch hier einige Winke über diese Angelegenheit fallen lassen:

Um unsern Freundschaftsbund zu besiegeln, that mir Tinkhas

eines Tages den Vorschlag, mir ein allerliebstes kleines Sklavenmädchen von etwa zehn Jahren „als Tochter“ zu überlassen. Als ich ihm für seine Freundlichkeit dankte und ihm sagte, daß ich selbst eine Tochter besäße und daß ich die Eltern nicht ihres Kindes berauben wolle, so hielt er dies für eine leere Ausrede. Den wahren Grund meiner Weigerung suchte er in dem Umstande, daß mir das Mädchen noch zu klein sei. Er führte mir also eine seiner eignen Frauen, die feiste, von Fett glänzende Chipanga vor, die er mir als höchsten Beweis seiner Gunst, und zwar nicht als Tochter, sondern als Gemahlin zu schenken versprach. Ich mußte ihm sehr undankbar erscheinen, als ich auch dies Anerbieten ausschlug; gewiß ist es wenigstens, daß die Schöne selbst mir meine Unhöflichkeit nie verzieh.

Wie bei allen wilden Völkern Afrika's gelten auch bei den Koranas die sogenannten „Regendoktoren“ sehr viel. Es herrschte schon seit längerer Zeit eine unerträgliche Dürre, und das Volk Tinkhas' beschloß daher, die Künste eines solchen zur Herbeiziehung des heiß ersehnten Regens in Anspruch zu nehmen. Um das Vertrauen zu begreifen, welches diese Leute genießen, die außerdem auch noch als wirkliche Aerzte fungiren, dürfen wir uns freilich nicht begnügen, ihr ganzes Handwerk zu verspotten und zu verlachen, sondern wir müssen uns im Geist an ihre Stelle denken. Die Wilden sind der Meinung, daß alle Arznei nur durch einen gewissen geheimnißvollen Zauber wirke; das Wort „Zauber“ aber ist ihnen ganz gleichbedeutend mit dem, was wir durch „Heilkraft“ bezeichnen. Ich hatte mit dem Regendoktor folgende Unterredung über seine Wissenschaft:

„Aber lieber Freund,“ fragte ich denselben, „welch' eine große Menge Medizin führt Ihr da mit Euch!“

„Ganz recht,“ entgegnete er; das ganze Land bedarf ja des Regens, den ich herbeischaffen will.“

„So glaubt Ihr also wirklich, daß Ihr den Wolken gebieten könnt? Ich glaube, das kann Gott allein.“

„Wir glauben Beide dasselbe. Gott ist es, der den Regen macht; da aber diese Medizin das Mittel ist, durch welches ich zu ihm bete, so haben die Leute den Regen, wenn er kommt, natürlich mir zu verdanken. Auch ist es meine Weisheit, durch welche die Frauen dieses Landes so fett und glänzend geworden sind; frage sie nur selbst.“

„Aber Gott hat befohlen, nur in seinem Namen zu ihm zu beten.“

„Er hat Euch und uns verschiedene Befehle gegeben. Er machte zuerst die schwarzen Menschen, die er nicht liebt, wie er die Weißen liebt. Euch machte er schön und gab Euch Kleider,

Gewehre und Pulver, Pferde und Wagen und viele andere Dinge, von denen wir nichts wissen. Für uns hatte er kein Herz; uns gab er nur unser Vieh und unsern Hassagay; auch schenkte er uns kein Herz, wie Ihr es habt; wir lieben uns niemals unter einander, wie Ihr. Nur ein einziges Geschenk verlieh er uns, das Euch unbekannt ist, die Kunst, den Regen zu machen. Wir verachten nicht die Dinge, die Ihr besitzt, obwohl wir sie nicht kennen; also dürft auch Ihr nicht unsere kleine Wissenschaft verachten, weil sie Euch fremd ist."

„Ich verachte Euch nicht; ich denke nur, daß Ihr im Irrthum seid, wenn Ihr Arzneien zu besitzen glaubt, die den Regen hervorbringen."

„So reden alle Leute, wenn sie von einer Sache nichts verstehen. Als wir zuerst unsere Augen öffneten, sahen wir, daß unsere Voreltern den Regen machten, und wir folgten ihrem Beispiel. Ihr, die Ihr Eure Gärten und Felder zu bewässern versteht, werdet wohl ohne Regen fertig. Das können wir nicht. Wenn uns der Regen fehlt, so verdorren unsere Felder; das Vieh hat keine Weide; die Kühe geben keine Milch; unsere Kinder werden mager und sterben, und unsere Frauen laufen davon zu andern Stämmen, die Korn und Regen haben."

„Ich sehe wohl den Nutzen ein, den Euch der Regen bringt; nur leugne ich, daß Ihr ihn durch Eure Medizin herbeizaubert. Ihr wartet, bis Ihr die Wolken kommen seht, und dann nehmt Ihr für Eure Medizin den Dank, der Gott allein gebührt."

„Wir wenden *unsere* Medizin an, und Ihr die *Eure*. Du hast durch Dein duftendes Wasser (eine Einreibung, die ich dem Häuptling kurz zuvor gegen Rheumatismus gegeben) die Schmerzen des Häuptlings geheilt; wir sind also Beide Aerzte, und Aerzte sind keine Betrüger. Zuweilen gefällt es Gott, durch Deine Medizin zu heilen; zuweilen gefällt es ihm aber auch nicht — und der Kranke stirbt. Wird er hergestellt, so nimmst *Du* den Dank, der Gott gebührt. Ich mache es eben so. Zuweilen sendet er auf mein Gebet den Regen, zuweilen nicht. Thut er es, so geben wir dem Zauber unserer Arznei die Ehre. Stirbt Dir ein Kranker, so giebst Du darum Deine Arznei nicht auf; noch thu' *ich* es, wenn einmal der Regen ausbleibt. Warum soll ich mich von meiner Arznei abwenden, da Du es doch nicht thust!" —

Dieses Gespräch kann dem Leser zugleich als ein Beispiel der Disputirkunst der Afrikaner gelten. Wie irrig ihre Ansichten uns auch erscheinen mögen, so müssen wir doch zugeben, daß sie dieselben mit Geschick und Consequenz zu vertheidigen wissen.

Haben die Aerzte ihre Wissenschaft von ihren Vätern und Großvätern als Erbschaft überkommen, so besitzen sie in der Regel wirklich

einige schätzenswerthe Kenntnisse, das Resultat langer und aufmerksamer Beobachtung. Kann ein Arzt dagegen nicht sagen, daß seine Kunst in seiner Familie erblich ist, so wird er als ein bloßer Quacksalber betrachtet und ist es gewöhnlich auch. Die Kunst des Chirurgen aber steht ohne Ausnahme bei allen eingebornen Aerzten auf der niedrigsten Stufe. Eine von Tinkhas' Frauen hatte z. B. im Nacken eine Geschwulst fast von der Größe eines Kinderkopfes. Und was that der Arzt damit? Er machte, um sie zu zertheilen, ein kleines Feuer aus medizinischen Kräutern darauf an. Die Arme unterzog sich dieser Operation, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, wie denn alle Frauen der Koranas stolz auf die Standhaftigkeit sind, mit welcher sie Schmerzen ertragen. Ich selbst litt eines Tages an heftigem Zahnweh; der Häuptling bedauerte, mir keinen Zahnarzt senden zu können, da derselbe eben verreist sei; so entging ich glücklich seiner verwegenen Hand; später aber hatte ich das Vergnügen, Augenzeuge einer Probe seiner Kunst zu werden. Er brachte eine starke Schaafsehne, so wie man sie zu Darmsaiten gebraucht, und schlang sie um den Zahn seines Patienten; das andere Ende ward um ein starkes Holz gewunden, bis zum Zahne aufgerollt, und dann so lange mit aller Gewalt gegen die Kinnlade gedrückt, bis irgend Etwas nachgab. Der Zahn war heraus; aber ich sah den armen Teufel den ganzen Tag über mit dem Kopf auf's Knie gestützt und die Hände gegen die Schläfen gepreßt dasitzen. — Ein anderes Mal hatte sich einer meiner Diener einen Dorn tief in den Fuß getreten; er zog ihn zwar selbst sogleich wieder heraus; in Folge der Verletzung aber entstand doch eine eiternde Geschwulst. Die Maßregeln, die der Arzt ergriff, waren auch hier wieder höchst einfach: er kauerte sich nieder, setzte den Fuß auf sein Knie und ergriff dann einen derben Stock, mit dem er die Beule energisch niederarbeitete.

Weit mehr Geschicklichkeit entwickeln die Koranas auf der Jagd, wo ich oft Gelegenheit fand, sie von ganzer Seele zu bewundern. Sobald die Männer eines Kraals, die sich zu diesem Zweck versammelt haben, ein wildes Thier von ansehnlicher Größe und Stärke entdecken, theilen sie sich in verschiedene Gruppen und suchen es einzuschließen. Vermöge ihrer großen Leichtfüßigkeit gelingt ihnen dies meist sehr bald, obwohl das Thier, Angesichts der drohenden Gefahr, auch nicht träge ist. Haben sie nun den Löwen, Tiger oder Elephanten umzingelt, so dringen sie mit ihren Pfeilen und Hassagayen auf ihn ein. Mit flammenden Augen und wilder Wuth wendet sich das Thier auf seine Feinde; es ist schnell; sie aber sind noch schneller, und mit staunenswerther Geschicklichkeit weichen sie aus, bis einige ihrer Gefährten sie ablösen und mit neuen Pfeilen und Hassagayen die Wuth des verfolgten Thieres auf sich

selbst lenken. Jetzt stürzt es sich auf den Einen mit einer Geschwindigkeit und einem so sichern Schritt, daß man für den Burschen zittert und ihn jeden Augenblick in Stücke zerrissen wähnt. Aber nein; eine rasche Wendung hat ihn gerettet, und das Unthier läßt all' seinen Zorn am leeren Grund und Boden aus. Schon aber fährt es auf einen Andern los, dann wieder und wieder auf einen Andern, und immer vergebens. Die leichtfüßigen Burschen weichen aus mit der Schnelligkeit des Gedankens, und das Thier kämpft immer mit der leeren Luft. Zuletzt wird es fast toll vor Anstrengung; blind fährt es bald nach dieser, bald nach jener Seite; es taumelt auf den Boden; es überschlägt sich; es schäumt und brüllt und pfeift mit ohnmächtiger Wuth. Die Koranas so im Kampf zu sehen, ist ein Schauspiel, das auf Erden nicht seines Gleichen findet. Wenn das Thier nicht bald erlegt ist, so ist es doch bald genug überzeugt, daß es gegen solche Feinde nichts vermag und sucht sich durch die Flucht zu retten. Da dann gewöhnlich schon eine Menge von vergifteten Pfeilen in seinem Rücken stecken, deren tödtende Wirkung sehr bald einzutreten pflegt, so lassen die Jäger es frei abziehen und folgen, ihrer Beute sicher, nur langsam von Ferne nach.

Ist das Thier, das sie erlegt haben, ein Elephant, so versammeln sie sich nach seinem Ableben feierlich um den Leichnam und entschuldigen sich förmlich bei dem todten Thiere, es sei nicht absichtlich, sondern nur zufällig geschehen. Um es völlig zu versöhnen, schneiden sie ihm auch wohl den Rüssel ab und begraben ihn, weil sie sich in ihrem Aberglauben einbilden, der Geist des Thieres füge ihnen sonst noch Schaden zu. Dabei wiederholen sie unaufhörlich die seltsamen Worte:

„Der Elephant ist ein großer Herr, und der Rüssel ist seine Hand."

Eine noch weit größere Menge Wild, als Büffel, Zebra's, Giraffen, Gnus, Rhinoceros ꝛc., fangen die Koranas in eigen dazu hergestellten Fallen, „Hopo" genannt. Man beobachtet zu diesem Zweck den Ort, an welchem die Thiere sich zur Tränke zu versammeln pflegen, und errichtet in den angrenzenden Ländereien zwei, im spitzen Winkel sich einander nähernde hohe und dicke Dornenhecken. Da, wo beide sich begegnen, wird ein acht bis zehn Fuß tiefes und etwa zwölf Fuß langes und breites Loch gegraben und sorgfältig, um es den Augen der Thiere zu verbergen, mit Baumzweigen und Laub bedeckt. Da die Hecken wohl eine gute Viertelmeile lang, und an ihren beiden Enden eben so weit von einander entfernt sind, so können die Männer des ganzen Stammes, wenn sie sich in den angrenzenden Ländereien im weiten Kreise aufstellen, darauf rechnen, eine große Menge Wildes einzuschließen. Immer

näher und näher schreiten sie nun vor; immer enger und enger wird ihr Kreis, und immer unwahrscheinlicher das Entweichen der gefangenen Thiere. Zuletzt sind diese so eingeengt, daß nur der Raum innerhalb der beiden Hecken ihnen bleibt; der Eingang wird besetzt, und die mit Bogen und Hassagay bewaffneten Koranas beginnen die Jagd. Eines nach dem andern stürzen die flüchtigen Thiere in die verrätherische Grube hinab, bis dieselbe voll einer lebenden Masse ist. Einige wenige nur entrinnen, indem sie sich über die andern hervorarbeiten. Es ist eine schauerliche Scene. Die Männer, wild vor Aufregung und Kampfeslust, durchbohren Hunderte der lieblichen Geschöpfe mit grausamer Wonne; die noch lebenden werden zu Boden gedrückt durch die Last ihrer todten und sterbenden Gefährten, und heben nur zuweilen in der letzten Kraftanstrengung ihres erstickenden Todeskampfes die ganze Masse für einen Augenblick empor.

Auf diese Weise tödten die Koranas oft mehr als hundert Stück an einem Tage. Besonders veranstaltet man derartige Jagden zu Zeiten der Dürre, wo sich gewöhnlich ein Mangel an Pflanzenkost einstellt. —

Noch sehr viel läßt die Baukunst der Koranas zu wünschen übrig. Ihre Hütten sind von einer lächerlichen Kleinheit. Sie sind rund, haben nur drei Fuß Höhe und fünf Fuß im Durchmesser, und sind mit einem kegelförmigen Strohdach versehen; die Eingangsthür aber ist nur zwei Fuß hoch und anderthalb Fuß breit. Tinkhas selbst und seine ersten Minister waren daher genöthigt, stets im Freien zu übernachten, da sie eine viel zu stattliche Größe besaßen, um in einem dieser Häuser Raum zu finden. Jede Hütte wird von einer ganzen Familie bewohnt, dem Mann, der Frau und den oft sehr zahlreichen Kindern. Wenn der Eingang des Abends durch eine Binsenmatte fest verschlossen und in der Mitte der Hütte ein trauliches Feuer angemacht worden ist, so müssen die Bewohner die Atmosphäre besonders angenehm und behaglich finden.

Uhren, auch der rohesten Art, noch sonstige Instrumente, um die Stunden, Monate, Tage und Jahreszeiten zu berechnen, kennen die Koranas nicht. Die Tage zählen sie nur so weit, wie die Zahl der Finger und Zehen ausreicht; bei einer Mehrzahl berechnen sie die Zeit nach irgend einem merkwürdigen Vorfall, z. B. großer Dürre, Ungewitter, Viehsterben, Elephantenjagd rc. Die Tageszeiten aber bestimmen sie nach dem Stande der Sonne, indem sie, mit dem Finger gen Himmel weisend, z. B. sagen:

„Als die Sonne da oder da stand, geschah das oder das.“

Freilich ist diese Art zu zählen und die Zeit zu berechnen, sehr schwankend und unsicher; doch scheint sie die Bedürfnisse eines

Volkes zu befriedigen, das keine bestimmten Zusammenkünfte noch Prozesse zu führen hat.

Ihre Gesetze sind sehr unbedeutend; dennoch kommen Alle, Männer, Frauen und Kinder und was nur laufen kann, zusammen, wenn ihr Oberhaupt irgend Etwas abzumachen hat.

Nachdem ich lange genug bei den Koranas verweilt hatte, um mich mit ihren Eigenthümlichkeiten, ihrem Charakter und ihren Sitten, wovon ich dem Leser das Merkwürdigste mitgetheilt habe, bekannt zu machen, rüstete ich mich zum Aufbruch. Tinkhas gab mir die Erlaubniß, von seinem Volk einzukaufen, was und wie viel mir beliebe, und so trat ich denn mit hinlänglichen Vorräthen an Korn, Fleisch ꝛc. für mich und meine Leute meinen Rückweg wieder an.

Ehe wir den Orangefluß erreichten, mußten wir wiederum viele Tagereisen lang in jenen unabsehbaren, einsamen Ebenen zurücklegen, die diesem Erdtheil so eigenthümlich sind, und die, je nach der Jahreszeit, dem Auge eine öde, unfruchtbare Wüste oder ein blühendes, üppiges Wiesenland erscheinen. In Folge stattgehabter Regengüsse war jetzt der ganze Boden mit einer reichen Vegetation bedeckt; vorzüglich überwucherte eine kleine Blume ganze Strecken so sehr, daß sie dem Lande weithin ihre eigene Farbe verlieh.

An einer Stelle zeigte dieser goldene Teppich jede Schattirung von Gelb, vom zartesten Citronengelb bis zum glühendsten Orange. Ein paar hundert Schritt weiter gelangten wir an einen andern Strich derselben Blume, aber diesmal in Blau, und auch diese Farbe variirte aus dem bleichsten Wasserblau bis in das tiefste Violet. Und so zeigte sie in verschiedenen Strecken den mannigfaltigsten Farbenwechsel in den reichsten Schattirungen.

Selbst die Vögel wechselten in verschiedenen Gegenden die Farben, wiewohl niemals ein so greller Uebergang wie von Gelb zu Blau stattfand. Dagegen sahen wir zu wiederholten Malen eine sonderbare Art von Vogelnestern an hohen Dornbäumen angebracht. Manche waren nach meiner Berechnung zehn bis zwanzig Ellen im Umfang und etwa sieben Ellen tief. Sie sind aus langem Grase und von einem Vogel gebaut, der einem Finken ähnlich sieht. Ein einziges solches Nest hat, je nachdem es groß ist, mehr oder weniger Oeffnungen. Eines derjenigen, die wir sahen, mochte gegen zweihundert haben, da die Vögel schaarenweise ein- und ausflogen. Statt daß gewöhnlich ein Nest der Wohnort eines einzigen Paares ist, schienen diese Nester förmliche Dörfer und Städte von Vögeln zu bilden, so groß war die Zahl der letztern. Ein einziges Loch mag vielleicht im Anfang das Eigenthum von einem Paar Vögel gewesen sein, in welches sie aber später alle

ihre Nachkommen aufnahmen, so daß freilich das Nest immer größer gebaut werden mußte. Leider war es unmöglich, die innere Beschaffenheit des Nestes zu untersuchen; denn dazu hätte man, da das Ganze sehr fest in einander gewebt ist, einen großen Theil desselben zerstören müssen.

An vielen Stellen der afrikanischen Ebenen ist der Boden stark salzhaltig, so daß bei großer Wärme, wo größere und kleinere Seen und Lachen oft völlig austrocknen, eine weiße Kruste von Salz auf dem Grunde zurückbleibt. Ueber diesen sogenannten „Salzpfannen" treibt die bekannte merkwürdige Lufterscheinung, die Spiegelung oder „Mirage", in besonders auffallender Weise ihr Spiel.

Hart an der Grenze des Koranalandes mußten wir eine solche Stelle passiren. Die „Salzpfanne", wohl mehrere Meilen im Umfang, war von einem Gürtel von Mopan-Bäumen umgeben, welche dem Reisenden, der sich diesem Orte nahte, den Anblick lange Zeit versteckten. Plötzlich lag sie vor uns; die eben untergehende Sonne warf einen so zauberhaften blauen Duft über die weißen Inkrustationen, daß man mit Bestimmtheit einen klaren, lieblichen See vor sich zu sehen glaubte. Man meinte, selbst den Tanz der Wellen und das zitternde Bild der Bäume im Wasser zu erkennen. Die Täuschung war so groß, daß sogar meine Diener, die doch an dergleichen Erscheinungen von Jugend auf gewöhnt waren, in einen lauten Jubelruf ausbrachen, und daß die Ochsen und Hunde, deren Durst während der letzten Tage durch den schlammigen Inhalt halb verfaulter Pfützen nur unzureichend gestillt worden war, auf den eingebildeten Wasserspiegel zustürzten. Eine Heerde Zebra's, die in einiger Entfernung im Schatten der Mopan-Bäume weideten, sahen während der Mirage Elephanten so vollkommen ähnlich, daß ich vom Wagen sprang, mir mein Pferd satteln ließ und eben die Jagd beginnen wollte, als eine Brechung des duftigen Sonnennebels die Illusion zerstörte.

Endlich erreichten wir den Orangestrom, und da Alle, Menschen und Thiere, durch die anstrengenden Märsche, welche wir gemacht, ziemlich erschöpft und entkräftet waren, so schlugen wir am Ufer dieses herrlichen Stromes unser Lager auf, um uns eine etwas längere Frist zu gestatten. Hier lag ich eines Tages unter meinem Zelt und ließ in der behaglichen Abendkühle, welche durch den offnen Eingang hereinwehte, meine Gedanken über weite Länder und Meere der Heimath zu schweifen, als plötzlich Klaas, ein in meinen Diensten stehender Hottentott, der während unserer Rasttage fleißig mit der Büchse in der Hand die Umgegend durchstreifte, in mein Zelt gesprungen kam und mir mit leuchtenden Augen und wichtiger Miene erzählte, daß er ein paar Meilen von hier im

feuchten Ufersande die frischen Fußspuren eines weißen Mannes entdeckt habe.

„Nur von einem Weißen, wie Ihr seid, Herr, können die Spuren der steifen Ledersäcke herrühren, wie Ihr sie braucht, um die Beine hinein zu stecken,“ fügte er hinzu, indem er auf meine Stiefeln deutete.

Er bat nun um die Erlaubniß, den Spuren folgen zu dürfen und, wenn er den Weißen fände, ihn mir lebendig oder todt herzubringen. Nachdem ich seine Vollmacht nur auf das „lebendig“ ausgedehnt, entließ ich ihn, indem ich ihm noch ein paar Zeilen von meiner Hand an den Europäer, wenn ein solcher wirklich in der Gegend weilte, mitgab.

Drei volle Tage waren vergangen, und noch hatte weder ein Landsmann von mir, noch Klaas, mein Diener, sich wieder eingefunden; endlich am vierten verkündeten mir die zu meinem Zuge gehörigen Koranas, Klaas komme herbei mit demselben weißen „Wassermenschen“, der auch ihr Land besucht und von dem sie mir schon früher gesagt hätten. Sogleich erhob ich mich, den Nahenden entgegen zu eilen, indem ich mir im Geist ein Bild von dem kühnen, gewaltigen Mann entwarf, der täglich Giraffen, Rhinocerosse und Elephanten tödtete, ja, der ungenirt in eines Löwen Höhle schlief. Ich stellte ihn mir vor als einen haarigen, sonnverbrannten Burschen mit einem Räuberhauptmann-Gesicht, einer Donnerstimme und einem Tritt, unter dem der Boden zitterte. Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich einen vornehm aussehenden jungen Mann von höchstens sechsundzwanzig Jahren vor mir erblickte, zwar kräftig gebaut, aber doch schlank und elegant gewachsen, mit fein geformtem Haupt, blonden, seidenen Locken und einem fast weiblichen Ausdruck von Gutmüthigkeit und Sanftmuth in den weichen, lichtblauen Augen; kurz einen Mann, der eher zu einem Appolino, als zu einem Herkules das Modell hätte abgeben können.

Dies war die Erscheinung des gewaltigen Nimrod, der sich mir als keinen Andern und Geringern, als den berühmten Schotten Cumming zu erkennen gab, berühmt wegen seiner in der That seltenen Unternehmungslust und der interessanten Jagdabenteuer und Heldenthaten, die er in diesem Theil der Welt, zur Ausrottung der blutdürstigsten Ungeheuer, vollbracht. Cumming war der Sohn eines schottischen Baronets, und seine Liebe zur edlen Weidmannskunst brachte ihn schon in frühem Alter in manche ernste Verlegenheit. Später ging er zur See, nach Indien und endlich als Offizier in die Kapkolonie. Die enggesteckten Grenzen militärischer Disciplin und Subordination mochten indeß seinem Geschmack für Freiheit und Unabhängigkeit schlecht zusagen; auf einer Expedition nach

dem Innern Afrika's nahm er plötzlich „polnischen Abschied" von seinem Regiment, und da er nach länger als einem Jahr sich endlich wieder einfand, zeigte es sich, daß man seinen Namen von der Armeeliste ausgestrichen hatte. Wer war froher als Cumming? Er durfte nun mit Fug und Recht seinen Neigungen und Gelüsten nachhängen, welche ihn in die nur von wilden Thieren bewohnte Wildniß und Einsamkeit der Steppen und Gebirge zogen. Alle Jahr einmal pflegte er nach dem Kap zurückzukehren, jedesmal nicht nur mit reichen Ladungen von Elfenbein, Fellen, Straußfedern ꝛc., nein auch bereichert durch wichtige Kenntnisse, Entdeckungen und Erfahrungen. Auf seinen Expeditionen pflegte er, wenn es die Jahreszeit erlaubte, oft genug nicht nur die Gewohnheiten, sondern zuweilen sogar die bequeme Kleidung der Wilden anzunehmen. Er selbst erzählte mir unter herzlichem Lachen, wie er einmal, nur mit einem Karoß bekleidet, unversehens in das Gehöft eines Boers eingetreten sei, und welchen Schrecken er dadurch unter dem weiblichen Theil der Bewohner angerichtet habe, die unter dem Ausruf: „ein weißer Kaffer! ein weißer Kaffer!" wie von der Tarantel gestochen, auseinander gefahren seien.

An dem Tage jedoch, wo ich ihn traf, trug er ein weißes Hemd, eben solche Beinkleider und ein paar derbe Wasserstiefeln; auf dem Kopf aber einen breitgeränderten Strohhut mit Schakalschwänzen und Straußfedern geziert, und um die Hüften einen ledernen Gürtel.

„Ja," sagte er, als ich ihm meine Komplimente über seinen weitverbreiteten Ruhm gemacht hatte, mit einer sanften, anmuthigen Stimme, „ja, ich bin gewiß ein absonderlicher Kauz; aber ich denke, ich habe ein Recht, so lange ich Niemand damit lästig falle, mir meine eigene Lebensart zu wählen. Auch habe ich ja trotz dem ersten Philister London's mein gutes Auskommen. Sie sollen nur meine Wagen sehen, die bald hier sein werden, wie sie beladen sind mit Elfenbein, Straußfedern und andern Artikeln. Das Alles wird mir mindestens ein paar tausend Pfund abwerfen, obwohl es nur der Ertrag von den Jagdvergnügungen eines einzigen Jahres ist."

Triumphirend führte ich meinen neuen Freund in mein Zelt, indem ich auf die wunderbaren Geschichten anspielte, die mir von den Koranas in Betreff seiner mitgetheilt worden waren, und denen es mir schwer ward, Glauben zu schenken.

„So erzählten sie mir z. B.," sagte ich, „daß Sie nicht nur einen Löwen in seiner eignen Höhle aufgesucht und umgebracht haben, sondern daß man Sie sogar nachher in derselben schlafend und mit dem Kopf auf den Leichnam des Ungeheuers gebettet gefunden hat."

„Dergleichen Dinge," erwiederte Cumming bescheiden, „werden immer übertrieben, und der einzige Ruhm, den ich verdiene, ist der, leidlich gut zu schießen und ziemlich gute Nerven zu haben, die bei solchen Gelegenheiten die Hauptsache sind. Was das Schlafen in eines Löwen Höhle betrifft, so bin ich, so viel ich mich erinnere, niemals ein solcher Daniel gewesen, obwohl ich mehr als einmal wirklich geschlafen habe, während jene Unholde mich so nah umschlichen, daß ich durch ihr Knurren erweckt wurde."

„Bitte, erzählen Sie, wie kamen Sie in eine so unerfreuliche Situation?"

„Aus Erfahrung," entgegnete Cumming, „war es mir bekannt, daß man Löwen am besten und leichtesten umbringt, wenn man sie von einer Grube aus angreift, tief genug, daß sich ein Mann darin verstecken kann. Hatte ich nun ein größeres Thier, einen Büffel oder ein Rhinoceros in der Nähe eines Baches oder Pfuhles geschossen, so nahm ich oft zu diesem Mittel meine Zuflucht. Ich grub mir in der Nähe des todten Thieres ein Loch, versteckte mich bei Anbruch der Nacht in demselben und wartete, bis die Löwen, die hier zur Tränke kamen, sich ordentlich voll gefressen hatten. Dann drückte ich von meinem Versteck aus die Büchse ab, und der Löwe war erlegt. Zuweilen war ich jedoch von der Anstrengung des Grabens so müde geworden, daß ich in meinem Loche einschlief, und nicht eher erwachte, als bis sich unter den gefräßigen Herren ein wilder Streit um die Reste des todten Thieres entspann. Als ich bei einer solchen Gelegenheit aus meinem Schlafe emporfuhr, fand ich mich von fünf ungeheuren Löwen umgeben, von denen einer es sich einfallen ließ, über den Rand meiner Grube hinab zu blicken; ein rechtzeitiger Schuß gerade in sein Gesicht aber ließ ihn seine impertinente Neugier mit dem Leben büßen. Dies mag vielleicht Veranlassung zu der Geschichte von meinem Schlummer in der Löwenhöhle gegeben haben."

„Vor einigen Jahren," begann Cumming die Erzählung eines andern Abenteuers, „hielt ich mich bei den Bechuanen in der Gegend von Kuruman auf. Die Einwohner eines Dorfes wurden schon seit längerer Zeit durch Löwen beunruhigt, die Nachts in ihre Viehhürden einbrachen, ja zuweilen selbst am Tage die Heerden anfielen. Dies war in jener Gegend etwas so Ungewöhnliches, daß die abergläubischen Leute endlich glaubten, sie seien durch Hexerei von einem ihnen feindlich gesinnten Nachbarstamm in die Gewalt der Löwen gegeben worden. Ein einziges Mal hatten sie die Bestien angegriffen; da es ihnen aber nicht gleich geglückt war, eine zu erlegen, so hatten die Feiglinge den Kampf aufgegeben. Ich sprach ihnen Muth ein, sagte ihnen meinen Beistand zu und versicherte ihnen, es sei eine bekannte Thatsache, daß wenn von einer Rotte

Löwen nur ein einziger getödtet worden, die übrigen die Warnung wohl verstünden und ganz von selbst die Gegend verließen. Das nächste Mal, wo die Heerden wieder beraubt wurden, wählte ich die beherztesten unter den Männern aus und machte mich daran, die Löwen aufzusuchen. Wir fanden sie auf einer mit Bäumen bedeckten kleinen Anhöhe, die wir ziemlich dicht umstellten, um den Löwen die Flucht unmöglich zu machen. Plötzlich erblickte ich eines der Unthiere von den andern entfernt auf einem Felsstück sitzen; noch ehe ich schießen konnte, hatte der mir zunächst stehende Mann seine Büchse schon abgedrückt; statt aber den Löwen zu treffen, schlug die Kugel mit Geräusch gegen den Felsen. Augenblicklich biß der Löwe wüthend in das Gestein, wie wohl ein Hund in den Stock zu beißen pflegt, mit dem man ihn geschlagen. Dann sprang er auf, lief fort, durchbrach den Kreis der erschreckten Bechuanen und entkam glücklich. Rasch bildeten wir von Neuem einen Kreis um den Hügel; es zeigten sich auch bald wieder zwei Löwen; aber ein unzeitiges Geräusch machte auch diese aufmerksam, so daß sie abermals entwischten. Jetzt schoben die Bechuanen alle Schuld auf den Zauber, der das Leben der Thiere schütze; sie weigerten sich, ferner auf sie zu schießen, und ärgerlich traten wir unsern Rückweg zum Dorfe an. Ich war der letzte, der seinen Platz verließ; kaum hatte ich einige Schritte gethan, so blickte ich mich nochmals um und bemerkte wie vorher einen Löwen auf einem Felsblock sitzend, aber diesmal halb gedeckt durch einen kleinen Busch. Ich war nicht mehr als dreißig Schritt von ihm entfernt, lud beide Läufe meiner Flinte, zielte gut und schoß durch den Busch hindurch. Laut riefen jetzt meine Begleiter:

„Er ist getroffen! Er ist getroffen! Laßt uns hineilen!"

Ich sah nur, daß der Löwe hinter dem Busch wüthend mit dem Schwanze um sich schlug.

„Wartet," flüsterte ich den Leuten zu, „ich will erst meine Büchse wieder laden."

Ich war noch damit beschäftigt, als ich ein Geräusch vernahm; ich blickte auf und siehe, der Löwe stand dicht vor mir, warf sich auf mich, packte mich wüthend bei der Schulter und riß mich zu Boden. Sein finsteres Brummen vernahm ich dicht an meinen Ohren, und er schüttelte mich, wie ein Dachshund oder eine Katze eine gefangene Ratte oder Maus zu schütteln pflegen. Dies brachte einen ganz eigenthümlichen Taumel, eine Art Betäubung und Erstarrung über meine Sinne, so daß ich, obwohl ich bei vollkommenem Bewußtsein war und Alles klar begriff, was mit mir vorging, doch kein Gefühl des Schmerzes hatte. Mir war wie einem Patienten, der unter der Wirkung des Chloroform bei einer Operation den Schnitt des Messers nicht fühlt. Dieser sonderbare

Zustand war nicht etwa die Folge der Furcht; diese war verschwunden durch das gewaltsame Schütteln; wahrscheinlich befinden sich alle Geschöpfe, die durch Raubthiere zerrissen werden, in einem ähnlichen Zustand der Betäubung, und wir müssen hier eine weise Fürsorge der Natur bewundern, ihnen die Todespein zu erleichtern. Um mich von dem Gewicht des auf mir lastenden Ungeheuers zu befreien, versuchte ich jetzt mich umzuwenden; da nahm ich wahr, wie es seine in der Dunkelheit glühenden Augen auf einen der Bechuanen richtete, der in einer Entfernung von fünfzehn Schritt sich anschickte zu feuern. Seine Büchse versagte ihm; augenblicklich aber ließ der Löwe von mir ab, um sich auf ihn zu stürzen. Er griff ihn an, wie er mich angegriffen hatte; da sprang einer der Gefährten des Mannes herzu, und machte den Versuch, den Löwen mit seinem Spieß zu durchbohren. Rasch wollte nun das Thier auch seine jetzige Beute fahren lassen und die neue packen, da trat die Wirkung der beiden Kugeln ein, die er aus meiner Büchse empfangen; er fiel todt zu Boden. Der ganze Kampf hatte übrigens weit kürzere Zeit gedauert, als ich gebrauche, ihn zu schildern, und sicherlich war er nur der Paroxismus der hinsterbenden Wuth gewesen. Um nun den Zauber zu lösen, der, wie die Bechuanen glaubten, noch immer auf dem Thiere ruhe, zündeten sie ein großes Freudenfeuer über dem Leichnam desselben an, wobei sie ihn für den größten Löwen erklärten, der ihnen noch vorgekommen sei. Ich hatte an meinem Oberarm elf Wunden von den Zähnen des Thieres davongetragen, die sehr schwer heilten und an denen ich noch jetzt von Zeit zu Zeit Schmerzen fühle. Da ich an jenem Abend einen dicken Rock trug, so glaube ich, daß das Wuthgift des grimmigen Thieres zum größten Theil daran abgewischt worden ist, und daß ich in Folge dessen immer noch weit weniger zu leiden hatte, als mein Unglücksgenosse. Dieser hatte die Bisse des Löwen in seinen nackten Arm empfangen; die Wunde schwärte Monate lang, und als ich ihn gerade ein Jahr nach jenem Ereigniß wiedersah, war sie von Neuem aufgebrochen."

„Ueber die Natur des Löwen," sagte Cumming ein anderes Mal, „hegt man noch immer die albernsten Vorurtheile. Wenn z. B. ein Reisender, wie es in diesen Weltgegenden häufig genug vorkommt, am Tage einem Löwen begegnet, so wird er, falls er nicht von vorn herein darauf versessen ist, etwas „Nobles" und „Majestätisches" in ihm zu sehen, nichts weiter bemerken, als ein Thier, um etwas größer als vielleicht der größte Hund. Wenn man ihm am Tage begegnet, so steht der Löwe eine oder zwei Sekunden betroffen still, geht dann langsam etwa zwölf Schritt weiter, indem er sich beständig umsieht; dann beginnt er zu traben und endlich, wenn er sich außer Sicht wähnt, jagt er davon wie

ein Windspiel. Am Tage, selbst in hellen Mondscheinnächten, ist, wenn man ihn nicht reizt, keine Gefahr vorhanden, so daß wir es gewöhnlich in solchen Nächten nicht einmal für nöthig erachten, unsere Ochsen anzubinden, während wir in einer dunklen, regnigten Nacht, wenn ein Löwe in der Nähe ist, seines Angriffs sicher sein können. Sein Herannahen, außer wenn er verwundet ist, geschieht immer leise und verstohlen, und der geringste Anschein einer Falle ist hinreichend, ihn vom letzten Sprunge abzuhalten.

„Nichts von Allem, was ich je erlebte, rechtfertigt die Annahme, der Löwe besitze wirklich den edlen Charakter sowohl, als die wilden Eigenschaften, die man ihm gewöhnlich zuschreibt. Der Edelmuth eines Neufoundländer- oder St. Bernhardhundes ist ihm vollkommen fremd. Was seine große Stärke betrifft, so kann allerdings darüber kein Zweifel walten. Die immense Muskelmasse, die seine Kinnladen, Schultern und Vorderfüße umgeben, bezeugen eine furchtbare Kraft; doch sind auch hier die Beispiele vielfach übertrieben worden. Nie habe ich einen Löwen einen Ochsen davontragen sehen; er schleppte und zerrte stets, wenn er einen solchen getödtet hatte, den Leichnam am Boden entlang. Ja, ich war Augenzeuge, wie einmal drei Löwen sich bemühten, einen Büffel nieder zu reißen; wie es ihnen aber lange Zeit nicht glückte, obwohl derselbe tödtlich verwundet war durch einen Doppelschuß.

„Dieselben Ursachen, die zu den angeführten Uebertreibungen Anlaß gegeben, haben auch sentimentale Personen zu der Ansicht verleitet, das Gebrüll des Löwen sei der erschütterndste unter allen irdischen Klängen; man faselt überall von dem majestätischen Gebrüll des Königs der Thiere. Es ist in der That sehr wohl geeignet, uns Furcht und Grauen einzuflößen, wenn man es hört in Verbindung mit dem entsetzlich lauten Donner dieser Länder, in einer Nacht so dichter Finsterniß, daß jedes Flammen der intensiven Helligkeit der Blitze uns die Empfindung der Stockblindheit hinterläßt, wo der strömende Regen das Feuer auslöscht, wo nicht einmal ein Baum ein Obdach bietet und wo es unmöglich ist, sich der Büchse zu bedienen. Befindet man sich dagegen im sichern Hause oder im Wagen, so macht sich die Sache ganz anders; da vernimmt man das Gebrüll des Löwen ohne allen Schauder, ohne alle Ehrfurcht.“ —

Da Mr. Cumming gleich mir der Kapkolonie zueilte, so beschlossen wir, uns nicht mehr von einander zu trennen, sondern die Reise zusammen zu machen.

Der Orangestrom war in jetziger Jahreszeit nicht so tief, als ich ihn das vorige Mal zu passiren hatte; wir wagten daher den Versuch, unsere Wagen von den Ochsen durchziehen zu lassen. Für die meinigen, welche leicht genug waren und eben keine großen

Reichthümer enthielten, war dabei wenig Gefahr vorhanden. Anders aber stand es mit denen meines Freundes. Er hatte auf seiner letzten Reise nicht weniger als dreiundvierzig Elephanten erlegt, und zwar fast lauter männliche, wie es die riesigen Stoßzähne bezeugten, von denen einige eine Länge von sieben Fuß und ein Gewicht von hundert Pfund hatten; ferner hatte er sechzig Flußpferde und Rhinocerosse, endlich Büffel, Leoparden, Elennthiere, Gemsböcke, Antilopen, Zebra's und Schakale in solcher Menge erbeutet, daß er ihre Zahl selbst nicht anzugeben wußte. Es hatten ihn zwar auch nicht geringe Verluste betroffen; die Mehrzahl seiner Pferde und Ochsen waren theils durch reißende Thiere, theils durch Krankheiten oder den Stich der berüchtigten Tsesefliege umgekommen; er hatte seine sämmtlichen Hunde, darunter einige von vorzüglicher Schönheit, durch Panther, Krokodile ꝛc. eingebüßt, und endlich, erst vor wenigen Tagen, hatte ein Ungeheuer von Löwe in einer finstern, stürmischen Nacht einen seiner Wagentreiber erwürgt. Dennoch hoffte Cumming einen so reichen Gewinn mit seinen Vorräthen zu erzielen, um sich vollständig neu equipiren und von Neuem auf Unternehmungen und Abenteuer ausgehen zu können.

Ohne erheblichen Unfall erreichten wir das jenseitige Ufer; nur ein einziges Pferd, ein junges und solcher Abenteuer noch ungewohntes Thier, fing mitten im Strom an, sich hoch aufzubäumen, so daß der Reiter, ein kräftiger Kaffernbursche, es nicht länger regieren konnte. Mit großem Geschrei fiel er in den Fluß; er fühlte indeß sogleich festen Grund unter seinen Füßen, und mußte nun, obgleich das Wasser ihm bis an den Hals reichte, den Strom durchwaten, indem er das scheue Pferd an der Hand leitete. Von unsern Sachen waren viele bei der Durchfahrt so gänzlich durchnäßt, daß wir am jenseitigen Ufer erst nochmals unser Lager aufschlagen mußten, um Alles wieder zu trocknen. Endlich aber setzte sich unser Zug in Bewegung, und von angenehmer Witterung begünstigt, rückten wir dem Ziel unserer Reise täglich um ein Bedeutendes näher. Als wir die Gebirge überstiegen, fand ich zum ersten Mal Gelegenheit, das merkwürdige Gebahren der Affen und Paviane zu beobachten, die in großen Schaaren auf den Bergen wohnen. Es schien, als ob sie eine förmliche Ordnung unter sich eingeführt hätten, denn wechselsweise stand immer einer von ihnen Schildwache. Wenn nun am Fuß des Berges Menschen, Wagen, Reiter ꝛc. vorbeipassirten, so gab die Schildwache den Andern mit einem deutlichen „Hah, hah, hah!" ein Zeichen; sie kamen in großen Schaaren zum Vorschein und begafften die Vorüberziehenden so lange, bis diese ihren Augen entschwanden. Ja es kam zuweilen vor, daß sie mit Steinen nach uns warfen. Dann zogen sie sich wieder zurück, bis die Schildwache von Neuem rief. Cumming